Germ. sp. 660 c/1

<366123085800019

<366123085800019

Bayer. Staatsbibliothek

1234

Die

denkwürdigsten Jahrstage

Schlesiens.

Mit sechs Kupfern.

Erster Band.

Glatz,
gedruckt mit Pompejus Schriften. 1802.

Gsc 9532

Die

denkwürdigsten Jahrstage

Schlesiens.

Erster Heft

Januar.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorerinnerung.

Die öffentlichen Bibliotheken zu St. Elisabeth und Maria Magdalena in Breslau und die Privatbibliothek in Fürstenstein ausgenommen, dürfte deren schwerlich eine in Schlesien vorhanden seyn, welche es im Punkte schlesischer Autoren und der vaterländischen Geschichte mit der hochgräflich von Sandrectzkischen Majorats-Bibliothek in Langen-Bielau aufnehmen könnte. Sie war bisher für das Publikum ein unbekanntes und unbenutztes Bergwerk, in welches, wie ich glaube, ich meine Wünschelruthe zuerst eingeschlagen habe. Der kritische Schriftsteller würde in manchen Punkten vielleicht noch mehr zu Tage fördern können, womit ich mich nicht befassen mag.

Schon in ältern Zeiten wurden die hier vorhandnen Silesiaca von dem bekannten Freunde der schlesischen Litteratur, Herrn Schiendler von Printzendorf gesammelt und giengen dann unzerstückelt an die gräflich von Sandrectzkische Familie über. Die meisten ältern Schriftsteller, welche über Schlesien etwas in den Druck gegeben haben, sind hier zu finden, aber auch außerdem ist noch ein ansehnlicher Vorrath von Schlesien betreffender Manuscripten und geschriebenen Chronicken vorhanden. Ueberhaupt herrschte bey unsern Vorfahren mehr Vorliebe gegen die vaterländische Litteratur, als bey uns.

Vorerinnerung.

Möchte es doch dem gegenwärtigen Herrn Besitzer gefallen, nur einen Theil des ansehnlichen Quantums, das jährlich auf die Vermehrung der gräflichen Bibliothek im Ganzen gewendet wird, diesem besondern Zweige der vaterländischen Geschichte zu wiedmen, um die etwann noch fehlenden älteren Schriftsteller in Auctionen zu erstehen; so würde das Majorat Langenbielau einen litterarischen Schatz besitzen, der, wäre er auch nicht der einzige im Lande, doch wenige seines gleichen haben dürfte!

Nur durch die Erlaubniß des Herrn Grafen, einen freyen Gebrauch von dieser Bibliothek zu machen, bin ich im Stande, diese denkwürdigsten Jahrstage Schlesiens dem Publiko zu übergeben. Nur dadurch vermag ich es, die Augenzeugen des 16ten und 17ten Jahrhunderts mitunter über manche vaterländische Begebenheit in ihrem treuherzigen Tone selbst reden zu lassen, welches nach meinem Geschmack eben so viel Vorzüge hat, als ein Buch im Original, anstatt in der Uebersetzung zu lesen.

In dem vorangegangnen summarischen Tags-Verzeichniß sind noch einige Artikel, die zum Theil zu nah vor Augen lagen, übersehen worden. Sie werden in dieser vollständigen Ausarbeitung nachgeholt werden, und da in dem Verzeichniß Zwischenräume gelassen worden sind, so können sie dort leicht eingeschaltet werden. Auch sollen die im Verzeichniß leer gelaßnen Tage mit andern interessanten Artikeln im Werke selbst besetzt werden, wenn sich gleich von ihnen kein bestimmter Datum angeben läßt.

Er=

Bayerische Staatsbibliothek München

Erster Januar.

1552. Neujahrsumgänge werden in Breslau verboten.

Der treuherzige Ton meiner handschriftlichen Chronik, die sichtbar von einem Zeitgenossen des sechszehnten Jahrhunderts aufgezeichnet ist, erzählt:

„Auch kurz in diesem Jahr ließ ein ehrbarer „Rath mit Ernster ausrufen, daß Niemand, „er sey auch wer er wolle, Arm oder Reich, „nicht sollte zum neuen Jahr gehen, viel we„niger mit Unterschleif solches thun, oder sei„ne Kinder und Gesinde darnach schicken. Dies „Verbot geschah zum erstenmal allhier in „Breslau, ward nie gehalten, sondern wiede„rum den Freunden zugelassen, den Bettelleu„ten und Umläufern aber gänzlich verboten."

Unser Chronist scheint beides, sowohl die freundschaftlichen Glückwünschungen als auch die feinere Art von Betteley an diesem Tage, zu meinen, weil er von Reichen und Armen redet. Zur Ehre unserer Vorfahren bleibt es indessen immer merkwürdig, daß sie schon damals den Unfug, der auf beiderleyweise mit den Neujahrwünschen getrieben wird, erkannten und abstellten. Auch an dem Orte, an welchem ich lebe, herrschte dieser Unfug noch

auf

auf eine ärgerliche Weise und es hätte Noth gethan, daß man an diesem Tage zwey Gesinde mehr gehabt hätte; eins zum Laufen und Rennen und ein anderes zum Aufpassen im Hause, um alle leidige Gratulationes in Empfang zu nehmen. Der witzige Einfall eines angesehenen Mannes im Orte machte endlich diesem Unwesen dadurch ein Ende, daß er im Jahr 1795 auf einen schriftlichen Zettel bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein für allemal gratulirte. Er selbst starb vor Ausgang desselben; erlebte aber noch die Freude, daß sein Einfall gewürkt hatte, und die Gratulirwuth mit Ablauf des achtzehnten Jahrhunderts ein Ende nahm.

Zur schlesischen Geschichte der Neujahrsgänge gehören in spätern Zeiten noch zwey Aufsätze, welche sich in den Provinzial-Blättern (Januar 1786 und 1787) befinden. Ein Unbekannter stellte solche in einem launigten Ton als unschicklich und unter der Würde des geistlichen Standes vor, welcher zum Theil darauf angewiesen ist. Er hat das Bild davon nach dem Leben gezeichnet, wenn er es also schildert: „In Städten „sammelt der Rector oder Cantor den Kern der „Sänger, der Stadtmusicus ergreift mit seinen „Gehülfen das Instrument, und viele andere, die „nicht singen und blasen und doch Wünsche für Geld „verkaufen wollen, nehmen Mantel und Stock, und „nun durchkreuzen sich im seltsamsten Gemisch auf „Straßen und Treppen der Rektor und Nachtwächter, der Kunstpfeiffer und Todtengräber, der „Schornsteinfeger und Thurmwächter, die Kirchendiener und Gassenvögte.“ Der Pastor Klose zu

Domanze übernahm indessen die Rechtfertigung dieses leidigen Broderwerbs und so lange der geistliche Stand nicht vom Winde leben lernt und auf keinen honettern Fuß zu existiren gesetzt wird, lassen sich seine Gründe dafür allerdings hören. Mehr davon siehe in den erwähnten Aufsätzen selbst.

1584. Verbesserter gregorianischer Kalender.

Das kaiserliche Mandat Rudolphs II. vom 10ten December 1583 besagt: „daß aus sonderbaren, gewissen, nützlichen, beweglichen und billigen Ursachen, nach gnugsamer stattlicher Erwegung und Berathschlagung der allgemeine alte Kalender, so bisher in der ganzen Christenheit gegolten, um zehn Tage corrigiret und verändert worden ist. Als nehmlichen dergestalt, daß das schier vier und achtzigste Jahr seinen Anfang vom neuen Jahrstag, wie vor Alters haben, aber nach der heiligen Drey König Tage, welches ein unbeweglich Fest und der sechste des Monats Januarii ist, alsbald darauf der siebzehnte, als Sanct Antonii geschrieben werden soll."

Das Kaiserliche Oberamt wieß hierauf die Geistlichen an, sie sollten, „damit jedermänniglich, sonderlich der einfältige Bauersmann, aller Gelegenheit gründlichen berichtet, von den Kanzeln auf den nächsten Feyer- oder Sonntag; solches dem Volke verkündigen und ausführlichen Bericht thun, daß, so viel möglichen, Unordnungen vermieden bliebe."

Mit welchem Widerspruch und welcher Unzufriedenheit dennoch diese Verbesserung aufgenommen wur-

wurde, geht aus der Aeußerung der schon oben gedachten handschriftlichen Chronik hervor, welche sagt: „Es entstand daraus viel Unordnung und Verwirrung im Lande, dann von dieser Zeit an haben wir allhier in Schlesien immer Theurung gehabt, dann sich die Bauersleute nie recht haben zum Ackerbau schicken können, sondern zu früh oder zu spathe gesäet und also das liebe Getraide nie zu rechter Zeit, wie zuvor einbracht."

Es ist eine traurige Bemerkung von Alters her, daß man selten auf die Wahrheit an und für sich selbst, sondern auch auf den sieht, der sie sagt. Weil diese Verbesserung nun vom Pabste herrührte, so sträubten sich blos aus diesem Grunde die Protestanten in Schlesien gewaltig gegen die Annehmung des neuen Kalenders. Das Vorurtheil: was kann aus Nazareth Gutes kommen? herrschte auch hier, und der Himmel gebe, daß man bey löblichen Einrichtungen, welcherley Art sie auch seyn mögen nie mehr, von wem? und von wannen? fragen möge.

1798. Tabacks-Fabrication wird frey gegeben.

Die ausführlichern Schicksale, welche der Anbau, die Fabrication und der Verkauf dieser Glücks- und Unglückspflanze in Schlesien gehabt hat, werden unter dem 6ten August geliefert werden. Hier davon nur so viel.

Die Fabrication und der freie Verkauf des Roll-Tabacks soll von dem ersten Februar gedachten Jahres

res an wieder ein freies Gewerbe seyn und der Preiß der angepflanzten Blätter durch freie Concurrenz bestimmt werden, um dem damit getriebenen Schleichhandel ein Ende zu machen. Jedem, der überhaupt zur Fabrication berechtigt ist, wurde erlaubt, die Fabrication des Rauch- und Schnupftabacks wieder anzufangen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er sich bis zur Ankündigung der völligen Fabrications-Freiheit, allen den Verfügungen unterwerfe, welche die von Sr. Königl. Majestät Allerhöchst verordnete Realisirungs-Commißion nöthig finden würde.

Zweiter Januar.

1741. Neutralitäts-Acte Friedrichs II. mit Breslau.

Den 31ten December 1740 langte der König mit den ersten Preußischen Truppen eine Meile vor Breslau an. Noch desselben Tages wurden die Obristen von Posadowsky und von Bork in die Stadt geschickt um dieselbe aufzufordern. Noch kurz zuvor hatte der Magistrat das Ansinnen der Kaiserin, welche eine Besatzung von 5000 Mann in die Stadt legen wollte, abgelehnt und gerieth also durch die Aufforderung, preußische Besatzung einzunehmen in große Verlegenheit. Er kam in dasselbe Gedränge, in welchem er sich hundert Jahre

zu-

zuvor, (siehe den 27ten August) zwischen Schweden und dem Kaiser befunden hatte. Der erste Januar wurde mit Unterhandlungen zugebracht und den zweiten kam folgender Vergleich zu Stande:

1. Der König bewilligt bey den gegenwärtigen Conjuncturen und so lange solche dauern werden, der Stadt, ihren Klöstern, Stiftungen, Vorstädten und zugehörigen Dorfschaften eine vollkommne und genaue Neutralität. Es soll weder Huldigung, Abgabe, Contribution, Lieferung und nichts dergleichen gefordet werden. Doch soll auch die Stadt weder kaiserliche noch andre fremde Truppen einnehmen, sondern gegen solche eine ähnliche Neutralität behaupten.

2. Der König gestattet freyes Commercium zu Wasser und zu Lande und soll solches im mindesten nicht von den preußischen Truppen gehemmt werden.

3. Da die Stadt von undenklichen Jahren her ihre eigne Garnison und Bürgerwache gehabt, und niemalen einige Feld-Soldaten eingenommen; so declariren Ihro Königl. Majestät, daß sie weder itzo noch ins künftige und zu keinen Zeiten einige von Dero Königl. Truppen und Soldaten einzulegen verlangen und ansinnen, sondern die Stadt bey allen ihren Privilegien, Recht und Gerechtigkeiten, Gewohnheiten, Einrichtungen und Verfassungen ungehindert lassen und schützen werden.

4. Gleich nach Unterschrift dieses Tractats und Eintritt des Königs in die Stadt, sollen die nah bey der Vestung gesetzten Vorposten, imgleichen die Königl. Truppen bis auf ein Bataillon und die Gens d' Armes, aus den Vorstädten und Dorfschaften der Stadt weggenommen werden, und das zurückbleibende Bataillon soll in allem gute Ordre halten und der Stadt keinen Schaden zufügen, auch vor ihr Geld zehren.

5. Da Ihro Majestät aus keinen feindlichen Absichten, sondern als ein Freund zu der Stadt Breslau gekommen, so machet sich Dieselbe eine besondere Ehre daraus, Deroselben Allerhöchste Person und Hofstaat in ihren Ring-Mauern, so lange und so oft es Deroselben gefallen wird, zu sehen und aufzunehmen; jedoch bey der allergnädigst geschehenen Declaration, daß Sie keine andere Escorte, außer 30 von Dero Gens d' Armes mit in die Stadt nehmen wollen und werden, und wer von Dero Königl. Truppen in der Stadt etwas zu verrichten hat, ohne Obergewehr herein kommen würde.

6. Der König dürfe in einer Vorstadt, jedoch in einer zulänglichen Entfernung von der Stadt ein Magazin anlegen und solches durch das zurücklassende Bataillon bewachen lassen. Breslau den 2ten Januar 1741. Preußischer Seits war dieser Ver-

trag

trag von den Obristen von Posadowsky und von Boke, und Abseiten des Magistrats von Albrecht von Sebisch und Heinrich von Gutzmar unterzeichnet. Wie? und warum? dieser Neutralitäts. Vergleich gebrochen wurde, zeigt der 10te August.

Tags darauf, den 3ten Januar, schickte die Stadt Deputirte aus dem Magistrat und der Bürgerschaft an den König, der sein Quartier in der Vorstadt hatte. Die Thore wurden geöffnet, und Mittags um 12 Uhr ritt herein mit glänzender Suite ein stattlicher, junger, schöner, freundlicher König, der alle Welt höflich grüßte und durch Eroberung der Herzen sich die Ueberrumpelung der Stadt selbst vorbereitete. Breslau schien in der Lage einer Jungfrau zu seyn, die nach einem Manne schmachtet, und wo man sich an die Capitulationspuncte die sie ehrenthalber macht, nicht so genau binden darf. Die Bürgerschaft stand im Gewehr und der König bezog sein Quartier in dem Gräflich Schlegelbergschen Hause auf der Ullbrichsgasse. Die Regimenter blieben in den Vorstädten, und nur einige derselben marschirten, doch nur Conventionsmäßig, compagnieweise durch die Stadt auf den Dom, wohin man haufenweise strömte, um die schönen, großen, und gewandten Puppen in Augenschein zu nehmen. „Die nach neuen Auftritten be-

gie-

gierige Einwohner, sagt ein classischer Schriftsteller, (Kleber) fanden in allem diesen mehr Anlaß zum Vergnügen als zur Furcht, und die weichere Hälfte derselben wurde bald durch nähern Umgang eine freiwillige Eroberung dieser jungen Krieger. Der König beförderte die Siege dieser Art durch Lustfeste und Bälle, die er selbst mit den schönsten Damen eröffnete. Alles dieses gefiel der zur Eitelkeit, zum Prunk und zum Vergnügen geneigten Nation. Es ist nicht blos witziger Einfall, wenn angemerkt worden, daß Friedrich durch diese Galanterie und ein Paar Menuets der Königin von Ungarn eben so viel Vasallen abgewonnen hat, als durch die Waffen." — Nachdem der König den 5ten Januar auf einem glänzenden Ball, zu welchem auch die Kaufmannschaft vom ersten Range eingeladen war, alle Herzen bezaubert und bestrickt hatte, gieng er den 6ten darauf anderweitigen Eroberungen entgegen.

Dritter Januar.

1288. Stiftung des Capitels bey der Collegiatkirche zu Breslau.

Sollte es hie oder da ja irgend einen meiner Leser geben, dem es eckelt, wenn etwas nach der Bibel riecht, so wird er es sich schon gefallen las-

sen

sen müssen, daß ich ihn durch den Anblick und durch das Andenken an die erhabne Collegiatkirche auf dem Dome zu Breslau an eine rührende Scene derselben erinnere. Wer mit den Sitten und Gebräuchen der Urwelt ein wenig bekannter ist, als gewöhnlich, dem muß darin manches in einer ehrwürdigen Gestalt erscheinen, was in das Gewand unserer Zeiten travestirt, allerdings einen lächerlichen Anstrich haben kann. Dahin rechne ich unter andern die Scene zwischen Jacob und seinem Schwiegervater Laban 1 Mos. 31. Man hört die Sprache des rohen aber unverdorbnen Naturmenschen, wenn es heist: „So komm und laß uns einen Bund machen ich und du, der ein Zeugniß sey zwischen mir und dir. Da nahm Jacob einen Stein und richtete ihn auf zu einem Mahl. Und sprach zu seinen Brüdern: leset Steine auf. Und sie nahmen Steine und machten einen Hauffen und aßen auf demselben Hauffen. Da sprach Laban: Der Hauffe sey heute Zeuge zwischen mir und dir und sey eine Warte. u. s. w. So oft ich ehedem die Collegiatkirche betrachtete oder heut noch an dieselbe denke, kömmt mir jene Bibelscene und Bibelstelle in den Sinn. Denn das ehrwürdige Gebäude steht noch heute da als verjährtes Denkmal einer feyerlichen Aussöhnung zwischen zwey erbitterte Feinde, dem Herzog Heinrich IV. von Breslau und Bischof Thomas II. Was sie für einen Zwist mit ein-

ander hatten, wie groß die Erbitterung und wie rührend die Aussöhnung war, werde ich unter dem 6. Januar erzählen. Hier davon nur so viel, daß die Collegiatkirche zu ewigen Denkmal dieser Aussöhnung von dem gedachten Herzoge erbauet wurde. Möchte doch das jeder bedenken, der sie aus Neugierde oder Andacht betritt! möchten doch die ehrwürdigen Wände und die verjährten Steine an sein Herz sprechen, wenn er einen Feind hat und seiner hier gedenkt! Möchten die Denkmale unserer Vorfahren doch für unsere Moralität nicht todte Steine seyn! —

Bald wäre ich warm geworden — doch darf ich mich dessen schämen? Würde es doch jeder beym Anblick oder der Erinnerung dieses ehrwürdigen Sühn-Altars. Ich kehre jetzt wieder zur Geschichte zurück. Der Herzog wollte sie Anfangs dem Apostel Bartholomäus wiedmen. Beym Grundgraben fand man aber eine Wurzel in Gestalt eines Kreuzes, woran zu beiden Seiten des Untertheils zwey Figuren zu seyn schienen, welches der Herzog für eine besondere Andeutung des Himmels ansah und sein Vorhaben änderte. Damit aber die dem Apostel zugedachte Ehre nichts dabey verlöhre, so beschloß er nun 2 Kirchen über einander zu bauen, wovon er die untere dem heiligen Bartholomäus und die obere zu Ehren des heiligen Kreuzes ein-

weyhen ließ. Die Untere, welche fast zur Hälfte in der Erde steht, wurde im 30jährigen Kriege von den Schweden, welche sie zum Pferdestall entweyhten, grösstentheils verwüstet, und ist es noch heut. Desto lichter und schöner ist aber noch immer die obere, oder eigentliche Kreuzstiftskirche, zu welcher auf 2 Seiten derselben eine steinerne Stiege mit eisernen Geländern hinaufführt.

Um seine religiösen Gesinnungen und seine Achtung gegen den Clerus noch mehr zu beurkunden, stiftete der Herzog bey der obern oder Kreuzstiftskirche noch 5 Prälaturen und 12 Canonikate, welche sämmtlich mit den reichsten Einkünften aus mehrern dazu geschenkten Dörfern versehen wurden. Die Stiftungsurkunde des Collegiatcapitels wurde den 3ten Januar 1288 in Gegenwart des Bischofs Jacob von Gnesen unterzeichnet, wobey sämmtliche Domherrn zu Breslau Zeugen waren. Er forderte für das alles weiter nichts, als daß sein und seiner Gemählin, seines Vaters und seiner Mutter, seines Bettern, des Erzbischofs zu Salzburg, Wladislav, des Königs Ottokars II. in Böhmen, des Herzogs Boleslav von Krakau und seiner nahen Anverwandten Anniversarium jährlich feyerlich begangen würde. Die Dankbarkeit der Geistlichen verewigte ihn deshalb in der Geschichte mit dem Beynamen Probus oder der Fromme.

1792.

1792. Provinzial-Kunst-Schule in Breslau errichtet.

Groß ist das Verdienst, welches sich König Friedrich Willhelm II. durch Ausbreitung eines feinern Geschmacks und edlern Styls in den bildenden Künsten, um sein Land erwarb. Zu diesem Endzwecke wurden unter Leitung und Aufsicht des Ministers von Heinitz und der Academie der Künste zu Berlin in den Städten Berlin, Königsberg, Breslau, Magdeburg und Halle auf königliche Kosten Provinzial-Kunst-Schulen errichtet, in welchen junge Künstler, Fabricanten und Profeßionisten zur Darstellung gefälligerer Formen ihrer Erzeugniße ausgebildet und zugezogen werden sollten. Besonders war dies Absehen auf die Lehrlinge und Gesellen der Damast-Seiden- Florweber, Tapeten- und Bortenwürker, Sticker, Spitzenfabrikanten, Kartenmacher, Formschneider, Kattundrucker, Pappiertapetenmacher, Bildgießer, Gipsboßirer, Drechsler, Stuckaturarbeiter, Bildhauer, Steindrechsler, Goldarbeiter, Konditor, Gelb- und Rothgießer, Kupferschmiede, Zinngießer, Klempner, Töpfer, Fayancetöpfer, Steingutfabricanten, Zimmerleute, Maurer, Tischler, Stuhlmacher, Stellmacher, Steinmetzer und dergleichen mehrere gerichtet.

Zu diesem Behufe wurde den 3ten Januar 1792 zu Breslau in einem dazu eingerichteten Saale des Mathiasklosters die Kunstschule unter der Direction des Professors Bach eröffnet. Nach den Grundsätzen derselben sollen die Lehrer bey dem Unterricht

ihrer Lehrlinge sich besonders bestreben, ihnen Anfänglich durch Umrisse, die zu ihren Metiers gehörige Formen verschönert bekannt zu machen und solche von ihnen aus freyer Hand nachzeichnen zu lassen. Die Lehrlinge sind deshalb in 3 verschiedne Klassen abgetheilt, als 1. architectonische und geometrische Klasse. 2. Die Klasse worin Zieraten und Gefäße und endlich 3. diejenige, worin Figuren, Basreliefs und Thiere, theils gezeichnet, theils boßiret werden. Nach Verschiedenheit dieser Klassen werden die Schüler mit allen Gliedern der Architectur, welche durch mannigfaltige Verbindung mit andern Körpern neue Gegenstände des Geschmacks hervorbringen, in allem nur erdenklichen Hausgeräthe angebracht werden; ferner mit allen leblosen Gegenständen der Natur, insofern sie durch die von der Natur erhaltne eigne schöne Gestalt hiezu benutzt werden können und endlich mit allen lebendigen Gegenständen der Natur, insofern sie unter gewissen Einschränkungen für Handwerker hieher gehören, dergestalt bekannt gemacht, daß diejenigen, welche sich einem Metier widmen, das der Verschönerung in seinen Arbeiten fähig ist, die ihnen dazu dienlichen Vorbilder an Zeichnungen und Gypssachen nachzeichnen lernen.

Eigentlich sollen nur wirkliche Lehrburschen, welche im dritten Lehrjahre stehen, aufgenommen und die Anzahl derselben auf 80 eingeschränkt werden, damit sie der Lehrer besser übersehen kann. Der öffentliche Unterricht wird 3 Tage in der Woche, nemlich Montags, Mitwochs und Sonnabends im Winter von 6 bis 8 Uhr, im Sommer von 5 bis 7 Uhr des Abends unentgeldlich ertheilt. Für die

ganz armen Lehrburschen und Gesellen; welche in der Woche von den Meistern nicht abkommen und Armuthshalber sich mit ihnen nicht abfinden können, werden noch Sonntags 2 Stunden nach der Nachmittagskirche Unterricht gegeben.

Die landesväterliche Vorsorge der Regierung läßt es dabey noch nicht bewenden, sondern es werden zur Ermunterung des Fleißes jährlich eine gewisse Anzahl großer und kleiner königlicher Medaillen von Berlin gesandt und bey dem jährlichen Examen unter diejenigen vertheilt, die sich vorzüglich durch Anlagen und Fleiß hervorgethan haben. Diese Medaillen haben auf der einen Seite das wohlgetroffne Bildniß des Königs, auf der andern Seite den Genius der Kunst, mit der Umschrift: „Für Kunst und Gewerbe.“ Für Jünglinge von Ehrgefühl ist es eine nicht mindere Ankörnung des Fleißes, daß jährlich die wohlgelungensten Versuche nach Berlin zur Ausstellung bey der Kunstacademie eingeschickt werden, zu welcher Ehre vergangenes Jahr 1800 aus der breslauschen Kunstschule 15 Modelle gelangten.

Ueber die Geschmackvolle Einrichtung des Ganzen, über die Ordnung, den Fleiß und die Stille, womit ein vermischter Haufe von dermalen mehr als hundert jungen Leuten, jeder an eignem kleinen Staffelet bey erforderlicher Beleuchtung arbeitet, ist nur eine Stimme. Eben so über den entschiedenen Werth und den großen Fortschritten, die bisher in der Bildung junger Künstler gemacht worden sind, wovon in dem Lehrsaale selbst eine ganze Reihe Proben ausgestellt ist, unter denen sich ein Paar Va-

sen, die mit dem Postamente mannshoch und die Kunststücke zweier Töpfergesellen sind, besonders auszeichnen. Noch andere Kunstproben sieht man in der Wohnung des Professors Bach. Ganz vorzüglich sind einige Schreiberhauer und Friedrichsgrunder Glasarbeiten und mehrere Produkte der Proskauer Fayance-Fabrick, mit welcher seit der Epoche der Kunstschule eine neue Schöpfung vorgegangen ist. Die Gefäße derselben haben eine leichtere und gefälligere Form erhalten, und seitdem die Erfindung, Kupferstiche auf denselben anzubringen, angewandt wird, ist ihre Schönheit im hohen Grade vermehrt worden. Man darf ja auch nur in das erste beste Mobiliar-Gewölbe in Breslau treten, um sich zu überzeugen, wie sehr sich durch diese Kunstschule der Geschmack seit 10 Jahren verfeinet hat und wie weit es unsre inländischen Profeßionisten zum Theil schon gebracht haben. Seegen also über den Regenten, der das Kunstgefühl seines Volkes weckte und ihm die Mittel zu seiner Vervollkommnung in den bildenden Künsten so großmüthig in die Hände gab!

Vierter Januar.

1575. Thomas von Rehdiger stirbt.

Die Wohlthäter des Vaterlandes nicht zu vergessen, sondern ihr Andenken im Grabe zu segnen, bleibt dem Patrioten heilige Pflicht. Unter diese Wohlthäter nimmt gewiß Thomas von Rehdiger eine der ersten Stellen ein und es wäre

Schan-

Schande für jeden schlesischen Gelehrten, wenn sein Name und Verdienst irgend einem unbekannt wäre.

Von glühender Liebe zu den Wissenschaften angetrieben, sammelte er durch kostbaren Aufwand seines Vermögens eine starke und auserlesene Bibliothek. Grösstentheils aus litterarischen Rücksichten brachte er funfzehn Jahre auf Reisen durch die Niederlande, Frankreich, Italien, die Schweiz und England zu, kannte die größten Gelehrten dieser Länder persönlich und stand mit einem großen Theil derselben in Correspondenz. Er ward deswegen mit Lobgedichten und Dedicationen überströmt, die er, wie sie rühmen, mit fürstlicher Freigebigkeit, wozu ihn sein Vermögen in Stand setzte, belohnte. Kein beträchtliches Werk seines Zeitalters, zu welchem Fache es auch gehören mochte, entgieng ihm, sondern wurde, welchen Preiß es immer haben mochte, herbeygeschaft; und wenn man damals im Felde der Litteratur auch noch nicht die kritischen Wegweiser unserer gelehrten Zeitungen hatte, so ergänzte er diesen Mangel durch seine ausgebreitete Bekanntschaft und Correspondenz mit Gelehrten. Dadurch gelang es ihm, einen auserlesenen und reichhaltigen Bücherschatz zusammen zu bringen, wie ihn damals gewiß kein Privatmann besaß. Der Theolog und der Jurist, der Mediciner und der Mathematiker, der Philolog und der Geschichtsliebhaber fanden in seiner Sammlung, was sie wünschten und suchten. Hätte dieser Freund und Schützer der Musen ein höheres Alter erreicht, was würde er bey dem Gebrauche, den er von seinem Vermögen machte und bey seiner leidenschaftlichen Liebe für die Litteratur, nicht für eine unerhörte

Bibliothek nachgelassen haben! Allein so wurde er in dem blühenden Alter von 35 Jahren ein Opfer seines Bücherkundschaftens. Er hatte das Unglück auf seiner Reise 1572 bey Heidelberg mit dem Wagen umgeworfen zu werden und sich den Ellbogen zu verrenken, welcher nie mehr recht geheilet wurde. An den Folgen davon kränkelte er zu Cölln am Rhein mehrere Jahre, bis er endlich daselbst den 4ten Januar 1575 in den Armen seines Freundes Falkenburgs den Geist aufgab.

Ueberzeugt von dem Werthe seines Bücherschatzes und der großen Kosten sich bewust, mit welchen er erworben war, wünschte er, daß diese Geisteswerke kein todtes Kapital für die Nachwelt seyn möchten. Er hätte sie seinen Erben und Verwandten hinterlassen können, aber belebt von edlem Gemeinsinn und Eifer für das allgemeine Beste, machte er in seinem Testamente von Cölln aus die Verordnung, daß alle seine Bücher, Manuscripte, Münzen, Statüen und Gemälde nach Breslau geführt und daselbst zum öffentlichen Gebrauch, dem Rehdigerschen Geschlechte zu Ehren, in einem besondern Saale aufgestellt werden sollten. So entstand die öffentliche Bibliothek zu St. Elisabeth in Breslau, welche deswegen auch die Rehdigersche heißt, heute noch die erste im Lande und eine der vorzüglichsten in Deutschland ist. Sie wurde schon das Jahr darauf 1576 mit großen Kosten nach Breslau geschaft und Anfangs in einem Privathause verwahrt. Zu Curatoren derselben waren einige Familienglieder ernannt, so daß sie zwar gewissermaaßen ihr Eigenthum, aber doch immer zum Behuf und Gebrauch des Publikums blieb. We-

gen

gen mancherley Weitläuftigkeiten verzogen sich 85 Jahre, ehe man den letzten Willen des Testators vollkommen erfüllen konnte. Endlich wurde sie auf einem Saale über der Sakristey zu St. Elisabeth aufgestellt und 1661 entsagten die Erben allen ihren Ansprüchen darauf und verglichen sich mit dem Rathe und der Stadt Breslau dahin: 1. Das Zimmer über der Sakristey sollte beständig der Bibliothek gewiedmet bleiben: 2. sie sollte ihren alten Namen behalten und wenn sie auch künftighin durch Schenkungen oder Ankauf anderer Bibliotheken und Bücher vermehret würde, so sollte sie doch immer und zu ewigen Zeiten die Rehdigersche heißen. Sie wurde darauf den 4ten October 1661 zum erstenmal zum Gebrauch des Publikums eröffnet, nachdem zuvor ein besonderer Bibliothekar angestellt worden war. Zum ehrenvollen Andenken des gelehrten und großmüthigen Stifters, wurde eine aus Erz gegoßne Tafel in der Bibliothek errichtet, welche mit goldnen Buchstaben seinen Ruhm noch heut in einer lateinischen Inschrift preiset.

Rehdigers Beispiel fand rühmliche Nachfolger, welche theils ganze Bibliotheken, theils einzelne seltne Werke und Manuscripte dieser öffentlichen Bibliothek vermachten und dadurch den Werth derselben unendlich erhöhet haben, worunter sich in ältern Zeiten Schulz, Machner, von Serbisch, von Riemberg, Hanke, Stief, und in neuern Zeiten, Arletius und besonders die Schenkung der Kammerherrin von Ponikau auszeichnen. Letztere stand im Mathiasstifte und wurde auser einem ausgepackten großen Vorrathe noch in 17 vollen Kisten von beträchtlicher Größe von dem zei-

tigen Bibliothekar, dem Rector und Professor Schebel 1795 in Empfang genommen.

Schon die Rehdigersche Schenkung betrug über 6000 Bücher, deren Werth nicht sowohl in der Menge, als in der Güte und Seltenheit bestand. In allen Fächern der Wissenschaften sind darunter die auserlesendsten Manuscripte auf Pergament geschrieben vorhanden. Bekannt ist die Anekdote, daß, als König Friedrich II. bey seinem Aufenthalte in Breslau den Froißard zur Durchsicht verlangte, sich der Rector und Bibliothekar Arletius zuvor einen schriftlichen Revers von Sr. Majestät erbat, bevor er das verlangte Manuscript auslieferte, welches seiner Gewissenspflicht freilich mehr Ehre als seiner Lebensart machte. Außer einem ansehnlichen Münzkabinette und beträchtlichen Gemälden waren in der Rehdigerschen Verlassenschaft an zwanzigtausend Kupferstiche von den berühmtesten Meistern und zwanzig Schieber voll Bildnissen in Wachs boßirt vorhanden.

Dies sey genug, um Rehdigers Verdienst um das Vaterland und besonders um Breslau nur einigermaaßen anschaulich zu machen. Und wäre er nicht mit seinem rühmlichen Beispiel der Donation vorangegangen, so dürfte es ja auch wohl seinen Nachfolgern schwerlich in den Sinn gekommen seyn, sich durch ihre spätern Vermächtnisse an Ihn anzuschließen. So aber verschmilzt sich auch ihr Verdienst in seine Ehrenkrone und sie strahlt mit vermehrtem Glanz um desto herrlicher. Sein Name werde nimmermehr vergessen!

Fünfter Januar.

1420. König Sigismund kömmt nach Breslau.

(Vorläufig muß ich den Leser erinnern, daß der gegenwärtige Tag mit dem 17. 18. Julius und 6ten März äußerst genau zusammenhängt. Als ausgezeichnete Geschichtstage muste ich sie aber von einander trennen und kann der Zusammenhang unter einander nur erst bey Erscheinung derselben hergestellt werden.)

So oft in Breslau der Ruf ertönte: der König kömmt! war es ein Aufruf zur Freude und eine Losung zu Festlichkeiten. Nur den 5ten Januar 1420, als König Sigismund nach Breslau kam, war es ein Donnerwort und wie einem aufsteigenden Gewitter nach schwülen Tagen, sahen die Bürger seinem Einzuge entgegen. Er kam, ein Rächer des Bösen, ein Vergelter schwerer Uebelthaten und die bange Ahndung, daß seine Fußstapfen von Blut triefen würden, trog nicht. Hätte doch diese Ankunft in neuern Zeiten der Hauptstadt vor Augen geschwebt, so würden daselbst nicht Unruhen vorgefallen seyn, welche die Geschichte gern mit einem Schleyer verhüllen möchte! möchte dies warnende Beispiel auch für die späteste Nachwelt nicht verloren seyn! —

Schon anderthalb Jahre vorher hatte sich ein ansehnlicher Theil der Bürgerschaft gegen den Rath empört und die bis hieher aufgeschobne Rache traf das Haupt der Rädelsführer um desto blutiger. Gleich als scheute der König den Anblick der empör-

pörten Stadt, kam er in der Nacht, von seiner Gemahlin im Wagen begleitet, in dieselbe an. Und obgleich der Aufruhr schon unter seinem Vorfahren König Wenzeslav vorgefallen war und die Empörer desto eher auf die Gnade des neuen Regenten hätten hoffen können, so glaubte er doch ein abschreckendes Beispiel aufstellen zu müssen.

Den Tag nach seiner Ankunft nahm Sigismund die Huldigung der schlesischen Fürsten und Stände, wie auch der breslauschen Bürgerschaft an und hatte darauf ein verdrüßliches Geschäft nach dem andern abzuthun. Das merkwürdigste darunter war die Klage des Raths: daß die Rathmanne von den Handwerkern und gemeiner Bürgerschaft beschuldigt würden, als wenn sie ihnen nach Willkühr eine große und unnöthige Schatzung aufgedrungen hätte, welches doch die Bürgerschaft nicht im Stande sey zu erweisen. Zwar hätten sich die Rathmanne nach Gebühr verantwortet, daß sie solches auf Befehl Königes Wenzeslav hätten thun müssen, aber die Bürgerschaft hätte sich daran nicht gekehrt, sondern wäre aller Warnungen und Vermahnungen ohnerachtet in ihrem bösen Vornehmen fortgefahren. Der König lies hierauf mehrere von den Zechältesten verhaften und ihnen förmlich den Prozeß machen. Um allen Anschein von Partheiligkeit zu vermeiden, wurden auf Befehl Sigismunds aus den Städten Schweidnitz, Striegau, Jauer, Löwenberg, Bunzlau, Reichenbach, Hirschberg, Namslau und Neumarkt deputirte Rathspersonen nach Breslau berufen, welche gemeinschaftlich mit den breslauschen Schöppen, Aeltesten, Kaufleuten und Geschwornen ein Stand-

recht

recht bilden sollten. Im Namen des Königs traten dagegen mehrere seiner vornehmsten Offizianten und Hofbedienten vor Gericht und brachten folgende Klagepunkte vor: 1. daß Gewalt und Frevel geschehen sey an die Geschwornen des Raths, als an der Herrlichkeit Sr. Gnaden des Königs. 2. daß die Helfer und Nachfolger dieser Uebertretung in sein (des Königs) Rathhaus gelaufen wären und mit gewaffneter Hand seines Rath Thurm mit Gewalt und Frevel aufgehauen. 3. daß sie seine königliche Kasten im Thurm aufgehauen, seine fürstlichen Briefe zerrissen, zerhauen und zerstochen und weggetragen hätten. 4. daß sie vom Thurm mit Gewalt und Frevel seine Rathmanne und Schöppen einen Theil ermordet und herabgeworfen und einen Theil ohne Schuld und Recht haben richten lassen. 5. daß sie mit Frevel und Gewalt etliche Gemach aufgehauen, Almarien und Kasten aufgehauen und seiner Gnaden Geld räublich daraus genommen und sich von eigner Gewalt an Setner Gnaden Statt gesetzet, daran seine Rathmanne gesetzen haben. 6. daß sie Seiner Gnaden gewaltiglich und mit Frevel beraubt haben, also daß sie seinen Harnisch und Wappen räublich von dem Rathhause getragen haben, den vor Zeiten unser gnädigster Herr Carl, der Kaiser, Seiner Gnaden Vater seel. Gedächtniß mit seinem eignen Gelde — (das nun folgende Wort ist in Fabers Manuscripte undeutlich) — hat, nnd in demselben Harnisch und mit demselbigen Harnisch einen Theil der Gewalt und Mord vollbracht und geendet haben. 7. daß sie unsers gnädigsten Herrn des Königs Fesel und Gefängniß gewaltiglich und mit Frevel aufgebrochen und daraus Leute losgelassen, die des Landes und der Stadt Beschädiger gewesen

wesen und auch Leute, die den Kaufmannen gros Geld schuldig gewesen und um derselben Schuld willen darinnen gesessen haben.

Darauf fährt der von Seiten des breslauschen Magistrats bekannt gemachte offne Brief weiter fort: „unsers gnädigen Herrn, des Königs, Räthe haben auf die vorbeschriebenen Stücke und Klage begehret, ein Recht zu finden und auszusprechen, als was sie darinnen bestanden und verfallen seyn und wie wohl aber über alle vorgeschriebene Sachen unser allergnädigster Herr der König, ein solch Recht vor Seine Herrlichkeit selber hat zu vollführen zu Hohen und Niedern nach Seiner Königlichen Gnade und Willen; jedoch wenn Seiner Gnaden, daß Sie von uns begehren, so haben Wir Rathmanne zu Breslau mit unsern Schöppen, Aeltesten, Kaufleuten und Geschwornen und mit Rath aller obgedachten Städte, die mit in gehegter Bank gesessen, nach unserm eignes ein solch Recht gefunden und ausgesprochen vor Recht, also daß alle die solche Gnade übertreten, die That gethan haben, welcherley sie sind mit Rath und Hülfe, daß sie verfallen seyn gegen unsern gnädigen Herrn, dem Könige, mit Leib und Gut, und andern Nachfolger, die damit gewilliget, und gewillkühret haben, die mag Seine Königl. Gnaden strafen, nach seinen Gnaden und nach seinen Königlichen Willen von Rechts wegen. Darnach fragten aber unsers Gnädigen Herrn, des Königs Räthe, wie obgeschrieben stehet, was die, die von solcher Klage abtrünnig worden sind und in die Acht kommen und sich nicht verantwortet haben, verfallen seyn? Darauf sprechen die obgeschriebne vor Recht, daß sich unser gnädiger Herr,

der

der König zu ihrem Gut halten, und zu ihrem Leibe sie richten, wo er sie gehaben mag von Rechts wegen." Die blutige Vollziehung dieser Sentenz siehe den 6ten März.

Sechster Januar.

1285. Herzog Heinrich IV. von Breslau im Bann.

Bischof Thomas und Herzog Heinrich IV. von Breslau lebten in bitterer Fehde mit einander. Zwar weiß man die Ursache davon nicht ganz bestimmt anzugeben, aber alle schlesischen Schriftsteller stimmen so ziemlich darüber ein, daß es Geldforderungen betraf, zu welchen sich der Bischof nicht verstehen wollte. Was Heinrich durch Güte nicht erhalten konnte, nahm er nun mit Gewalt und bemächtigte sich der bischöflichen Städte Neiße und Ottmachau nebst mehrern Schlössern und Dörfern, aus welchen er sich den geistlichen Zehenden liefern ließ. Thomas zu schwach zum Widerstande, suchte den Zwist in Güte beyzulegen und schickte mehrere Prälaten und Domherrn an den Herzog, mit der Bitte, die Kirchengüter wieder auszuliefern. Sie wurden mit harten Worten abgewiesen, und der Bischof, der ihn selbst persönlich um die Rückgabe seiner Ländereyen beweglichst ersuchte, hatte kein besseres Schicksal. Nun blieb ihm weiter nichts übrig, als den geistlichen Arm zu Hülfe aufzurufen. Er wandte sich an den Erzbischof von Gnesen, welcher deshalb eine Synode nach Lancicz ausschrieb,

schrieb, von welcher der Herzog Heinrich mit seinen Rittern, Vertrauten, Anhängern, und allen, die ihm mit Rath und That in den verübten Gewaltthätigkeiten gegen die Kirchengüter beygestanden hätten, den 6ten Januar 1285 in den Bann gethan wurde. Mit eben diesem Banne wurde auch Breslau und das ganze Gebiet des Herzogs belegt. Die Kirchen wurden geschlossen, die Glocken schwiegen, die Sacramente wurden nicht verwaltet; nur die Franziskaner zu St. Jacob in Breslau, bey welchen die Herzoge sich manchmal aufhielten, kehrten sich nicht an den geschleuderten Bannstrahl und setzten ihre geistlichen Verrichtungen fort. Eben so wenig ließ der Herzog sich irren und hatte Muths genug, die Geistlichkeit aus seinem ganzen Gebiete zu vertreiben, welche sich grösstentheils nach Pohlen flüchtete, wo sie gastfreundlich aufgenommen wurde. Der Bischof Thomas selbst hatte sich nach Ratibor unter des Herzogs Wladislav Schutz begeben, wo er etwas dürftig von den Einkünften desjenigen Theils seines Kirchensprengels lebte, welche nicht in Heinrichs Gewalt waren. Aber auch hier wollte ihn der erbitterte Heinrich nicht leiden. Er trat desbalb in schriftliche Unterhandlung mit dem Herzog Wladislav zu Ratibor und schickte Abgeordnete an ihn, welche auf die Entfernung des Bischofs drangen, mit dem Bedeuten, daß er sich die unangenehmen Folgen selbst würde zuschreiben müssen, wenn er dem Ansuchen ihres Herrn kein Gehör gäbe. Wladislav wieß das so ab, wie jeder Regent, der sich in seinem Lande keine Gesetze vorschreiben läßt. Nun erschien Heinrich selbst mit einem beträchtlichen Heere vor Ratibor.

Man kann es dem Herzoge von Ratibor wohl verzeihen, wenn er es vielleicht dem Bischoffe, seinem Schützlinge, zu verstehen gab, daß er unmöglich Land und Leute für ihn aufopfern könne. Die belagerte Stadt wurde hart geängstigt und die bedrängten Bürger klagten laut und stießen anzügliche Reden auf den Bischof und die Geistlichkeit aus. In dieser verzweifelten Lage faßte Thomas einen Entschluß, der eines edlen Mannes würdig war. „Es ist besser, soll er zu seinen Domherrn gesagt haben, daß wir in die Hände des Wüthrichs fallen, denn daß diese Unschuldige vor Hunger umkommen. Laßt uns die Stadt, in der wir so lange Schutz und Sicherheit genossen, von der Furcht und nagendem Mangel befreien, sollte es auch unsre Freiheit und Leben kosten.“

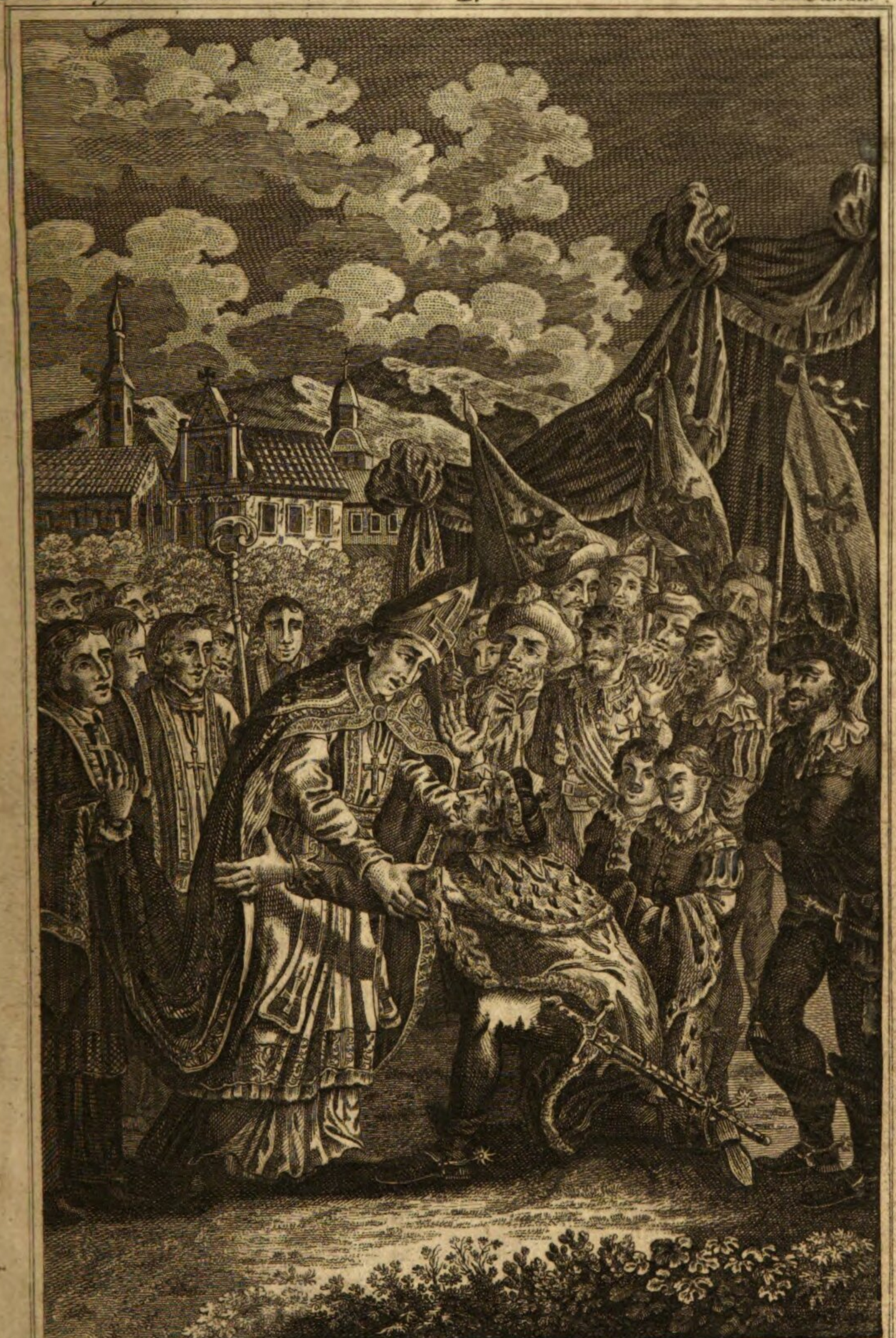
Des unstäten und flüchtigen Lebens satt und da ihm auch außerdem kein andrer Ausweg übrig zu bleiben schien, hielt er mit seinen bey sich habenden Canonikern Rath, und vollführte dann an ihrer Spitze den Entschluß, sich im Vertrauen auf Gott als ein freiwilliges Opfer dem Herzoge Heinrich in die Arme zu werfen. Von seinen Domherrn begleitet, zog er im bischöflichen Ornat, ohne Wehr und Waffen, in das Lager seines erbitterten Feindes, um den letzten Versuch zu wagen, den Zorn des Fürsten durch die tiefste Demuth zu besänftigen. Schon von ferne sahen Heinrichs Leute den nahenden friedlichen Zug und berichteten es ihrem Heere. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß ohnmächtiger Widerstand eben so oft empört, als demüthige Unterwerfung besänftigt. Sie bestätigte sich auch hier. Der Herzog ward durch dies Betragen

ent-

entwaffnet und sein Zorn besänftigt. Er wollte sich durch diese Großmuth und dies Vertrauen auf seinen Charakter nicht beschämen lassen, sondern warf sich vor den Bischof hin mit den Worten: Vater! ich habe gesündigt! —

Thomas hob ihn sogleich auf, eine Thräne zitterte auf seine Wange und nun erfolgte eine Scene, die billig ein schlesischer Grabstichel verewigen sollte. Beide umarmten und küßten einander und begaben sich ohne Zeugen in die nahe dabey liegende Nicolaikirche. Die Folge lehrte es, daß auch der letzte Funke von Haß und Groll in beider Herzen erstickt war und daß Herzog Heinrich sein Unrecht gegen den Bischof so tief fühlte, daß er nicht genug thun zu können glaubte, um es wieder gut zu machen und in Vergessenheit zu bringen. Alles was er dem Bischoffe und der Geistlichkeit abgenommen hatte, gab er zurück; befreite den Bischof von allen Landesabgaben und Diensten, und wollte selbst die Stadt Breslau mit ihrem Gebiete dem Bißthum einverleiben lassen, welches ihm aber von dem Bischof Thomas selbst großmüthig wiederrathen wurde. Aber noch auf seinem Sterbebette ertheilte er dem Bischof in seinen Staaten Herzogsrecht. Wie die Collegiat- oder Kreuzstiftskirche auf dem Dome zu Breslau noch heut ein redendes Denkmal dieser Aussöhnung ist, davon siehe den 3ten Januar.

Sie-



Vater! ich habe gesündigt!

Siebenter Januar.

1522. Der Rath zu Schweidnitz flüchtet.

Mehrere Städte Schlesiens, unter andern auch Schweidnitz, besaßen in ältern Zeiten, nachdem ihre Herzoge ausgestorben waren, das Recht, Münzen zu schlagen, welche zum Theil von so ungleichartigem Gehalt waren, daß daraus lauter Verwirrung im Handel und Verkehr mit den benachbarten Städten entstand. Die Könige von Böhmen sahen sich deshalb genöthigt, diese Vorrechte aufzuheben, um die Landesmünze auf allgemeinen Fuß zu setzen und die Schweidnitzer wollten sich zur Entsagung dieses Rechts durchaus nicht bequemen. Der weisere Magistrat zu Schweidnitz wollte sich zwar in die höhern Landesverordnungen fügen, wodurch die Gemeine um desto mehr gegen ihn erbittert wurde, als wollte er zum Verräther an ihren Privilegien werden. Er hatte mit einem Wort ihr Zutrauen verloren und sie führte noch eine Menge andrer bittrer Klagen über ihn. So beschuldigten sie ihn unter mehrern: er hätte dem Herzog Friedrich von Liegnitz ohne Vorwissen der Bürgerschaft eines der grösten Geschütze zum Geschenk gemacht; er hätte ihren Schatz bey der Nacht vom Rathhause weggenommen; der Bürgermeister Kaspar Freund, der alte Gelhorn, Nicolaus Tomendorf und noch ein andrer Rathsherr wären darauf mit einigen aus der Gemeine früh nachher gen Liegnitz gezogen; die Rathmanne wollten es nicht mit der Gemeine halten und hätten sie mit Rath verlassen; die Obergerichte zu Schmelwitz, Arnsdorf und Wickendorf hätten sie hinter ihrem Rücken verkauft; ihre eignen Kinder, die kaum über

18 oder 20 Jahr alt wären, zögen sie in den Rath, der Bruder den Buder und der Freund den Freund; sie geben sich erbliche Biere auf ihre Häuser und ließen die Stadtmalzhäuser eingehen; sie hätten beym Königlichen Schloß ein Thürlein bey der Stadtmauer eröffnet; sie trieben Geschösser auf der Gemeine Häuser und im Jahre 1510 hätte ein jeder 15 Geschoß von seinem Hause geben müßen; sie hätten die Bürger gedrungen von der Mark vier Denar Schatzung zu geben und eine Lade mit Tuch verdeckt hingestellt, worin jeder nach seinem Gewißen hätte einlegen müßen; alles was sie ausgegeben hätten, wäre ohne Vorwißen der Gemeine geschehen, und wenn diese ihre Noth vorbrächte, würde sie hart gestraft; endlich hätten sie die Büchsen vernagelt und das Pulver mit Heringslacke verdorben.

Was an diesen Beschuldigungen wahr oder übertrieben gewesen, läßt sich heute schwer bestimmen; wenigstens fehlten die Bürger ganz in ihrer eigenmächtigen Verfahrungsweise gegen ihre vorgesetzte Obrigkeit, welches ein Manuscript also schildert: „Demnach in diesem Jahr, als zuvor 1514 der Tumult zwischen Rath und Gemeine wegen der Münz sich angefangen, die Zechen um Weyhnachten zu zechen pflegen, haben sie sich allhier zu Schweidnitz bey die steinerne Tafel gesetzt vorm Stadtkeller, und bey währendem Trinken ihre Hüte auf die steinerne Tafel gesetzt, sie nach der Rathleut Nahmen genennt und mit bloßen Wehren herunter geschmißen. Anno 1522 den 7ten January wichen aus der Stadt Herr Kaspar Freund Bürgermeister, Stenzel Gelhorn, Nickel Tommendorf des Raths, denen andern gute Leut biß in die 40 Personen zu

unter-

unterschiedlichen malen nachgefolget, bleiben biß auf Urbani den 25ten May außen, suchen Rath und Schutz beim Oberhauptman, Herzog Friedrich zur Liegnitz, die Gemeine fällt in ihre Häuser, zappen Wein und Bier an und tragen mit sich, was nicht gehen will. Den 24ten Februar schicket die Gemein vier vergleitete Personen zu Caspor Gotschen (Schafgotsch) zur Fippach Landshaubtman um Rath, bescheidet sie aufs Quartal Invocavit, ward aber nichts ausgericht, sondern die Gemeine fähet an Tag und Nacht das Rathhaus von dato an 2 ganze Jahr zu bewachen, sperren und verwahren die Stadtthor, rottiren und verschwören sich mit Briefen und neugemachten Siegel auf Leib und Leben gegen einander in allen Zechen in Kunz Günthers, Kretschmermeisters Haus."

Weiterhin fährt mein Chronist fort: „Anno 1523 im Februar um Faßnacht sind 2 Böhmische Herrn von Ihro Majestät nacher Schweidnitz abgefertigt; diesen Commißarien eins Theils der Gemeine mit hundert Roßen und hundert Knechten entgegen gezogen sind. Auch sind vom Niederthor an die Hochgaß herauf beiderseits Bürger in ihrer Rüstung gestanden. Diese Böhmische Herrn haben den abgewichnen Rath und ihren Unterthanen zu dreimalen Geleit, Fried und Stillstandt, daß sich niemand bey Leib und Lebensstraf an ihnen vergreifen soll, ausrufen laßen. Noch dennoch läuft des Tages, als sie eingezogen, die gemein Büberey zu, aufschreyen und schelten sie: Schwermärker, Abtrünnige, auch eins theils Schelmen und Meineider, und werfen dazu mit Koth, Klößern, Steinen, und was am Wege zu finden, heftig zu, daß sie in

des Herrn Gelhorn, jetzo Adam Neumans Haus, einkehren, die Thür und Fenster verriegeln müßen. In dieser Furi ist schwer zu handeln, sondern als die Königlichen Abgesandten aller Sachen gänzlichen Bericht eingezogen, haben sie ihren Weg wiederum nach Prag genommen, mit solcher Vertröstung, daß etetwan immer 3 Wochen ein neuer Rath gesetzt werden solle. In dieser Commißion hat die Gemeine über 300 Mark zu Verehrungen, oder vielleicht zu desto gütlicher Tractation der Herrn Commißarien aufgewandt. Nach der Herrn Commißarien Verreisen, wo irgend ein abgewichner Part ersehen worden, haben Kinder, auch alte Leut auf sie gepfiffen, gesungen, geklopft, geklingelt, und allen Hochmuth und Spott bewiesen, also daß etliche wieder von neuen entweichen müßen. Den 25ten Martii hat der Rath um Verhör zu Prag angehalten; auf solches ist ein Tagfarth zu Ollmütz von Ihro Königl. Maj. durch Commißarien angestellt worden. Der Rath ist zwar erschienen, aber die Gemeine außen blieben."

Vergleiche hiemit: März 1. April 15. Juli 12. 14. November 19.

Achter Januar.

Schlesisches Sittengemälde aus dem 14ten und 15ten Jahrhunderte.

Ich wiedme diesen, im Verzeichniße unbesetzten Tag, dem schlesischen Sittengemälde nach der Darstellung des H. R. Kloses in seinen documentirten Briefen.

„Das

„Das Schwerdt hieng an ihrer Seite und noch ein langes Meßer dazu. Uebermannte sie der Affect, so war gleich das Werkzeug andre zu verletzen bey der Hand. Daher so häuffiges Schwerdt- und Meßerziehen, so viel Verwundungen und Lähmungen. Hatten sie kein Gewehr, so ergriffen sie, was sie zuerst habhaft werden konnten; sie schlugen einander mit Stöcken, Knitteln, warfen mit Stangen und Ziegeln, mit Gläsern und Steinen. Sie schlugen einander die Rippen entzwey, die Zähne und Augen aus, hauten Finger und Arme ab. Einer jagte die Leute mit einer Zuberstange und die ihm nachfolgten hatten 3 Meßer 1392. Ein andrer ließ sich seinen Affect so hinreißen, daß er einen Jungen vor dem Beichtiger nahm und schlug ihm eine gute Vart 1393. Franzke Domnig schlug einen andern aufm Fischmark nicht allein mit der Hand an den Backen, sondern auch mit einem Hechte 1404. Ja Hans Siegeler gieng gar so weit, daß er der Elisabeth Kuhlerin die Nase abgeschnitten, und Rickel Rewels Knecht sie ihm noch dazu gehalten. Der Mann schlug manchmal seine Frau und jagte sie entkleidet des Nachts zum Hause hinaus. Wenn sie sich wieder vor dem Rathe miteinander verglichen; so gelobten sie gewöhnlich in guten Treuen bey ihren Ehren, daß sie mit einander in der Ehe, so wie sie Gott zusammengefügt, gütlich und freundlich leben wollten. Versprach jemand sein Zuweib aufzugeben, und handelte doch wider sein Versprechen, so wurde er in den Thurm gesteckt. Schwächungen und Nothzüchtigungen kommen 1395. 1402. 1403 mehrere vor. Das Nachtschwärmen hatte besonders 1389 sehr überhand genommen. Man trieb Unfug, lärmte, schrie, lief mit Flegeln und Mes-

fern

fern herum. Das Spielen war ebenfalls 1390 sehr Mode. Einer verlor 30 Mark, ein andrer seinen Rock, ein dritter eine Pfanne, die der Stadt für $2\frac{1}{2}$ Schock Groschen verfallen war. Nicht selten endigte sich das Spiel mit einer Schlägerey, in welcher mehrere verwundet wurden 1395. Das falsche Maaß hatte sich 1391 so stark ausgebreitet, daß der Rath sich genöthigt sah, demjenigen, der einen Scheffel hatte, welcher eine Mezze zu groß oder zu klein war, ein halb Viertel Ofenziegel zur Buße aufzulegen. Ein Becker muste, weil er zu kleine Semmeln gebacken hatte 1389 einen Ofen Ziegel Strafe geben. Hatte einer sich gegen die Stadt allzusehr vergangen durch Frevel oder Meineid, so wurde er nicht mehr für einen Mitbürger oder Einwohner erkannt, und dies ins Stadtbuch aufgezeichnet. Es war damals eine schwere, mißliche Sache, Stadtdiener zu seyn; denn sie wurden von den wilden, gesetzlosen Bürgern sehr oft übel behandelt mit schimpflichen Reden, mit Streichen und Backenschlägen überhäuft, auch öfters verwundet. Die Bürger vergiengen sich so gar vor Gerichte, vor dem Rathstische mit unziemlichen Worten und Handlungen. Als die Gemeine 1389 begehrte, daß die Sechs nicht mehr im Rathe sitzen sollten, so legten sie willig ihr Amt nieder, um nicht zu größern Unruhen Gelegenheit zu geben. Nicht allein die Stadteinwohner trugen damals Schwerdt und Meßer bey sich; sondern auch die Landleute, welche damit in der Stadt, wenn sie zu Markte kamen, viel Unheil anrichteten. Es gieng kein Jahr vorbey, da nicht mehrere todt geschlagen wurden. Im Jahre 1390 sind vier Todtschläge geschehen. Von dem ersten wurde vor Gerichte 7 Vierdung, von dem zweiten

eine

eine Mark und von den beiden letztern eine halbe Mark gezahlt, eben so hoch war die Taxe für eine Kampirwunde. Die Freunde des Entleibten verglichen sich mit dem Todtschläger und die gewöhnliche Strafe bestand darin; daß der Thäter der Frauen und den Kindern eine bestimmte Summe Geldes auszahlen, Seelmeßen für den Getödteten lesen laßen und eine Romfart oder Ochfart thun muste. War der Todschlag auf freiem Felde geschehen; so wurde dem Thäter auferlegt, ein steinern Kreuz dahin setzen zu laßen. Man sieht deren noch hin und wieder in Schlesien. Wenn Sühnleute zwey Partheyen mit einander vertrugen, so legten sie die Hand des einen in des andern Hand. Wenn sie etwas gelobten, so geschah es zuweilen bey ihrem Halse, 1398. Auch in diesem Zeitraum wallfahrteten nicht allein Mannspersonen, sondern auch Frauenzimmer nach Rom. Wenn man einen Ermordeten auf dem Felde gefunden und den Thäter nicht entdecken konnte; so suchten die, denen das Feld gehörte, die Blutschuld durch eine milde Stiftung auszutilgen. Daher stiegen die Reichthümer des Clerus im Verhältniß mit den begangnen Verbrechen, weil wohlthätige Handlungen gegen Kirchen und Klöster, gewisse Andachtsübungen und Selbstmartern für eine hinlängliche Genugthuung für Mord und Todschlag gehalten wurden. Wenn man sich mit einem Droher, Mordbrenner oder Befehder setzen oder vergleichen wollte, so ließ man es öffentlich in Breslau ausrufen oder ausschreyen. Dies geschah alle Jahr und zwar sehr häuffig, sowohl von Geistlichen als auch dem Landadel. Die Ausrufungsformel war außer einigen kleinen Abänderungen nach Maaßgabe der verschiedenen Verhältniße der Perso-

nen

nen und Umstände, folgende: „Am Donnerstage nach Nativitatis Mariä hat der Ersame Herr Abt zu unser lieben Frauen von Seinen und des Klosters und des Conventswegen daselbst laßen Frede ausrufen, einem heimlichen ungenannten Borner, der zu Jerslawicz gebrannt hat, vierzehn Tage ins Land und vierzehn Tage aus dem Lande, und beut mit ihm vorzukommen vor unsern Herrn den Bischoff, ader vor unsern Hauptman, ader vor unsern Rath, ader vor die Mann des Landis, ader sust vor erber Lute, wohen er kiest, und wil sich ihm off gleich und Recht gerne dirkennen loßen." — Wenn die Verbrecher oder sonst andre Personen wegen Gefängnißes Orfrede schwuren, so geschah es mit ufgerackten Fingern zu den Heiligen. Beym Kauf von Grundstücken wurde zur Bestätigung des Contrackts getrunken, welches den Leynkauf trinken hieß." —

Wann war es nun beßer? heut oder damals? —

Neunter Januar.

1482. Bischof Rudolph stirbt.

Kaum hatte irgend ein schlesischer Bischof einen so eingreifenden und entscheidenden Einfluß in den politischen Zustand des Landes, als Rudolph. Zwey Jahre vor seiner Erwählung kam er als päbstlicher Legat und Bischof von Lavant nach Breslau, um über diese damals so übermüthige und unruhi-

ge

ge Stadt Kraft päbstlicher Vollmacht die beschützenden Flügel gegen George Podiebrad, König von Böhmen, zu breiten, dem Breslau und einige schlesische Fürsten durchaus nicht huldigen wollten, bevor er nicht seine hußitischen Ketzereyen abschwöre und sich und allen Layen den Kelch im Abendmal entzöge. Weiter hatte man nichts gegen ihn, aber dies war damals genug einem Könige in seinem Erblande die Thore zu verschließen. Der noch lebende Bischof Jodocus, war ein sanfter, friedlicher, duldsamer Mann, der dies Benehmen Breslaus durchaus tadelte und nachdrücklich zum Frieden mit George rieth, weswegen man ihm auch den Vorwurf machte, er wüßte weiter nichts zu sagen, als Lamm! Lamm! wodurch er bey den erhitzten Gemüthern allen Credit verlor. Weil also Breslau seinen sanften, frommen Bischof Jodocus, der durchaus von keinem Kriege hören wollte, nicht traute, so hatte es sich durch eine besondere Gesandschaft einen Legaten von Rom erbeten, der gewißermaaßen über die Schritte des Bischofs wachen und ihm den Daum aufs Auge drücken sollte. Mit dem Bannstrahl des heiligen Stuhls bewaffnet, erschien dann auch Rudolph, machte wiederholten Gebrauch davon und schränkte dergestalt die Macht des Bischofs Jodocus auf mannigfaltige Weise ein. Bald that er schlesische Fürsten und Städte in den Bann, um sie dadurch zu zwingen, sich gemeinschaftlich mit Breslau gegen den König George zu erklären und ihm die Huldigung zu versagen. Sie kehrten sich aber daran so wenig, daß sie ihm offenherzig sagen ließen: der Legat möge wohl zusehen, daß er mit seinem Banne nicht noch mehr Anhänger des Königs mache. Der Legat kam auch dadurch wirklich in die mißli-

che Verlegenheit, daß er sich mehrmals genöthigt sah, den Bann wieder aufzuheben, wodurch die Schrecken deßelben gröstentheils ihre Kraft verloren. Indeßen würkte er damit doch so viel, daß König George es nicht für rathsam hielt, seine Rechte auf Breslau mit Gewalt geltend zu machen. Als nun Bischof Jodocus starb, so glaubte das Domcapitel und der Rath zu Breslau keinen würdigern Inhaber des bischöflichen Stuhls erwählen zu können, als den Legaten Rudolph, wozu man ihn auch einstimmig ernannte.

Auch als erwählter Bischof blieb er noch das Haupt und die Seele des landverderblichen Kriegs, welchen ein Theil Schlesiens und Böhmens gegen den König George führte. Da aber das Kriegsglück sich fortdauernd für Georgen erklärte und Schlesien davon, wie es Bischof Jodocus vorhergesehen und geweißagt hatte, die schrecklichsten Unfälle erlitt, so erndtete Rudolph nichts als die bittersten Vorwürfe von seinen Anreitzungen zum Kriege. Man beschuldigte ihn laut, daß er als Legat, wo er nichts dabey aufs Spiel zu setzen hatte, immer zum Kriege gerathen hätte; nun er aber selbst dabey interessirt sey, suche er sein Land und seine Leute zu schonen. Vernünftigerweise konnte man ihm das auch wohl nicht verdenken. Da auch Breslau den Verbündeten nicht so viel leistete und leisten konnte, als es versprochen hatte, so mußte auch dies der Bischof entgelten und man klagte über ihn, daß er jetzt zu schonend und zu gelinde gegen Breslau verfahre. Zwar ließ er sich durch die Geistlichen von den Kanzeln herab rechtfertigen, und lebhaft darstellen, was er schon in diesem unglücklichen Krie-

ge geleistet hätte und ferner noch leisten würde; aber das alles schützte ihn nicht dafür, daß man nicht das ganze Unglück des Krtegs auf ihn und seine Geistlichen geschoben hätte. Eine Gesandschaft, welche König Kasimir von Pohlen nach Breslau schickte, erklärte Angesichts des Bischofs und des breslauschen Raths sogar geradezu: da der Bischof von Breslau als Legat, imgleichen der breslausche Rath die Ursache des gegenwärtigen Verderbens des Königreich Böhmens wären, und diesen Krieg ohne Noth, ohne Ursache, nicht aus guter Absicht, auch nicht mit guten Gewißen angefangen hätten; so sollten sie auch dazu thun, daß er wieder geendigt und der Schaden dem Königreich Böhmen ersetzt würde, wiedrigenfalls sollte alle Zufuhr aus Pohlen nach Schlesien verboten werden. Beide Theile, der Bischof und der Rath zu Breslau, entschuldigten sich, daß sie keineswegs die Anstifter dieses Kriegs wären, vielweniger die Macht besäßen, ihn beyzulegen; sondern daß sie als gehorsame Söhne des Pabstes, dem in dieser Sache, den christlichen Glauben anlangend, ein jeder christliche König, Fürst, Herr, Ritter und Knecht, ja ein jeder Mensch bey Verlust der ewigen Seligkeit gehorsam seyn und wider die Ketzer helfen müste.

Noch bitterer muste es für den Bischof seyn, als die Rathmanne von Breslau ihn einige Zeit darauf ersuchten: er möchte vergönnen, daß sie ihre Söldner von Neiße und Patschkau weg nach Breslau ziehen möchten. Er gerieth darüber in gerechten Zorn und antwortete ihnen: „ich bin auf euch hier Bischof geworden; auf euer mir gethanes Versprechen hab ich das Bißthum angenommen. Ihr

habt

habt mir gelobet, allezeit zu helfen mit Leib und Gut, und das wollt ihr mir nicht halten. Ihr werdet es mir daher nicht übel nehmen, wenn ich euch deswegen höhern Orts belange.“ Der Rath erkannte sein Unrecht, erschrak über die Drohung und beschloß, sich künftighin nie mehr in die Wahl eines Bischofs zu mischen. Bey fortwährendem Kriegsunglück machten sich der Rath und der Bischof noch ferner die Vorwürfe, daß dieser sagte: wenn sie ihm bey seiner Ankunft als Legat zu Breslau nicht so viel von ihrer Macht und hinlänglichen Mitteln vorgespiegelt hätten, so würde er sie nimmermehr zum Kriege beredet haben. Sie erwiederten ihrerseits: wenn er ihnen nicht so viel von der Unterstützung und dem Beistande des heiligen Stuhls versprochen hätte, so würden auch sie sich darin nie eingelaßen haben; denn hätten sie sich selbst stark genug zum Kriege gegen den König gefühlt, so würden sie weder die Hülfe des Pabstes noch den Beistand seines Legaten nachgesucht haben. Wie bey allen mißlungenen Unternehmungen der Art schob auch hier ein jeder Theil die Schuld auf den andern.

Die Kränkung des Bischofs stieg noch höher, als ihm der gesamte Adel des Fürstenthums Schweidnitz Fehdebriefe schickte, in welchen sie unverhohlen sagten: er hätte sie als päbstlicher Legat mit dem Könige in Ungarn verführt. Diese Verführung hätte ihnen zu vielen Schaden gebracht, den sie nun am Bischoffe und seine Geistlichkeit erholen müßten. Sie beraubten deswegen viele Dörfer der Geistlichen. Rudolph erkannte es je länger, je mehr, wie richtig sein Vorfahr Jodocus gesehen und wie weislich er gehandelt hatte, indem er sich aus allen

len Kräften gegen den Krieg mit Georgen sträubte. Zu spät sah Rudolph dies ein und sagte: Der Pabst ist in der Sache Georgs durchaus übel unterrichtet. Hätte ich, da ich als Legat nach Breslau kam, das gewußt, was ich heute weiß, so hätte ichs nimmermehr zum Kriege kommen laßen. Mit weinenden Augen klagte er, daß dieser Krieg wider die Ketzer thöricht angefangen worden, indem man ihre Macht nicht vorher überlegt, und daß es diejenigen schwer auf ihrem Gewißen hätten, welche Schuld daran wären. So nagte Kummer, Reue und Unglück an seinem Leben, bis er den 9ten Januar 1482 starb. (Siehe Januar 20. November 9.)

Zehnter Januar.

1695. Brandenburg giebt Schwiebus an Oesterreich zurück.

Kraft der Erbverbrüderung, welche 1537 zwischen dem Herzoge Friedrich von Liegnitz, Brieg und Wohlau und dem Churfürsten zu Brandenburg Joachim II. geschloßen war, machte der Churfürst Friedrich Willhelm der Große 1684 Ansprüche auf die gedachten Fürstenthümer, so wie auch aus Erbschaftsgründen auf

Jä-

Jägerndorf. Nach vielen darüber mit dem damaligen Kaiser Leopold I. gepflogenen Unterhandlungen, kamen beide Theile dahin überein, daß der Kaiser dem Churfürst Friedrich Willhelm den Schwiebußer Kreis abtrat, wogegen dieser für sich und seine Nachkommen allen Ansprüchen auf die gedachten schlesischen Fürstenthümer entsagte. Bevor aber Schwiebus an das Haus Brandenburg abgetreten wurde, und der Churfürst unter dieser Bedingung allen seinen Ansprüchen entsagt hatte, waren kaiserlicher Seits mit dem Churprinzen Friedrich hinter dem Rücken und ohne Vorwißen seines Vaters geheime Unterhandlungen gepflogen worden, denen zufolge der Churprinz folgenden merkwürdigen Revers von sich stellte:

„Wir Friedrich Cuhr Printz zu Brandenburg uhrkunden und bekennen hiehrmit: Demnach Kaiserl. May. Unsers Herrn Vattern des Cuhrfürsten zu Brandenburg Friedrich Willhelms Gnaden, bey der nächsthin neu geschloßner Allians auf Unsers absonderlich bewegliches neben suechen und bitten, dem im Herzogthum Schlesien und Fürstenthumb Glogau gelegnen Schwibuschen Craiß Lehens-Weiß gnädigst überlaßen haben: So verbinden Wihr uns hingegen in Kraft dieses Unsers Revers, geben auch Kaiserl. May. hiemit völlige Macht und Gewalt, daß dieselbe nach Unsers Herrn Vatters, Gott gebe

be noch lange nicht erfolgenden Todesfall, anyezso solchen obernanter maßen, überlaßenen Schwibuschen Craiß, ohne Unser ferneres zuthun, wiederumb in Poßeß nehme und reunire, doch daß nach würklichen Zurückfall, Kaiserl. May. Dero uns gedhanen allergn. Versprechen gemäß, auch gehalten seyn sollen, Unß entweder die Fürstl. Schwarzenbergische Herrschaften Newerstatt und Gimborn zu wege zu bringen und abzutreten, oder aber ohnstatt derer, einmahl hundert dausent Reichdahler Species, in bahrem Gelde innerhalb Jahr und Dach abführen zu laßen. Im übrigen hat es bey der zwischen Kais. May. und Unsers Herrn Vatters Gnaden oberwehet geschloßener Allians (welche wir hiemit genehm halten und durchgehends approbiren) wie auch bey der darinnen enthaltenen vollkommenen Renunciation aller und yeder von Unsers Herrn Vatters Gnaden formihrten, von derselben aber nie zugestandnen Prätensionen sein unverbrüchliches Bewenden. Actum Potsdam den 28ten Febr. 1686."

Eigenhändig hatte der Churprinz unter diesen Revers geschrieben:

„Daß Wier inenermelte Reunion und Rückfall des Schwibuschen Kreiß, Allians und Renunciation durchgehens und in allen genehm halten, wird mit die-

dieser unser eigenhändige Schrift, Unterschrift und Pitschaft bekräftiget.

Friedrich Cuhr Printz zu Brandenburg."

Nachdem das Wiener Kabinet dies Meisterstück von Politik in Händen hatte, so lieferte es dem Churfürsten Friedrich Willhelm gern und willig den Schwiebußer Kreiß aus und nahm dagegen seine Entsagungen an. Der geäffte Churfürst ließ sich nicht träumen, wozu man seinen Sohn verleitet hatte und nahm den 14ten August gedachten Jahres für sich und seine späteste Nachkommen von dem Ländchen Besitz. Kaum hatte er aber die Augen zugedrückt, so zog das Wiener Kabinet den gedachten Revers hervor und nöthigte den Aussteller, ihm Genüge zu thun. Zwar sträubte er sich 6 Jahre lang, bevor er nach seines Vaters Tode sich zur Auslieferung des gedachten Kreises verstand; aber zu schwach der Uebermacht Oesterreichs zu widerstehen, gab er Schwiebus den 10ten Jan : 1695 nebst dem seinem Vater darüber ertheilten Lehnbriefe und andern Documenten zurück, wogegen er seinen obigen Revers und 250,000 Gulden in Empfang nahm. Um die Angel dieses Reverses drehen sich bekanntlich die gesamten Ansprüche, welche späterhin Friedrich II. auf Schlesien geltend machte. (Siehe August 14.)

Elfter Januar.

1732. Pragmatische Sanction Carls VI. wird von den Reichsständen garantirt.

Reiche und Länder hatte die Vorsehung dem Kaiser Carl dem Sechsten genug gegeben, aber was sie Tausend Sterblichen giebt, versagte sie ihm, einen männlichen Erben. Mit Wehmuth blickte er daher auf seine Krone, denn es fand sich kein Haupt, worauf er sie nach seinem Tode setzen könnte. Als ein frommer Kaiser ließ ers nicht blos bey dem natürlichen Wege zur Erfüllung seiner Wünsche zu gelangen, bewenden, sondern suchte auch die himmlischen Mächte selbst für sich zu interessiren. Er that deswegen mit seiner Gemahlin eine Wallfahrt zum Bilde der Mutter Gottes nach Marienzell und zehn Monate darauf wurde die Kaiserin wirklich von einem Prinzen entbunden, welcher den Namen Leopold erhielt. Aus Dankbarkeit verehrte der fromme Kaiser dem gedachten Marienbilde ein mit Diamanten reich besetztes Liborium und noch zwey Kronen oben ein. Aber der neugebohrne Erbe lebte nur sieben Monate und Carl war wieder ohne männliche Erben. Die Wallfahrt wurde zwar den 30ten Junius 1716 wiederholt und dem Bilde zu Marienzell ein ganz goldnes Kind geschenkt, welches eben so schwer war, als der verstorbne Erzherzog bey seinem Absterben gewogen hatte, aber es erschien kein Prinz mehr, sondern Maria Theresia wurde gebohren. Nun verzweifelte der Kaiser auf immer an der Erfüllung seiner Wünsche, ei-

nen männlichen Thronerben zu bekommen, und dachte auf ernstliche Anstalten, die Thronfolge auf seine weibliche Nachkommenschaft zu bringen.

Zu diesem Zwecke glaubte er auf keinem sichrern Wege gelangen zu können, als wenn er gewiße Erbrechte festsetzte und solche von allen europäischen Mächten anerkennen, sanctioniren und garantiren ließe. Das Wiener Cabinet arbeitete nun an allen Höfen dahin, daß sie nach Ableben des Kaisers seine Tochter Maria Theresia als rechtmäßige Erbin aller väterlichen Besitzungen anerkennen sollten. Der alte Held Eugen lächelte zwar zu allen diesen Cabinetskünsten und sagte: hunderttausend Mann und starke Festungen würden eine weit zuverläßigere Garantie als die heiligsten Versicherungen der auswärtigen Mächte seyn; indeßen glaubte die österreichische Politik auf dem wohlfeilern Weze der Unterhandlungen zum Ziel zu kommen, weil es ohnedem gar sehr an Geld und Soldaten fehlte.

Man gab jenen Erbfolgegesetzen, welche zu Gunsten der weiblichen Lienie bestimmt und festgesetzt wurden den Namen: Pragmatische Sanction. Der Hauptinhalt derselben lief darauf hinaus: daß in Ermangelung eines Prinzen des Erzherzoglichen Hauses Oesterreich, die Succeßion auf die Erzherzoginnen oder Kaiserliche Töchter; sodenn auf seine Bruders Töchter, ferner auf seine Schwestern, und endlich auf alle abstammende Erben beiderley Geschlechts und zwar nach der eingeführten Ordnung der Erstgeburt fallen soll-

sollte. Dieser Inhalt der pragmatischen Sanction wurde schon den 19ten April 1713 zu Wien publicirt. Der Hauptkummer war dabey, daß gewiße ältere Erbverträge, besonders mit dem Hause Bayern, diesen Inhalt der pragmatischen Sanction entgegen standen. Kaiser Ferdinand der Erste hatte seine älteste Tochter an den Herzog Albert von Bayern vermählt, und vermöge Testaments des Kaisers Ferdinands sollten, im Falle, daß von seinen 3 Söhnen keine männliche Leibes-Erben vorhanden wären, die Söhne aus seiner Tochter Ehe erben. Es stand also zu vermuthen, daß die pragmatische Sanction von außenher großen Widerspruch finden dürfte. Deswegen blieb es von 1713 an bey allen Verträgen und Friedensschlüßen, welche Kaiser Carl VI. mit auswärtigen Mächten vollzog, immer der Hauptpunct: Garantie der pragmatischen Sanction gegen alle und jede, die darwider Einspruch thun würden. Es war ihm auch nach und nach geglückt, diese Garantie von Spanien, Frankreich, England und Holland unterzeichnet zu sehen. Nach vielen und langen Debatten verstanden sich auch den 11ten Januar 1732 die deutschen Reichsstände selbst Brandenburg, durch Mehrheit der Stimmen dazu; nur die Churfürsten von Sachsen, Pfalz und Bayern gaben durchaus ihre Einwilligung nicht. Bey der Macht des Kaiserhauses und der Garantie aller übrigen Mächte Europens schien dieser Einspruch nicht von Bedeutung zu seyn.

Kaum aber hatte Kaiser Carl 1740 den 20ten October die Augen zugedrückt und Maria Theresia

wollte ruhigen Besitz von ihren Erbländern nehmen, da erschien der bayersche Graf von Perousa in Wien und machte, Vermöge Testaments Ferdinands I. im Nahmen seines Herrn Einspruch. Er legte die Abschrift des Testaments vor, und da sie mit dem Wiener Original verglichen wurde, so hieß es in der bayerschen Copie: „wenn keine männliche Leibeserben vorhanden seyn würden:" und in dem wiener Instrument lauteten die Worte: „wenn keine eheliche Leibeserben vorhanden seyn würden." Gott weiß, wie es mit dem groben Schreibfehler zugegangen seyn mag. Der Krieg brach nun zwischen Bayern und Oesterreich los. Frankreich, ob es wohl die pragmatische Sanction garantirt hatte, nahm bayersche Parthie und entschuldigte sich damit, daß es bey der Garantie vorausgesetzt hätte, insofern Bayern nicht in seinen Erbrechten gekränkt würde. Preußen hatte die pragmatische Sanction zwar auch garantirt und doch war König Friedrich der erste im Felde und sagte: man hätte preußischer Seits nur die Länder garantirt, welche Theresia rechtmäßig besäße. Das wäre aber der Fall mit gewißen schlesischen Fürstenthümern nicht, welche das Haus Oesterreich widerrechtlich an sich gerißen hätte. So wurde die pragmatische Sanction von mehrern Seiten durchlöchert und Eugens Weißagung gieng in Erfüllung.

Zwölf-

Zwölfter Januar.

1631. Guhrauer wandern aus.

Wenn auch Schlesien im Ganzen betrachtet dermalen wieder eben so sehr, wo nicht noch stärker bevölkert ist, als vor dem dreyßigjährigen Kriege, so sind doch einzelne Städte in Ansehung ihrer ehemaligen Bevölkerung noch immer weit zurück. Dahin gehört unter andern auch Guhrau. Es soll sich ehedem bis an die Färberey-Wiese hinter Kainzen erstreckt und dies Dorf selbst nebst 6 Kirchen in sich begriffen haben. Gegenwärtig zählt es 2500 Einwohner und in ältern Zeiten hatte es allein an 900 Tuchmacher. Wiederholte Pestjahre, der dreyßigjährige Krieg und die Religionsverfolgungen, wodurch, wie an mehrern Orten, die evangelischen Einwohner vom Bürgerrechte ausgeschlossen wurden, brachten den Ort nach und nach gänzlich herab. Die Auswanderungen wurden deswegen so häufig, daß von 699 Häusern ihrer 587 leer und unbewohnt standen. Den 12ten Januar 1631 wurde über diese traurige Zerrüttung ein Protocoll aufgenommen, welches auf dortigem Rathhause noch vorhanden ist, aus welchem sich ergiebt, daß blos an 4000 Seelen nach Lißa in Pohlen ausgewandert waren, ohne diejenigen zu rechnen, welche sich nach Fraustadt, Meseritz, Bojanowa und andern pohlnischen Städten zerstreut hatten. Daß überhaupt die meisten deutschen Städte an der ehemaligen Gränze von Pohlen von ausgewanderten Schlesiern in jenem Zeitalter theils bevölkert theils

erbaut worden sind, ist eine durch die Geschichte bestätigte Wahrheit.

1795. Exequien des Fürst-Bischofs von Schafgotsch.

Bey der preußischen Besitznehmung von Schlesien gab es wohl keine kritischere Lage als diejenige eines Fürstbischofs von Breslau, wie es sich aus der Ansicht der Verhältniße deßelben von selbst ergiebt. Das erfuhr im Gedränge zwischen Politik und Gewißen schon 1740 der Cardinal von Sinzendorf, welcher damals auf dem bischöflichen Stuhl saß. Er wurde unter Bedeckung von 50 Mann aus Ottmachau geholet und nach Breslau gebracht, weil der Briefwechsel, welchen er mit seinen alten österreichischen Freunden geführt haben sollte, Verdacht erregt hatte. Doch wurde er schon 5 Tage darauf wieder auf freyen Fuß gestellt und an die königliche Tafel gezogen, worauf er sich den folgenden Tag nach Wien mit Erlaubniß des Königs begab, um nicht genöthigt zu werden irgend eine Parthey während dem Streit der Mächte zu nehmen.

Nach Sinzendorfs Tode fühlte der König das starke Bedürfniß, das Haupt der Katholicken in Schlesien, den Bischof von Breslau, zum erklärten Freund und Anhänger zu haben. Er rechnete vorzüglich auf die Bande der Dankbarkeit und ließ vermöge seines allesgeltenden und vermögenden Einflußes, durch das Domcapitel zu Breslau den Grafen von Schafgotsch zu dieser Würde erheben.

Der

Der neue Fürstbischof konnte sichs auch nicht verhehlen, wie viel er dem Könige zu verdanken hätte. Aber auch noch durch die Bande der Freundschaft suchte der König seinen Günstling näher an sich zu ziehen. Er lud ihn häufig zu sich ein und als er 1757 Sachsen erobert hatte, brachte er von einer Reise nach Schlesien den Fürstbischof als Gesellschafter nach Dresden mit, welcher auch wenig von der Seite des Königs kam, so daß auch beide gemeinschaftlich alle Merkwürdigkeiten Dresdens in Augenschein nahmen.

Mit der unglücklichen Wendung, welche der siebenjährige Krieg 1757 nahm, schien auch die bisherige Denkungsart des Bischofs eine ganz andre Richtung zu nehmen, woran wohl freilich auch der Drang der Umstände großen Antheil haben mochte. Die klügsten Köpfe damaliger Zeit, besonders unter Friedrichs Feinden, sahen Schlesien auf immer und ewig für Preußen verlohren an und der Feldmarrschall Daun nahm im Namen seiner Kaiserin förmlichen Besitz davon. Er ließ nach Eroberung Breslaus den Bischof zu sich ins Lager berufen und trug ihm auf, Gott in allen katholischen Kirchen für die Wiedereroberung des Landes feyerlichst danken zu laßen. Natürlich stand der Bischof als ein Günstling und vertrauter Gesellschafter des Königs bey den Oesterreichern in Verdacht, daß er auch jetzt noch ein geheimer Anhänger deßelben bleiben werde. Er glaubte nicht genug zu thun können, um dieses Vorurtheil zu heben und seine Anhänglichkeit an die katholische neue Landesregierung außer Zweifel zu setzen. Um sich darin Glauben zu verschaffen, gieng er in seinem ersten Eifer so weit, daß er laut auf

den

den König schimpfte, den schwarzen Adlerorden, den höchsten preußischen Gnadenbeweiß, sich von der Brust riß und zu Boden warf. Dem König konnten diese Ungebühren nicht verborgen bleiben, und Vergeßen schien eben sein Fehler nicht zu seyn.

Indem alles in Schlesien rief: es lebe Maria Theresia! kam der preußische Adler von Rosbach nach Leuthen geflogen und der 5te December 1757 machte durch einen fürchterlichen Schlag allem Frohlocken der Kaiserlichen und ihrer Parthey im Lande ein Ende. Wie von einem Zauberschlage getroffen und von einem Zauberwinde getrieben, eilten sie über das schlesische Gebirge nach Böhmen und Mähren, und der Bischof hatte die Unbedachtsamkeit sich vom Strome mit fortreißen zu laßen und sich in den Schutz der Kaiserin zu begeben. Der König nahm das so übel, daß er Befehl gab, alle bischöfliche Güter zu sequestriren. Darauf erließ der Fürstbischof an den König folgendes Rechtfertigungs-Schreiben, welches nebst der Antwort des Königs hier eine Stelle verdient.

Sire!

„Die ehrfurchtsvolle Ergebenheit und unverbrüchliche Treue, welche ich jederzeit gegen Ew. Königl. Majestät beobachtet, so lange ich das Glück gehabt, unter Dero glorreichen Regierung zu stehen, ließ mir die Beybehaltung dieses gnädigen Schutzes bis an mein Lebensende hoffen, ohne daß jemals eine Art von Argwohn entstehen könnte, wovor, Sire! ich von Dero Seite mich um so mehr gesichert hielt, als meine Aufführung stets behutsam und derjenigen Dankbarkeit stets vollkommen gemäß gewesen, welche

che Ew. Königl. Maj. Gnade, die ich in meinem ganzen Leben nie vergeßen werde, verdienet. Dem ohngeachtet, Sire, habe ich mit äußerstem Schmerz aus dem Schreiben, womit Höchstdieselben mich unterm 22ten Septbr. 1757 aus Naumburg in Sachsen beehrt, ersehen müßen, daß ich diesem traurigen Schicksale nicht entgehen können; und nach der Zeit haben Ew. Königl. Maj. Merkmale gegen mich geäußert, welche mir alle Hoffnung zur Wiedererlangung Dero Gnade berauben. Diese Bewegungen brachten meinen lebhaften Schmerz aufs höchste und so weit, daß ich den Entschluß faßte, mich nach Rom zu begeben und daselbst das Ende dieses Krieges abzuwarten, um mich von aller dergleichen Lage zu entfernen, welche mir bisher sowohl von Seiten Ew. Königl. Maj. als auch des Kaiserl. Hofs so viel Unglück und Verdruß zugezogen. Denn wenig Tage nach der Uebergabe von Breslau an die Oesterreichische Armee erhielt ich von Ihro Kaiserl. Maj. durch Dero Commißarium, den Grafen von Kolowrat, den Befehl, nach Johannisberg zu gehen und bis zu Ende des Kriegs daselbst zu verbleiben. Wie ich aber nachher sahe, daß die Unruhen sich auch bis dahin ausbreiteten, faßte ich den Entschluß, weiter nach Rom zu gehen, als die einzige Partey, welche mir in meiner Verlegenheit übrig bleibt. Jedoch weil meine Gesundheit, die Strenge der Witterung und die Unordnungen meiner häuslichen Angelegenheiten mir nicht erlaubten, diese Reise in einem Striche zurückzulegen, so bin ich vor der Hand hier zu Nicolsburg im Capuciner-Kloster geblieben, allwo meine Eingezogenheit mitten unter diesen Ordensleuten, welche wegen ihrer Entfernung von allen weltlichen Geschäften in gutem Rufe stehen, mich

hof-

hoffentlich außer allen Verdacht bey Ew. Königl. Maj. setzen wird. Da ich aber gegenwärtig mich im Stande befinde, meine Reise fortzusetzen, so ermangele nicht, Ew. Königl. Maj. hiervon gehorsamst zu benachrichtigen, wobey unterthänigst bitte, überzeugt zu seyn, daß lediglich das Unglück Dero auf mich geworfenen Ungnade mich zu diesem Schritt genöthiget hat. So weit ich auch von Ew. Königl. Maj. höchsten Person entfernt seyn werde, so wird doch meine Treue und schuldigste Dankbarkeit so unveränderlich seyn, als die ehrerbietigste Unterwürfigkeit, womit ich die Ehre habe, mich zu nennen ꝛc. ꝛc. Nicolsburg den 30 Jan. 1758."

Die Antwort des Königs lautete also: „Mein Herr Fürst Bischof von Breslau. Ich habe Ihr Schreiben vom 30 Jan. erhalten, deßen Inhalt mich befremden würde, wenn ich nicht wegen der Undankbarkeit Ihres vorigen Betragens solchen vermuthet hätte. Es ist selbiges mit viel zu offenbaren Beweisen begleitet gewesen, als daß Sie solche gegen Sich selbst verhehlen könnten. Eben da ich mit meiner Armee im Anmarsche bin, um den Progressen des Feindes Einhalt zu thun und Schlesien zu befreyen, nehmen Sie den Entschluß, eine Provinz zu verlaßen, welche Sie an meine Wohlthaten hätte erinnern sollen. Ja, den Augenblick selbst, da ich mich Breslau nähere, da der Himmel meine gerechten Waffen mit dem herrlichsten Fortgange segnet, gehen Sie von dort weg. Aus Angst eines bösen Gewißens und weil Sie sich schuldig fühlen, begeben Sie sich unter den Schutz einer Macht, welche mit mir im offenbaren Kriege begriffen; und itzo unterstehen Sie sich noch, mir den gefaßten Entschluß

schluß selbst zu melden, ihn mit den unerheblichsten Vorwänden zu beschönigen und die falschen Versicherungen einer Treue hinzuzufügen, welche Sie doch in den wesentlichen Stücken gebrochen haben. Nein, dieses Verfahren ist zu arg und zu schändlich. Ich kann Sie nicht anders als meinen Verräther ansehen, der auf die Seite meiner Feinde getreten und von freyen Stücken einen Posten verlaßen, den Sie in Betrachtung der Pflichten Ihres Standes niemals hätten verlaßen sollen. Mir bleibt also an meinem Theile nichts mehr übrig, als diejenigen Masregeln zu nehmen, welche mir am dienlichsten scheinen werden. Sie aber will ich Ihrem eignen Schicksale überlaßen. Ich weiß gewiß, daß eine so unverzeyhliche Aufführung, wie die Ihrige, ohnfehlbar die gebührende Strafe nach sich ziehen wird. Weder der göttlichen Rache, noch der Verachtung der Menschen werden Sie entgehen können. Denn so verderbt wie diese auch immer seyn mögen, so sind sie es doch nicht in solchem Grade, daß sie nicht vor Verräthern und Undankbaren einen Abscheu haben sollten. Breslau den 15. Febr. 1758

Friedrich."

Bey diesen traurigen Aussichten der auf immer verscherzten Gnade des Königs gieng der Bischof über Wien nach Rom, wo er den 15ten März anlangte, vom Pabst sehr gnädig empfangen wurde und seine Wohnung in der stillen Abgeschiedenheit eines Klosters bezog. Nach Endigung des 7jährigen Krieges kam er zwar aus Italien zurück, hat aber seine bischöfliche Residenzen nie mehr betreten. Seine Einkünfte waren durch die Sequestration seiner preußisch-schlesischen Güter beträchtlich

ge-

geschmälert, und ihm blieben nur die Revenüen seines im österreichischen Antheil gelegnen Sprengels übrig. Doch führte er davon zu Johannisberg ein ruhiges und glückliches Leben und seine frohe Laune entschädigte ihn ziemlichermaaßen für die auf ihn ruhende Ungnade des Königs. Bey dem Unstern, der über ihn waltete, gewann niemand mehr als die Gränzbewohner des kaiserlichen und preußischen Schlesiens, welche seine Feste, seine Conzerts und seine Opern noch lange vermißen werden. Nachdem er von Alter und mancherley Unfällen gedrückt wohlbetagt zu Johannisberg den 7ten Januar verschieden war, wurde seine Leiche nach Warmbrunn gebracht und mit allem seinem Stande gemäßen Gepränge in die Gruft seiner Ahnen beygesetzt, wo ihm den 12ten Januar die Trauer-Exsequien mit aller Pracht gehalten wurden.

Dreizehnter Januar.

1460. Podiebrads Versprechen gegen Breslau.

George Baron von Kunstadt, mit dem, von seinem Geburtsorte entlehntem, Zunamen Podiebrad, war insofern der Bonaparte seines Jahrhunderts, als er sich vom simplen Edelmanne an bis zur königl. Würde erhob und durch die glänzendsten Eigenschaften seines Verstandes und seines Herzens ausgezeichnet war. Nach dem Tode Ladislavs wurde er durch die Mehrheit der böhmischen Stände zum Könige er-

erwählt, und er würde die böhmische Krone mit eben so viel Glück getragen haben, als er sie mit Ehren trug, wenn nicht Schlesien, besonders Breslau, sich hartnäckig geweigert hätte, ihm zu huldigen und zwar blos deswegen, weil er ein Anhänger der hußitischen Lehre war. Die gleichzeitigen Schriftsteller klagen bitter darüber, daß die Widerspenstigkeit Breslaus besonders von der dasigen Geistlichkeit hergerührt habe. Bis zu Podiebrads Zeiten hatte Schlesien, sowohl unter seinen Herzogen als unter den böhmischen Königen manchen edlen Mann zum Herrscher gehabt, aber ob auch nur ein einziger derselben sich mit ihm vergleichen laßen dürfte, wage ich nicht zu bejahen. Mit dem Herzen eines Biedermanns, verband er einen Kopf, der weit, weit! über den Geist seines Jahrhunderts hinaus war, und Ihn, den wahrhaft großen edlen Mann, dem nichts als Ruh und Friede fehlte, um die Provinz zu pflegen, wie der Gärtner eine Rose am Stocke, Ihn verstieß das verblendete, abergläubige, übermüthige Breslau. Ich meine nicht das heutige, sondern das damalige Breslau. O! über die beweinenswerthe Wahrheit, daß die Menschheit betrogen und mit dem Stock regirt seyn will, und daß sie das volle Licht der Wahrheit eben so wenig, als volles Sonnenlicht vertragen kann! Ein Edelmann und ein Hußit! wie kann

und will der König seyn! darin lagen die Steine des Anstoßes, als ob Geburt und Confeßion ein Privilegium über Verdienst und Würdigkeit gäben! —

Doch zur Sache! — Die römische Politik, der man wahrlich schon in frühern Zeiten nicht den Vorwurf machen kann, daß sie die Kunst zu sehen nicht verstanden hätte, merkte bald, daß Podiebrad Herz und Kopf auf der rechten Stelle hätte und darum ein Mann sey, der Respect verdiene. Ob er wohl ein Ketzer war, so wünschte sie doch seiner Krone die ihr angestammten Schlesier zuzuführen, und schickte deshalb Legaten, welche zwischen beiden Theilen als Vermittler auftraten. Sie unterhandelten zuerst mit Podiebrad, mit welchem sie, als mit einem klugen Manne, sehr bald ins Reine kamen. Darauf verfügten sie sich von Podiebrads Gesandten begleitet, in das widerspenstige Breslau. Sie langten über Schweidnitz von Prag daselbst an und die Breslauer hatten alles aufgeboten, sie mit aller nur ersinnlichen Pracht und Feyerlichkeit zu empfangen. Drey Haufen von Reisigen zogen ihnen, um sie zu empfangen, eine halbe Meile von der Stadt entgegen. Im ersten befand sich die Ritterschaft im Harnisch, nebst den jungen Bürgen und Kaufleuten. Dieser Zug bestand aus 500 Pferden nebst 27 Paniren oder großen seidnen Fahnen. In der Entfernung eines Armbrustschußes folgte der

zweite

zweite Haufe, in welchem die Rathmanne und Schöppen, nebst den ältesten Bürgern in ihren besten Kleidern mit Satteldecken über hundert Pferde sich befanden. Der dritte Haufe bestand aus Zechverwandten, besonders solchen die Pferde zu ihrem Gewerbe brauchen, Fleischer, Kretschmer und dergleichen und enthielt 600 Pferde. Weiter zurück standen 500 Fußknechte und darauf die Zechen, Mann an Mann in Harnisch mit brennenden Kerzen über viertausend. Die Breslauer hatten dabey die politische Absicht, den mitkommenden Gesandten Podiebrads einen hohen Begriff von ihrer Macht und Stärke beyzubringen. Die Legaten meinten, alles Volk wäre ihnen vor das Thor hinaus entgegen gezogen, als sie aber in die Stadt hineinkamen, so wimmelten noch alle Straßen und Fenster von Menschen. Sie wurden mit den grösten Feyerlichkeiten unter Gesängen auf den Dom geführt, daselbst von den Prälaten empfangen, worauf eine Predigt in der Domkirche gehalten wurde. Nachdem sie sich in ihren angewiesenen Quartieren ausgeruht hatten, so übergaben sie Tags darauf ihre Beglaubigungsschreiben von Pabst Pius II. Alsdann hielt der Legat, Erzbischof von Creta, bey zahlreicher Versammlung von Geistlichen und Weltlichen auf dem Saale des Rathhauses eine zierliche lateinische Rede, worin er die Verdienste Podiebrads schilderte,

wel-

welche er mit folgender Ermahnung zur Eintracht schloß: „Dies alles hat Seine päbstliche Heiligkeit, als ein gütiger Vater, der über seine Kinder wacht, reiflich erwogen und die Umstände dieser Stadt betrachtet, daß sie mit zehntausend Mann nicht zu widerstehen vermag dem der mit zwanzigtausend Mann gegen sie kommt. Daher hat er uns als seine Boten hieher geschickt, daß wir in seinem Namen und mit seiner Vollmacht, Friede, aber nicht anders, als zur Ehre Gottes, des christlichen Glaubens und des Heiligen Stuhls stiften sollen, welches wir auch versprechen und mit möglichsten Fleiß und Mühe leisten wollen. Euch Breslauern gebüret es, daß ihr als wahre katholische Christen gegen die H. römische Kirche, eure Mutter, als gehorsame Söhne euch erzeiget und mit eurem Haupte, unserm H. Vater eines seid. Denn wer mit diesem nicht einstimmet, der ist verloren. Besieget daher eure Leidenschaften, die euch von bösen Geistern eingegeben sind, und ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist, und denket auf das, was euch Sicherheit und christlichen Frieden bringet: damit der Spruch des Propheten, den wir im Anfang berühret, bey euch statt habe, nemlich, der Herr wird sein Volk segnen in Friede. Dieser geruhe euch das nach seiner Güte zu verleyhen, der des Friedens einiger Geber ist, herrschend immer und ewig. Amen!“

Weit entfernt, daß diese sehr vernünftige und christliche Rede die Stadt zum beßern Besinnen hätte bringen sollen, brachte sie im Gegentheil nichts als Unruh und Gährung hervor. Man verwünschte die Legaten und sagte, sie wären selbst Ketzer, die bestochen wären und dem Könige die Stadt in die Hände spielen wollten. Man beschuldigte abermals die Prediger, daß sie von dem allen Ursache wären und die Legaten stellten die vorzüglichsten unter ihnen sehr ernstlich im Namen des Pabstes zur Rede; wollten auch mehrere derselben gefänglich einziehen laßen, wenn der Rath nicht vorgestellt hätte, daß das einen Aufruhr nach sich ziehen könnte. Vierzehn Tage warteten die Legaten auf eine schriftliche offizielle Erklärung der Stadt, aber niemand wollte sich zur Abfaßung derselben verstehen. Der Rath erklärte, daß, weil die Ursache, warum sie dem Könige nicht huldigen wollten, den christlichen Glauben beträfe, so wäre es auch die Sache der Geistlichkeit ihre Weigerungsgründe darzuthun, um destomehr, weil sie den Zwiespalt angefangen und bisher so eifrig betrieben hätte. Die Legaten bestellten hierauf alle Prälaten, Prediger und Elteſten der Geistlichen vor sich, und fragten sie: warum sie hier so lange liegen und ob sie ferner ihr Gespötte seyn sollten? Sie befänden sich nun vierzehn Tage hier und könnten noch nicht erfahren, warum die Stadt den Krieg führte. Wir sehen wohl, setzten sie sehr ernst hinzu, daß ihr entweder nicht klug seid, und eure Sache nicht vorzubringen wißt; oder daß ihr im Grunde nichts habt, was ihr zu eurer Vertheidigung anbringen könnt, und dadurch zeiget, daß ihr eigensinnige ungehorsame Menschen seyd. Die Prälaten verstummten

und es blieb nun nichts übrig, als daß sich der Rath der Sache unterzog und folgende Gründe, als Ursache ihrer bisher verweigerten Huldigung, den Lagaten übergab. 1. Breslau hätte bisher immer Könige gehabt, die von edler Geburt und gehorsame Söhne des römischen Stuhls gewesen wären, welches nicht der Fall mit Podiebrad sey. 2. Er wäre ohne ihre Zuziehung von den ketzerischen böhmischen Ständen zum Könige erwählet worden. 3. Die Herzoge Albrecht und Sigismund von Oesterreich, wie auch die Herzogin Anna zu Sachsen hätten noch nähere Ansprüche auf die böhmische Krone gehabt und sie wären von diesen noch nicht losß gegeben worden. 4. Die hußitische Parthey hätte bisher so schreckliche Verwüstungen in Böhmen und Schlesien angerichtet, Städte, Schlösser, Dörfer, Kirchen und Klöster geplündert und zerstört. 5. Die Päbste und Concilien hätten bisher vergeblich an die Bekehrung des Königs und seines Volks mit so vieler Mühe gearbeitet. 6. Der Unterschied der kirchlichen Gebräuche und besonders im Genuße des heiligen Abendmahls halte sie davon zurück. Unter den hußitischen Priestern wären Ungeweihte, Beweibte, Ungelehrte, Handwerker und Henker. Sie behaupteten, daß ein jeder Priester so viel Macht habe, als der Pabst selbst. Sie gebrauchten nicht das Sacrament der Oelung und des Chrisams. Sie benehmen der Kirche alle Freiheit und Güter; verachteten und verspotteten allen Bann und feierten zur Schmach der Kirche die Tage einiger verdamten Ketzer.

Nun hatten die Legaten wenigstens einige Puncte, worauf sie fußen und die Unterhandlungen anfangen konnten. Sie stellten den Prälaten und dem

Rath

Rath überhaupt vor, daß sie keinen andern Weg sähen, als daß die Breslauer den König George zu ihrem Herrn aufnehmen müsten, sonst würde sie der Pabst in den Bann thun und sie für Ungehorsame und Ketzer erklären. Sie fragten: ob sie denn mehr wißen wollten, als der Pabst, Kaiser, Fürsten, Lande und Städte? Darauf beantworteten sie die obigen Puncte stückweise und führten ihnen zu Gemüthe: daß die Menschen verbunden wären, alles geduldig zu ertragen, was Gott über sie verhienge: daß der König von irrgläubigen Eltern geboren sey, mache ihn nicht zur königlichen Würde unfähig: wenn es auch wahr wäre, daß er die Ketzer bisher beschirmt hätte, so möchten sie doch überlegen, daß er aus Verhängniß Gottes die Macht dazu in Händen hätte; und daß er sie jetzt noch beschirme, sey eine Verläumdung: sie sollten sich daran genügen, daß der König zu Prag und zu Brünn vor dem Kaiser und den Bischöfen geschworen, den heiligen christlichen Glauben zu bewahren, und dem Pabste getreulich Gehorsam zu leisten: der Pabst würde ihnen nicht zumuthen, ihn zum Könige aufzunehmen, wenn er hierin nicht beßere Einsichten hätte. Der König habe blos den Ketzern versprochen, daß er sie bey ihren Gebräuchen laßen wolle; und dies sey nicht allein keine Sünde, sondern weislich gehandelt. Wenn die Breslauer die Wahrheit sagen wollten; so würden sie selbst nach ihrer Weisheit rathen, daß man die Hußiten nicht mit Strenge, sondern mit Sanftmuth; nich auf einmal, sondern nach und nach zu bekehren suchen solle. Das der König Ketzer um sich habe, deswegen sey er noch kein Ketzer, sondern er liebe sie als seine Freunde und Diener. Christus aß und trank mit

den Sündern; er liebte nicht die Personen, sondern die Seelen. Wenn auch jemand einen Vater oder Bruder hat, der ein Ketzer ist; so soll er sie doch lieben, nicht aber ihre Ketzerey.

Konnte man aus dem Munde päbstlicher Legaten eine tolerantere Sprache hören? Sie würkte endlich auch, und Breslau verstand sich zuletzt zur Huldigung, wenn ihnen Podiebrad folgende Puncte verspräche:

1.) Daß der König allen Unwillen, Zorn, Ungunst und Verdrüßlichkeit, die er gegen die Capitularen der obersten Kirche und zum heiligen Kreuz zu Breslau, gegen die gesammte Geistlichkeit und Gemeinen zu Breslau und Namslau etwann haben möchte, gänzlich aufheben wolle. Auch sollte alle Fehde, Krieg und Zwietracht, imgleichen alles Rauben, Morden, Brennen, Zerstöhrung, Schaden und Verwüstung und was daraus erfolgt wäre, gänzlich getilgt und beigelegt seyn; so daß der König dieses nimmermehr ahnden, sondern in ein ewiges Vergeßen stellen, auch niemand um dieser Fehde willen, noch sonst auf andre Art weder an Personen noch Gütern angreifen, versehren noch drücken wolle; so als ob kein Krieg gewesen und kein Schade geschehen wäre. — Sie erbaten und ließen sich versprechen

2.) Daß der König alle und jegliche Privilegien, Begnadigungen, Freiheiten, Rechte und gute Gewohnheiten, die wir von allen und jeden Herzogen, Kaisern und Königen zu Böhmen und Herrn zu Breslau und Namslau, haben, befestigen und ewiglich zu bleiben bestätigen soll. Auch soll Seine Majestät uns und alle die Unsern solche Herrschaft, Besitzungen und aller Güter Nutzen, Zinsen

und

und Renten gebrauchen laßen. Imgleichen soll er uns nicht, noch keinem aus uns, aus der Stadt vor ein ander Gericht ziehen. Auch soll er das Fürstenthum Breslau ganz laßen und ungetheilt in allen Rechten und Zugehörungen; imgleichen die Wahl des Raths frey laßen, als sie Breslau aus Privilegien und Gewohnheit hat.

3.) So wie eines jeden christlichen Königs Amt ist, frey zu halten und unverbrüchlich friedlich zu beschirmen die heil. Mutter die Kirche, sie an Haupt und Gliedern, an ihren Häusern Wohnungen und Besitzungen und an allen Gütern, die ihr angehören zu bewahren und zu schützen, also solle der König das alles frei laßen. Auch soll er allen seinen Unterthanen des Bißthums Breslau gebieten, daß sie die geistliche Gerichte und den Bann erbarlich aufnehmen sollen und gestatten, denselben frey zu verkündigen ohne Hinderniß. Wenn sie durch die geistlichen Würden angerufen werden sollten wider alle, welche Ketzerey in der Stadt und in dem Bißthum predigten oder auf irgend eine Weise in diese Lande aussäen oder aufbringen wollten; so sollte der König und alle seine Unterthanen mit Rath und Hülfe darin beistehen und das zur Ausführung bringen, was der geistliche Richter darin vor Recht sprechen würde.

4.) Weil das Volk wegen so vieles vorgefallnen, als Mord, Brand, Lästern, Schelten und dergleichen sich vor dem Könige und den Seinen fürchte; so begehren wir, ehe die Huldigung geschieht, damit solche Ungunst möchte hingelegt und vergeßen werden, von dem Könige Gunst und Freundschaft, vermittelst guter Handlung und Werke auch aus Mitsamkeit mit den Böhmen in manchen Sachen,

daß

daß die rechte Freundschaft auf beiden Theilen wiederkommen möchte: so begehren wir Prälaten und Städte Breslau und Namslau, daß darum die Huldigung auf drey Jahr soll anstehen bleiben; darnach, als wir jetzund bey guten Treuen geloben, Ihm dann huldigen wollen und sollen, als einem wahren, ungezweifelten, gehorsamen und christlichen Könige zu Böhmen.

Das war doch, besonders der letzte Punct, alles, was der Schwächere von dem Mächtigern verlangen konnte. Die päbstlichen Legaten, welche vorhin schon den Breslauern ihr Wort gegeben hatten, daß sie den König zur Einwilligung bewegen wollten, giengen mit diesen Artikeln, begleitet von einigen Deputirten der Stadt Breslau, nach Prag und übergaben solche in des Königs Hände. Der großmüthige Mann, ob er wohl die Macht in Händen hatte, wollte doch lieber durch Liebe herrschen und machte, selbst in Ansehung des letztern Punctes, vermöge deßen die Huldigung noch drey Jahre aufgeschoben bleiben sollte, nicht die mindeste Einwendung. Nur das einzige verlangte er, bevor er diese Artikel schriftlich bestätigte, daß die Stadt Breslau Bevollmächtigte nach Prag schicken sollte, die Ihm mit Hand und Mund den obigen Inhalt versprechen sollten.

Den 13ten Januar 1460 stellte er dann in einem königl. Briefe das Versprechen aus: „Ob wir gleich von den Geistlichen und Gemeinen zu Breslau nicht wenig beleidigt und aufgebracht worden; haben wir sie doch, als es einem König ziemet, mehr mit Gütigkeit, denn mit Ernst und Krieg überwinden wollen. Wir geloben daher mit unsern königlichen

lichen Worten, den Geistlichen und Gemeinen der Städte Breslau und Namslau in den Händen der Legaten, anstatt des h. römischen Stuhls und des h. Vaters des Pabstes, alle und jede obgeschriebne Artikel und alles was darin steht unverbrüchlich zu halten; sofern sie in unserm Gehorsam und Treu bleiben werden." Zu den ausbedungenen drey Jahren Aufschub zur Huldigung setzte er aus eigner Bewegung noch einen Monat hinzu.

Nachdem die Breslauer diese Königliche Versicherung Podiebrads erhalten, so sendeten sie eine zahlreiche und ansehnliche Gesandschaft von Geistlichen und Weltlichen nach Prag. Sie wurde von den Legaten vor den König geführt, beugte sich mit einem Knie und sagte dreimal: „Gnädigster König! die Breslauer bitten, Ew. Gnaden wolle ihnen vergeben, was sie wider Ew. Gnaden gethan haben. Wir geloben alles treulich zu halten, was die Legaten nach laut der Artikel und ihrer Briefe vermittelt haben." Der König gab ihnen allen die Hand und sagte: „Euch sey alles vergeben, und ich verspreche euch, alles was in meinem und der Legaten Brief stehet, zu halten und will euer gnädiger Herr seyn." Darauf wurden zu Prag in allen Kirchen die Glocken geläutet und im königlichen Hofe schmetterten zwölf Trompeter mit ihren Instrumenten. Der ganze Tag war der Freude und festlichen Lustbarkeiten gewiedmet.

O! daß hier die Geschichte sagen könnte: die unselige Fehde zwischen Podiebrad und Breslau hatte nunmehr ein Ende! aber nein! Breslau sah nie den Tag der versprochnen Huldigung und Podiebrad

er-

erlebte es nicht, die Einwohner der Stadt, wie ein guter Vater seine Kinder, in seine versöhnenden Arme aufzunehmen. — Vergleiche Januar 19. März 22. 25. August 5. September 24.

1607. Merkwürdige Hinrichtungen zu Frankenstein. *

Man weiß nicht, ob man bey nachstehender schauerlichen Geschichte, die ich mit den Worten eines Manuscripts erzählen will, mehr über den Aberglauben und die Bosheit verruchter Menschen, oder auch vielleicht über die Prozedur der Justiz und über die Wirkungen der Tortur erschrecken soll. Auf Treu und Glauben meiner Handschrift lasse ich sie also reden, wie folget:

„1606. Demnach viel Menschen durch die schädliche Seuche der Pestilenz hingerißen zu Frankenstein, hat die Gemeine daselbst auf die Todtengräber und ihr Gesindlein groß Achtung gegeben, auch bey einem E. Rath angeklaget, weiln aber kein Beweiß vorhanden, hat man ihnen nichts anhaben können, bis den 6ten September zween Todtengräberknechte, Hans Clement von Breslau und Thomas Otto, sonst Dickbein genannt, wegen seines dicken waßersüchtigen Schenkels zu Frankenstein bürtig, sich des Morgens um 6 Uhr Vormittag im Brandt-

* Es haben sich im Verzeichniß der Jahrstage einige Druckfehler eingeschlichen, wie auch unter diesem dato, welche in der Beschreibung derselben am jedesmaligen Orte angezeigt werden sollen.

Brandtwein vollgesoffen und auf der Kirchgaßen mit einander uneins worden seyn, da sie erschrecklich geflucht, und einer Hans Clement zu Dickbein gesagt, es jammert mich, daß so viel Leute sterben sollen, ich kann nicht mehr schweigen, ich will die fainische Mörderey anzeigen.

Es wird vor die Obrigkeit bracht, die läßt diese zween Buben einstecken, da dann Wunderding, ihr Rädelsführer herzuläuft, Caspar Hübner, sonst Schleuniger genannt und bittet, ein erbar Rath wolle sie wohl strafen, denn er könnte keine Ruh für ihnen haben auf dem Kirchhofe. Als nun die Vogel im Gebauer seyn, fiengen sie an zu singen und bringet der Stockmeister viel aus ihnen mit besondrer List, daher man Ursach bekommen, noch fünf Personen einzuziehen, als Wenzel Förstern, den alten Todtengräber, der 28 Jahr Todtengräber daselbst gewesen, fast ein Siebzigjährigen mit seinem Weibe Hedwig, und den neuen Todtengräber George Fredigern von Hirschberg, mit seinem Weibe Anna, benebst dem obersten Todtengräberknecht Caspar Hübnern. Diese sieben Personen wurden gefoltert und bekennen noch auf zwo, als auf Caspar Schetsen, einen Bettler, und einen Bettlerjungen Paul Limmens nachgelaßnen Sohn, die sie zum Giftpulververstreuen ausgesandt und gebraucht hatten. Darum ward Caspar Schets auch eingezogen und gefoltert; der Betteljunge aber war gleich gestorben und begraben, weil er unvorsichtig mit dem Pulver umgegangen. Diese 8 Malefizpersonen haben erschreckliche Ding in ihrer Tortur ausgesagt. Wegen Giftpulver zweyerley Art; eines hat Caspar Hübner zugericht, welches er im Sterben zu Strehlen im Jahr 1600

von einem Todtengräberknecht, Hans Scholz genannt, wie auch das sonderbare Creuzweißlegen der Leichen gelernet. Dieser hat auch in der Pfarrkirchen daselbst den hohen Altar 3 mal beraubet, zweymal das oberste weiße Altartuch gestohlen, und aus dem dritten ein Stück geschnitten, wie er denn auch auf der Kanzel den Sandseiger hinweggenommen und bekannt, daß er dies alles zur Confection seines Giftpulvers gebraucht, hats etliche mal präparirt und fleißig auf den Gaßen des Morgens im Finstern gestreuet, daß sie freilich auf Ottern, Drachen und Schlangen hereingegangen und sind mit ihm unter einer Deck gewesen, insonderheit der ältere Todtengräber mit seiner Häse, die an den andern Orten, da sie die Todten angezogen und eingeleget, fleißig gestreuet und die Handhaben und Klinken beschmieret, wie dann auch Dickbein in mehr als 40 Häusern gepulvert. Hans Clemens aber hat sich laßen brauchen zum Ausschneiden der Apostemen, die sie auch zu ihrem Giftwesen genommen. Das andre Giftpulver hat zugericht Jörge Frediger mit seinem Weibe und bekannt, daß er es von einem Schäfer bey Trautenau machen gelernt, der es gebraucht, wenn er hat wollen, daß die Schaafe hinstürben, daß er nur viele Fell bekäme; dabey er geschloßen: kann man Schaafe hiemit tödten, so wirds an Menschen auch angehen, dorfte wohl fürgeben, es wäre nicht so schädlich, als Hübners, denn wenn man nicht bald darüber gienge, und die Luft nur stark wäre, so schadets nicht, wer glaubts aber? dies sind die Pulver, damit sie gestreuet und gesalbet.

2.) Welches schrecklich, hat Jörge Frediger, der neue Todtengräber, mit einer todten Jungfrauen,

(die

(die ihm Mühlfranz ä: 1600 in der Pest gehalten, ist auch schon hingericht) zur Striege in der Sterbe, die in einem Kirchlein gelegen, seine Unzucht drey Tage neben dem Mühlfranz gebüßet.

3.) Haben sie die Todten Leichen majico more und nach ihrem Aberglauben geleget, kreuzweise, eines aufs Angesicht, das ander auf den Rücken. Item ein Jüngling mitten ein und zwo Jungfrauen neben ihn, da eine unter sich, die ander über sich das Haupt gehabt, sie beraubt, ihnen ihre Sterbekittel aus, und die Ringe an den Fingern abgezogen.

4.) Zwo Sechswöchnerinnen, so mit den Leibesfrüchten gestorben, haben sie aufgeschnitten, und aus den kleinen Kinderlein die Herzlein genommen, wie sie denn auch selbst ein klein Sechswochenkindlein auffschnitten, und gleichfalls das Herz herausgerißen und gefreßen, damit es ihnen 7 Jahr sollt wohlgehen. Diese 3 Kinderherzen haben Hübner und Dickbein getheilet uud gefreßen, der Meinung, wie sie ausgesagt, daß sie 7 Jahr für Straf und Offenbarung ihrer Thaten sicher seyn würden.

5.) Die Körper haben sie in Gräbern gestümmelt und mit Grabeisen die Köpf abgestoßen.

Diese incarnati Diaboli und böse Blattern sind darauf auf folgende Weise justifiziret worden. Caspar Hübner, der Rädelsführer, ist mit feurigen Zangen an Brüsten gebrennet und in Fingern gerißen worden 6 mal, nachmals in der Arm und Schenkel einmal mit dem Rade entzwey geschlagen und darauf noch lebendig geschmöchet worden. Der

neue

neue Todtengräber auch geschmöchet, der zuvor auf dem Ringe (da das Zangenreißen auf allen vier Vierteln des Markts geschehen) an Händen und Brüsten gebrennet worden, und draußen an der Saul hat ihm der Henker virgam membri virilis mit glühender Zange abgekneipt und lange drauf gehalten, daß er erbärmlich geschrien und gerißen. Dickbein und der Bote oder Bettler Caspar Schets sind auch lebendig geschmöchet, die gleichfalls zweymal an Brüsten und Fingern gezwackt und draußen wurden ihnen die rechten Hände abgehauen. Der alte Todtengräber, seine Häse, Hans Clemens und Anna, des neuen Todtengräbers Weib, sind auf Leitern gebunden, und also lebendig ohne alles Pulver verbrennet worden, doch ward dem alten Todtgräber die Hand auch zuvor abgehauen und in der Stadt neben seinem Weibe und der Anna, des neuen Todtengräbers Weib mit glühenden Zangen an Brust und Fingern zweimal gerißen, Hans Clemens nur ein Finger."

Es scheint, als wäre die Justiz eben so sehr auf den Geschmack des Menschenbratens als die Todtengräber Race auf den Geschmack des Giftstreuens gekommen. Mit einer zweiten ähnlichen Mordgeschichte zu Frankenstein will ich meine Leser nicht behelligen, sondern mit einer dritten schließen, welche kurz hintereinander daselbst vorfielen. Mein Manuscript fährt fort:

„Barthel Milde, gewesener auf etlichen pohlnischen Dörfern um Breslau Todtengräber, hat sich um Ende der Pest zu Frankenstein gefunden, unter den Scheintodten zu begraben und Häuser zu säubern,

bern, kommt ein wegen eines entwandten Kleides um Weyhnachtszeit, hat anfänglich ohngeachtet der Tortur nichts bekennen wollen, aber nachmals mancherley gesungen, insonderheit daß er hintangesetzt der vorigen Straf, von neuem Gift gestreuet, Unzucht begangen, und die Häuser, so von der Obrigkeit zu verschließen geordnet, erbrochen und Diebstahl begangen, hat auch vielen daselbst gestreuet. Eva, eine Landsknechtin gab für, sie wäre Christoph Rimayers, eines Kundschafters von Breslau hinterlaßne Tochter, etliche 20 Jahr alt, hat sich zuvor mit manchem unzüchtigen Bruder und anderu genähret und mit Gift umgangen, hat mit Barthel Milde Unzucht getrieben, ihm ein Trank eingeben und gesagt, sie hätts ihm darum gegeben, daß er nit so viel unschuldige Leute htnrichtete, da sie doch das darum gethan, wann er eingezogen würde, er nichts bekennen könnte. Magdalena, Matz Schubarts hinterlaßen Weib, hat ihrer Tochter Susanna, Giftpulver helfen streuen und ihr in Unzucht und Abtreibung der Leibesfrucht übergeholfen. Darauf ward Barthel Milde auf ein Wagen gesetzt und an allen 4 Ecken des Markts mit feurigen Zangen gerißen, also daß er an den ersten 2 Ecken an Fingern beider Hände gezwackt, und anfänglich das Oberglied des Daumens rechter Hand gar hinweg gieng: nachmalen an andern zwo Ecken bey der Staubsaulen und breßlischen Gaß an in der Brust zu jedermalen einmal. Draußen aber aufm Richtplatz ist er lebendig an einen Pfahl oder Saul angeschmiedet und beym Feuer von fern bey einer guten Stunde geschmöcht worden. Die drey Weibspersonen aber, Magdalena, Eva und Susanna, wurden zuvor eh Barthel Milde geschmöcht,

schmöcht, auf Leitern gebunden und Pulver am Hals gehängt, darauf sie auf den Holzhaufen geschoben, droben mit feurigen Zangen an Brüsten gerißen und umgekehrt aufs Angesicht gelegt und verbrannt worden.

Hans Laken, den ältern Todtengräber und Gräber in der Pestzeit, auf welchen Diener Suse gesungen, machet sein Sohn, ein Knab von 13 Jahren offenbar, daß er (sein Vater) Giftpulver gestreuet, und ihn streuen heißen. Der Vater hat erstlich nicht bekennen wollen, hat unter der Tortur Roßräuberey, und daß er etliche Düttlein Giftpulver von Caspar Schleunigern empfangen, welches er ausgesät, bekannt. Sein Sohn Hans hat, nach seinem Bekänntniß, von der Diener Suse 6 mal Giftpulver bekommen, welches er auf ihr Bitt ausgesät. Weil dann ihn auch sodomitische Leute haben zusehen laßen in ihren Priapischen Sünden, hat er und Jorge, Caspar Schleunigers Sohn, dergleichen bey einem kleinen Mägdlein in einer Wiegen im Hospital liegend, welches nachmalen verschieden, im Anfange Decembers tentirt. Da der Gerichtstag den 5ten October 1607 herkommen, hat der Vater den Sohn ganz elendiglich angesehen und gesagt: sieh lieber Sohn, in was für Unglück wir einander bringen, und der Sohn hat dürfen für den Vater bitten, daß es ihm möcht zum Schwerdt

kommen. Ist also Vater und Sohn diesen Tag justifiziret worden. Dem Sohn hat der Henker, als er ihm angezeigt, er wollt ihm sagen, wenn er niederknien sollte, im Stehen unter dem Gebet, ehe er niedergekniet, den Kopf abgehauen und mit dem Körper auf den Holzhaufen geleget, darauf der Vater, der indeßen auf der Seiten gehalten, hernach geholet, auf ein Leiter gebunden und auf den Scheiterhaufen lebendig zu verbrennen gelegt worden. War ein Mann nicht weit von 50 Jahren, der Sohn aber 14 Jahr, 5 Wochen, 3 Tage alt. Diese bisher erzählte erschreckliche Tragödia ist gezogen aus der Historia laquei venatoris des achtbaren, ehrwürdigen und wohlgelahrten Herrn M. Samuelis Heinnitz, Pfarrherrn zu Frankenstein.

Unmöglich kann man sich aus Menschlichkeit der Frage enthalten: sollte es mit diesen Anschuldigungen durchgängig seine Richtigkeit haben? — Wenn man bedenkt 1. daß bey der Pest im 16ten Jahrhundert ähnliche Anschuldigungen über die Juden ergiengen, als hätten sie die Luft und die Brunnen vergiftet, woran sie doch gewiß unschuldig waren; 2. daß die Geständniße immer nur durch die Tortur erpreßt wurden, und besonders 3. daß damals die Todtengräber mehrerer schlesischen Orte, namentlich zu Schweidnitz, Reichenbach, Guhrau, (Zimmermanns Beiträge X. Band pag. 383) und

Bres-

Breslau (Pol Hemerologion 10ten März) durchgängig des Giftstreuens und Verpestens beschuldigt wurden, sie müsten denn durch halb Schlesien im Bunde gegen alles, was Odem hat gestanden haben; so kann man sich des Argwohns nicht erwähren, daß die Göttin der Gerechtigkeit recht buchstäblich mit verbundenen Augen das Schwerdt geführt und die Pest an den Todtengräbern gerächt habe, anstatt die Polizey büßen zu laßen.

Erinnerung an den Leser.

Bevor die Fortsetzung dieses Werks mit dem sechsten Bogen erscheint, wird sich der Leser einige Wochen gedulden, weil ich heut noch nicht die Stärke der Auflage des folgenden Hefts zu bestimmen im Stande bin, und nicht mehrere Exemplare abgedruckt werden sollen, als ihrer bestellet werden. Ueber den Inhalt und über den Werth des Werks kann nun jeder ein Urtheil fällen. Mein Augenmerk ist, Belehrung und Unterhaltung mit einander zu verbinden, weswegen ich Trockenheit sowohl in der Materie als im Vortrage möglichst vermeiden werde. Wahre, reine Geschichte und doch so unterhaltend wie ein Roman; dieser Zweck schwebt mir vor Augen. Da ich nun als Selbstverleger kein großes Capital mit der Fortsetzung des Drucks aufs Spiel setzen kann, so erbitte ich mir von sämmtlichen Lesern durch ihre respectiven Collecteurs ihre Erklärung, ob sie zur Fortsetzung geneigt sind oder nicht. Auch bitte ich noch zu bemerken, daß verloren gegangne Stücke, welche als Defecte nachgefordert werden, mit dem doppelten Preise bezahlt werden müßen, weil mir dadurch ein vollständiges Werk unbrauchbar wird.

Tiede.

Vierzehnter Januar.

1423. Karthäuserkloster zu Liegnitz gestiftet.

Ich würde dieses aus der Reyhe der Dinge verschwundenen Klosters, wovon nur noch der Name übrig ist, nicht erst gedenken, wenn nicht mit demselben die merkwürdige Stiftung des Allmosengröschleins (siehe 3ten April) verbunden gewesen wäre. Der Herzog von Liegnitz Ludwig II. legte am vierzehnten Januar eigenhändig den Grundstein dazu und auf denselben 5 Floren zu Ehren der fünf Wunden Christi. Wie haben sich doch die Zeiten verändert! Diese 5 Gulden, wahrscheinlich ungarische Goldgulden oder Ducaten, waren damals ein fürstlicher Beitrag, wodurch ein so kostspieliges Werk befördert werden konnte. Zur Unterhaltung der Mönche wurden liegende Gründe gekauft, für welche sich die Stadt Liegnitz mit 400 Mark, ohngefähr dritthalbtausend Thaler verbürgte. Den Ertrag dieses Sümchens konnte man damals zum Unterhalt mehrerer Menschen anweisen. Nach der Reformation gieng das Kloster ein und wurde 1547 ganz niedergerißen. Heut steht auf dieser Stelle ein Vorwerk, welches zum Liegnitzer Domainenamt gehört. Wo sonst fromme Mönche ihre Horas sangen, tönt heut von den Lippen der Knechte und Mägde ein Gaßenhauer und das Scapulier hat dem Dreschflegel Platz gemacht. Wenn doch mancher Fleck auf dem Erdboden reden und die mit ihm vorgefallnen Veränderungen erzehlen könnte, was würde man nicht alles hören! Damals erstreckte sich die Liegnitzer Heide bis an dies

Vorwerk, an deren Saum die Karthause lag und heut ist von dem allen keine Spur vorhanden.

Funfzehnter Januar.

1573. Religions-Synode zu Strehlen.

Für die protestantische Geistlichkeit des Fürstenthums Brieg war dieser Tag in dem gedachten Jahre äußerst wichtig. Der Rektor Heidenreich am Gymnasio zu Brieg hatte ein wenig zu viel über die Vereinigung der beiden Naturen in Christo nachgedacht und war darüber so tief ins Speculiren hineingerathen, daß er sich mit seiner Vernunft gar nicht mehr wieder heraus finden konnte. Er hatte seine Syllogismen einigen Pfarrern mitgetheilt, welchen es nun bey weiterm Nachdenken darüber um nichts beßer gieng. Sie theilten ihre Gewissensscrupel wieder andern mit und so äußerte sich ein förmlicher Zwiespalt in den Lehrsätzen der Protestantischen Geistlichkeit des Fürstenthums Brieg. Die gesammten Streitpunkte laufen auf lauter Spitzfindigkeiten hinaus, mit welchen ich den untheologischen Leser unmöglich behelligen kann, weil sie alle in das Labyrinth der Dogmatik schlagen. Um allem weitern besorglichen Unheil aus dieser Spaltung vorzubeugen, berief der Herzog von Brieg, Georg II. einen Ausschuß der Priesterschaft des Herzogthums zu einer Synode nach Strehlen, wo sie unter obigen gedachten Dato über folgende Punkte einig wurden, welche unter herzoglicher Autorität als vorgeschriebne Lehr- und Glaubensnorm bekannt

kannt gemacht wurde. Ich führe solche nur im Auszuge an:

„In Ansehung des Nachtmals wollen wir, daß solches schlecht und einfältig, ohne Einführung anderer Gloßen und Deutungen soll gebraucht und verstanden werden. Verwerfen und schaffen ab alle vorwitzige Fragen, wie solches möglich, weil die Kraft dieses heiligen Sakraments nicht aus einiger Ubiquität oder andern menschlichen Speculationibus, sondern blos aus den Worten des Herrn Christi muß genommen werden."

„Soviel aber die Person des Herrn Christi betrift, dieweil bis anhero in unsern Kirchen nützlich und mit großem Trost der Zuhörer ist gelehrt worden, daß der Sohn Gottes in dem Leibe der Jungfrauen Mariä durch Ueberschattung des heiligen Geistes wahre Menschheit an sich genommen, und ist also in einer unzertrennlichen Person, wahrer Gott und wahrer Mensch; so hat auch dieser ganzer Christus das Werk des verlohrnen menschlichen Heils und Seligkeit erworben. Wir mögen daher christlich und recht sagen, daß der ganze Christus, Gott und Mensch, solch großes Werk ausgerichtet habe. Denn, ob es wohl wahr, daß die Gottheit nicht hat sterben können, so ist doch die Menschheit Christi von der Gottheit auch im Todt nicht verlaßen, und wird diese Weise zu reden genennet, communicatio idiomatum in concreto. Dergleichen Reden sind auch diese, als wenn man spricht: Deus patitur; moritur &. Dieses muß nicht vor ein blos Wort, da nichts angelegen, geachtet werden. Und

irren gar weit alle die, welche es nennen communicationem idiomatum Verbalem, da nur blos das Reden der Wort gemeinet wird. Daß wir aber auch solchen zulassen, daß man diese und dergleichen Reden sollte communionem realem nennen, das haben wir gar wichtig Bedenken, dieweil, wo es absolute gebraucht wird, eine confusionaturarum (die etliche Physicam communionem nennen) daraus den mancherley Sectirern die Thor aufgethan werden, erbauet wird. Und ob Wir wohl Bericht bekommen, daß man dieses Wort dermaßen limitiren und circumscribiren könnte, daß es nicht sogar einen gefährlichen Verstand behielte, so wollen Wir dennoch zur Verhütung einiger Gefahr, daß man sich desselben auch hinförder gänzlich enthalten: ob wir wohl durch die communicationem idiomatum in concreto nit bloße Wort, sondern gewiß Ding, und daß solche Mittheilung wahrhaftig geschehe, wollen verstanden haben."

„Demnach auch unser christliche Glaube bezeuget: daß der Herr Chrtstus nach seinem Tode und Auferstehung sey gen Himmel gefahren aus diesem sichtbaren Leben in ein unsichtbares, und sitzet zur Rechten des Vaters, so bezeuget die Schrift gewaltig, daß er nicht dermaßen aufgefahren sey, damit er an einem gewissen Ort gleich als angebunden sitze; sondern, daß er nun habe eine allmächtige Regierung, der alles in allem wirket: denn ihm ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden: Derohalben ist und bleibet er bey uns bis ans Ende der Welt, und wo ihr zwene oder drey in seinem Namen versamlet sind, so ist

er

er im Mittel; So verstehen und glauben Wir auch diese Sprüche von dem ganzen Christo. So wenig als wir nun glauben einige Trennung der Person, so wenig soll hiemit einige Confusion oder Vermischung der Naturen verstanden werden: Und obwohl etliche Leute (doch nicht der Unsern) fürwitzig fragen, wie solches zugehe, fallen in die Speculationes de Ubiquitate, oder, ob des Herrn Christi Leib zugleich an vielen Orten seyn könne? so ist doch solches zu erforschen wider Gott, der solchen modum præsentiæ uns in diesem Leben nicht offenbaret."

Die Prediger werden darauf noch ermahnet; „daß sie sich in diesen Artickeln der obgeschriebnen Form gleichmäßig erhalten" und darauf sehen sollten, daß kein heimliches Gift, was diesen Punkten zuwider wäre, einschleichen möge. Wem das aber zu glauben zu schwer falle, der möchte lieber, um nicht Verwirrung in Kirchen und Schulen zu machen, sein Amt niederlegen. Uebrigens aber möchten sie, wenn ja noch ein Mißverstand bey einem oder den andern darüber obwalte, einander deshalb nicht mit Worten verfolgen und abkanzeln, sondern mit Liebe und Sanftmuth dabey verfahren.

Mehrern Predigern wollte dieser Synodal-Abschluß dennoch nicht einleuchten und es ergaben sich manche Widersprüche gegen denselben. Diese fanden besonders in Ansehung der mündlichen Genießung des Leibes und Blutes Christi statt. Der Herzog sah sich deswegen gemüßiget, seine gesammte Priesterschaft noch einmal den 10ten December 1574 nach Brieg zu berufen. Es wurden auf die-

sem Convente bey Strafe der Meidung des Amts noch einmal die Strehlschen Lehr- und Glaubenspunkte festgesetzt und besonders die mündliche Genießung des Leibes und Blutes Christi zu glauben und zu lehren beschloßen. Merkwürdig ist der Grund, den das herzogliche Mandat in Ansehung des mündlichen Genußes angiebt, nehmlich, weil Er, der Herzog, von seinen Lehrern und Seelsorgern so gelehret und unterwiesen worden sey. Vermittelst herzoglicher Autorität wurden also allen freimüthigen Untersuchungen der damaligen Prediger Schranken gesetzt, damit, wie es heißt, keine Sakramentirische Rotten entstehen möchten.

Sechzehnter Januar.

1239. Ludwig I. Erster Abt zu Kamenz.

Noch heut nehmen die Cisterzienser unter allen schlesischen Orden eine der Ersten und glänzendsten Stellen ein. Schon in den frühsten Zeiten wurden ihre Feldklöster mit den ansehnlichsten Einkünften überhäuft. Wohin schicken sich Klöster auch besser als in der Abgeschiedenheit des stillen Landlebens, wo sie den doppelten Zweck, Entfernung ihrer Bewohner von der Welt und freundliches Obdach für den Wanderer, desto sicherer erreichen. Man müste gegen diese Ordensbrüder auch sehr ungerecht seyn, wenn man es ihnen absprechen wollte, daß sie besonders in frühern Zeiten einen sehr ansehnlichen Theil zur Cultur Schlesiens beyge-

getragen haben. Und noch heute ist ihre Gastfreiheit landkundig und wird von Reichen wie von Armen einmüthig gepriesen. Der Katholik wie der Protestant wird von ihnen noch immer mit offnen Armen aufgenommen und keiner kann diese gastfreundlichen Herbergen verlaßen ohne ihre friedlichen und frommen Bewohner mit dankbarem Herzen zu segnen. Ihren entschiednen Werth giebt schon Balbin als die Ursache an, warum man sich in frühern Zeiten ein Verdienst daraus machte, diese Ordensbrüder aufzunehmen und reichlich auszustatten. „Es möchte jemand fragen, sagt er, warum man ehemals die Cistercienser, selbst mit Ausschließung anderer Orden, so begierig herbeyrief? die Ursache davon liegt in ihrer bis auf unsere Zeiten fortgepflanzten Heiligkeit und in ihrer mit ausgezeichneter Gelehrsamkeit verbundenen Frömmigkeit. Als im Jahre 1150 Künste und Wißenschaften niederlagen und die Musen ihr verachtetes Haupt nicht empor zu heben wagten, brachten sie es durch ihre geöffneten Schulen, durch Rechtschaffenheit und Wißenschaften dahin, daß man glaubte, eben so viel Schutzstäten gelehrter Frömmigkeit zu errichten, als man ihnen Klöster erbaute. Frömmigkeit und Gelehrsamkeit haben unsere ehrwürdigen Mitglieder allenthalben angesiedelt und sie wurden werth gehalten, daß ihnen selbst ältere Institute wichen, wozu man keinen andern Antrieb hatte, als daß man den frommen und gelehrten Cistercienser liebte und gerne aufnahm.“

So entstand auch in frühen Zeiten das Feldkloster Kamenz. Um das Jahr 1095 that ein böhmischer Herzog Bretislav einen Einfall in Schlesien,

sien, zerstöhrte das Gränzschloß Bardnu oder das heutige Wartha, und erbaute, um festen Fuß im Lande zu behalten, an der Neiß das gegenwärtige Kamenz, als eine feste Burg. Diese Burg soll aber nicht auf der Stelle des heutigen Klosters, sondern nicht weit davon beym Walde, die Harte genannt, gestanden haben, und ist heut eingegangen. Zugleich erbaute obgedachter Herzog Bretislav zu Ehren des heiligen Procop eine Kirche hieher, welche nicht unwahrscheinlich der Grund des gegenwärtigen Klosters ist. Unter der Regierung Heinrichs des Bärtigen siedelten sich die ersten Mönche, welche aus regulirten Kanonikern des Augustinerordens auf dem Sande zu Breslau bestanden, hier an; errichteten eine Probstey und erbauten eine größere Kirche der Jungfrau Maria zu Ehren. Die Frömmigkeit der schlesischen Regenten ließ es nun nicht an ansehnlichen Schenkungen fehlen und Heinrich der Bärtige begabte 1228 die Probstey mit 150 Hufen größtentheils wüsten Landes, worauf nachgehends mehrere Dörfer erbaut worden sind.

Als späterhin der Probst Vinzent von Pogrell zum Abt des Sandstiftes zu Breslau erwählt worden war, fielen nach seinem Abzuge von Kamenz allerley Unordnungen unter den zurückgelaßnen Ordensbrüdern vor, wodurch Streitigkeiten entstanden. Der Bischof Thomas I. legte sich ins Mittel und brachte es dahin, daß anstatt der bisherigen Augustiner, Cistercienser entweder aus Leubus oder aus Heinrichau, worüber die Geschichtschreiber nicht einig sind, in Kamenz eingeführt wurden. Die Sandherrn zu Breslau waren aber mit dieser Veränderung äußerst unzufrieden und brachten es so weit,

daß

daß die Cistercienser wieder abziehen und ihnen Kamenz von neuem überlassen mußten. Dagegen protestirten diese heftig und der päbstliche Legat vermittelte es endlich dahin, daß der Abt des Sandstifts Vinzenz von Pogrell sich 1249 aller Ansprüche auf das Kloster Kamenz begab und solches gegen einen jährlichen Zins von 10 Mark, auf Peterwitz bey Frankenstein haftend, an die Cistercienser abtrat. Dieser friedliche Vergleich wurde aber erst 1261 vom Pabste Urban IV. bestätigt.

Der 16te Januar 1239 war für Kamenz der feyerliche Tag, an welchem der erste Abt Cistercienser-Ordens, Ludwig I. vom Bischof Thomas zu Breslau, hier eingeführt wurde. Er steht an der Spitze von 52 Amtsnachfolgern, von denen sich mehrere große Verdienste um ihren Orden und das Kloster erworben haben. Durch auffallende Schicksale zeichnen sich unter ihnen besonders aus: Nicolaus II. unter welchem das Kloster abbrannte. Sein Vorfahr Johannes I. hatte die Kirche zu Wartha angefangen zu bauen, und er vollendete sie. Unter Christoph I. fielen die Hußiten zum zweitenmal in das Frankensteinsche, verwüsteten das Stift Kamenz und giengen jämmerlich mit den Conventualen um. Der P. Koppitz, Pfarrer zu Beizen; der P. Johannes, und P. Wenzeslaus wurden ermordet und der P. Kogler wurde gefangen fortgeführt und kam elendiglich in seinen Banden um. Den P. Scheler peinigten und schlugen sie zu Tode. Eben so hauseten die Unmenschen in Wartha. Die Kirche nebst der Probstey ward abgebrannt, der Probst umgebracht und der Sacristaner P. Jacob, welcher das Bildniß Mariä retten wollte, kam

in

in den Flammen um. Nach so vielen erlittenen Trübsalen brach die Pest noch ein, an welcher der Abt und die meisten Conventualen starben. Jacob III. war der erste infulirte Abt zu Kamenz. George baute unter seiner Regierung von 1529 bis 1557 das abgebrannte Kloster wieder auf, und sein Nachfolger Simon II. vollendete den Bau. Unter Christoph II. gerieth das Kloster durch den 30jährigen Krieg in große Armuth. Die Pest rafte alle Conventualen bis auf 4 Personen weg und der Abt war nicht im Stande vier neu angekommne Brüder mit dem Nöthigen zu versorgen. Endlich mußte er selbst noch auswandern und starb zu Glatz in vielem Kummer. Auch Simon III. konnte die 6 ersten Jahre nach seiner Erwählung wegen fortdauernden Kriegsunruhen das Kloster noch nicht beziehen. Friedrich, erwählt 1666, baute das heut noch stehende schöne und weitläuftige Convent und genoß einer besonders ausgezeichneten Liebe von seinen Ordensbrüdern. Augustin hat das große Verdienst die prächtige Marienkirche zu Wartha, wie sie heut steht, aufgebaut zu haben; auch erneuerte er die Klosterkirche zu Kamenz und vermehrte die Anzahl der Ordensbrüder so wie die Einkünfte des Stifts durch besonders gute Wirthschaft.

Siebzehnter Januar.

1278. Boleslav II. stirbt.

Es giebt der Boleslavs oder Bolkos unter den schlesischen Fürsten so viele, daß man sich ohne eine genealogische Tabelle vor Augen zu haben, in ihnen nicht immer zurecht finden kann, weil jedes einzelne Fürstenthum deren mehrere zu Beherrschern hatte. Der gegenwärtige war Herzog zu Liegnitz und die Geschichte hat ihn durch die Beynamen, der Kahle, der Einfältige, der Grimmige, verewigt. Die Geschichtschreiber unterlassen nicht, jeden dieser Beynamen durch Belege zu rechtfertigen. So führen sie als Beweise seiner Einfalt an, daß er die deutsche Sprache so erbärmlich radebrechte, daß man ihn ohne Lachen nicht konnte reden hören. Als er sich einst auf dem Felde nah bey einem Teiche befand, wurde er von jemanden angesprochen, ihn in seine Dienste zu nehmen. Auf die Frage des Herzogs: was kannst du denn? antwortete jener: ich bin ein Armbrustschütze. Darauf befahl ihm der Herzog, den Bogen zu spannen und in den Teich zu schießen. Da der Schütze den Teich unmöglich verfehlen konnte, so nahm ihn Boleslav an und sagte: gut! da du in den Teich trifst, so wirst du gewiß auch eine Armee treffen, die gegen mich streitet. — Ein Verwalter bat den Herzog um Erlaubniß von einem gewißen Vorwerke Getreide zum Futter für die Schweine nehmen zu dürfen. Gieb ihnen doch lieber Heu, sagte er. „Ew. Gnaden, die Schweine fressen nicht Heu," erwiederte der Verwalter. „Kerl, wies er

ihn

ihn ab, ich habe es ja selbst gesehen, daß sie Gras fressen." Ein dritter Zug seiner Einfalt ist noch charakteristischer. Ein unschuldig Beklagter wurde einst vor ihm gebracht und ohne lange zu untersuchen, gab der Herzog sogleich Befehl, ihm den Kopf abzuschlagen. Die fürstlichen Hofbedienten waren aber ganz von der Unschuld des Angeklagten überzeugt und ließen ihn ohne Vorwissen des Herzogs entwischen. Einige Zeit hernach begegnete der Herzog dem vermeintlich Geköpften, (einige sagen: in Goldberg; andere: in einem Walde) der eine Botte trug und fragte seine Hofleute: ist dies nicht der Mensch, den ich in Liegnitz hab enthaupten lassen? Sie antworteten ihm; allerdings! es ist aber gar nichts seltnes, daß arme Sünder wieder lebendig werden und sich sehen laßen. Er war mit dieser Antwort auch zufrieden und sie wurde späterhin zum Sprüchwort.

Mit dieser Blödigkeit des Verstandes verband sich noch bey ihm ein hartes Herz. Aus leidenschaftlicher Liebe zu einer Maitreße behandelte er seine Gemahlin so hart, daß sie zu Fuß von ihm entlief, um fernern Mißhandlungen zu entgehen Den Bischof Thomas, als dieser die Kirche zu Gorkau einweyhen wollte, ließ er daselbst überfallen, aus den Betten heraus aufheben und halb nackend ins Gefängniß schleppen, weil er ihm nicht den Zehnten gegen eine geringe Schadloshaltung abtreten wollte. Zwar that deswegen der Pabst den Herzog in den Bann, aber er kehrte sich nicht daran, sondern ließ den Bischof so lange schmachten, bis er einwilligte und noch 2000 Mark Lösegeld bezahlte. Eben so machte ers mit seinem Bru-

der,

der, Herzog Heinrich IV. von Breslau, den er auf seinem Landschlosse Jeltsch aufheben und nicht eher wieder los ließ, als bis dieser ihm Striegau, Neumarkt, Greifenberg und Pitschen abgetreten hatte. Einen ähnlichen Streich hatte er auch seinem Bruder Conrad, Herzog zu Glogau, zugedacht. Aber dieser verstand unrecht, stellte sich, als ob er die gelegte Falle einer gastfreundschaftlichen Einladung nach Liegnitz nicht merkte, und ließ mehrere im Hinterhalt gelegte Reuter hervorbrechen, die den Boleslav selbst gefangen nahmen. Diese Streitsucht Boleslavs macht in der schlesischen Geschichte besonders dadurch Epoche, daß Herzog Heinrich von Breslau in der Gefangenschaft seines Bruders den Entschluß faßte und ausführte, sich und sein Land unter Böhmischen Schutz zu geben, wodurch die Könige von Böhmen, da nach und nach andre Herzoge diesem Beispiel folgten, Lehnsherrn von Schlesien wurden.

In der Hoffnung, daß Boleslav durch eignen Schaden klug werden würde, wurde er aus dem brüderlichen Haft zwar entlassen, aber kaum war er auf freyen Fuß, so fieng er neue Kriege mit seinen Brüdern an. Er schwächte sich dadurch selbst so sehr, daß er die angeworbnen Soldaten nicht mehr bezahlen konnte. Sein Land war ausgesogen und kündigte ihm den Gehorsam auf. Dadurch kam er so weit herunter, daß er zuletzt mit einem Fiedler bald zu Fuß, bald zu Pferde im Lande umherzog. Er starb in einem Alter von 61 Jahren in traurigen Umständen zu Liegnitz und wurde in dem von ihm daselbst gestifteten Kloster zum heiligen Kreuz begraben. Merkwürdig ist noch, daß durch seinen

Tod ein neues Herzogthum in Schlesien entstand, weil seine hinterlaßnen beiden Söhne sich in die väterliche Erbschaft theilten; indem der ältere, Heinrich der Fünfte, Liegnitz; und der jüngere Bolko das Fürstenthum Schweidnitz erhielt, welches von dieser Zeit an einen eignen Regenten hatte.

Von der Regierung Boleslavs des Kahlen an datirt sich der Verfall der schlesischen Regentenmacht. der Scepter seines Vaters, Heinrichs II. erstreckte sich nicht nur über Schlesien, sondern auch über einen großen Theil Pohlens. In der Theilung des Reichs unter seine Söhne fiel Boleslaven, als dem Aeltern, auch Pohlen zu, aber er machte sich durch seine wunderliche Launen bald dermaaßen unter den Pohlen verhaßt, daß sie sich von ihm losrißen und sich eigene Regenten wählten. Außerdem war ihm noch statt Liegnitz, das Fürstenthum Breslau zugefallen. Sein wunderlicher Kopf rastete aber nicht eher, als bis er seinen jüngern Bruder Heinrich bewegte, mit ihm zu tauschen. Nachdem das geschehen war, so reute der Tausch ihn wieder. Er verfiel darauf aus einer Thorheit in die andere. Nicht genug, daß er seinen Bruder Heinrich, der jetzt Herzog von Breslau war, bekriegte und sein Land verheerte und zerstörte, sondern um es mit Nachdruck thun zu können, versetzte er auch Görlitz und Zittau und warb dafür Soldaten, mit welchen er vor Breslau rückte. Seine Armee wurde geschlagen und zerstreut und um sich zu helfen, verpfändete er nun den Lebusischen Distrikt an die Markgrafen von Brandenburg, damit er wieder Geld hätte, um neue Soldaten gegen seinen Bruder zu werben. So wurden schon in der grauen Vorwelt die Fäden von den Ereignissen der spätesten Zeiten an-

angesponnen. Man denke sich diesen wunderlichen Kopf aus der Reyhe der schlesischen Regenten weg, so bleibt es eine problematische Frage: ob nicht eines Theils Schlesien immer in einem nähern Verbande mit Pohlen geblieben wäre, und ob die Herzoge jemals auf den Gedanken und in die Nothwendigkeit gekommen wären, ihre Länder der Krone Böhmen als ein Lehn anzutragen, wodurch späterhin das Schicksal des Landes auf Jahrhunderte bestimmt wurde.

1782. Schmettausches Fräuleinstift.

Es ist gewißermaaßen Charackter der höhern Stände, daß im Verhältniß ihres Ranges die weibliche Lienie zum Besten der männlichen zurückgesetzt wird und zu kurz kömmt. Sollen gewisse Familien ihren Glanz in spätern Zeiten behaupten, so kann das zwar füglich auch nicht anders seyn und zum Glück ist auch von der andern Seite zum Theil dafür gesorgt, daß der begüterte männliche Stammhalter ein armes Fräulein zu sich empor heben kann, wenn sie auch sonst nichts, als die erforderlichen Ahnen aufzuweisen hat. Bekanntlich erben bey dem schlesischen Adel nur die Söhne die väterlichen Güter und die Töchter werden mit einer mehrentheils unverhältnißmäßigen Geldentschädigung, besonders da, wo Majorate sind, abgefunden. Wenn nun aber aus Mangel an Liebreitz das Fräulein keine standesmäßige Heirath findet und sich zeitlebens mit einer dürftigen Pension behelfen oder wohl gar von der Gnade ihrer Verwandten leben soll, so ist es doch in aller Hinsicht sehr zu bedauern.

Sehr

Sehr lobenswerth ist daher eine Stiftung, welche hier auf eine wohlthätige Weise ins Mittel tritt. Die verwittibte Gräfin von Schwerin, gebohrne Freyin von Schmettau errichtete in dieser Absicht 1782 zu Rütschütz im Glogauschen ein evangelisches Fräuleinstift, welches den 6ten May des gedachten Jahres die königliche Confirmation erhielt und aus den Gütern Rütschütz, Schabitzen und Illgowitz die Einkünfte bezieht. Fünf Fräulein oder Comteßen, welche aus dem Schmettau-Pommerswitzer Hause, es sey nun väterlicher oder mütterlicher Seite abstammen müßen, erhalten auf dem Schloße zu Rütschütz, jede freye bequeme Wohnung, Kost, Licht, Holz, Bedienung und jährlich 100 Rtlr. auf Kleidung und andere Bedürfniße. Wächst der Fond höher an, so wird die jährliche Pension bis auf 200 Rtlr. vermehrt. Die älteste Fräulein oder Seniorin zieht den übrigen Nießbrauch der sämmtlichen Einkünfte. Stirbt die Seniorin oder verheyrathet sie sich, so tritt die nächstfolgende älteste Stiftfräulein in deren Stelle und Rechte. Unter 12 Jahren findet keine Aufnahme statt. Die Stiftskleidung besteht in einem grauen Kleide mit bunten Bändern besetzt, und an der Brust hängt an einem blauen Bande ein Kreuz, auf welchem zwey gefaltne Hände abgebildet sind. Die Umschrift der Vorderseite ist: voeux de Reconnoissance; (Gelübd der Dankbarkeit;) der hintern Seite: pour la Famille de Schmettau, le 17 Jenvier 1782. (gegen die Familie von Schmettau; den 17. Januar.) An den Ecken des Kreuzes sind zwey geschlungene C.

Achtzehnter Januar.

1581. Gewaltsame Bemächtigung der Kirche zu Glogau.

Zur Zeit der Reformation hatten die Fürstenthümer Brieg und Liegnitz noch ihre eignen Regenten und Breslau genoß der Privilegien einer freyen Reichsstadt. Da sich nun die höchsten Obrigkeiten dieser Landschaften bald anfangs zur Augsburgschen Confeßion bekannten, so wurde dieselbe auch ohne sonderliche Schwierigkeiten eingeführt. Ein anderer Fall aber war es mit Glogau, welches unmittelbar unter dem Kaiser stand, der sich geradezu gegen diese Neuerung erklärte. Dadurch wurde die Bürgerschaft veranlaßt, sich eigenmächtige Selbsthülfe auf eine so gewaltsame Art zu verschaffen, daß sie kein vernünftiger Protestant gut heißen kann. Ich erzähle jetzt nach Ehrhardt weiter:

„Am 18ten Januar 1581 beschloßen einige hundert Glogauer sich die Stadtpfarrkirche zu St. Nicolai zuzueignen, es koste auch was es wolle. Der Rath und Landshauptmann von Biberstein erfuhren solches, und suchten dies Unternehmen, aber vergeblich, zu hemmen. Die Verbundenen giengen auf den Pfarrhof, verlangten die Kirchschlüßel, und als der Glöckner selbige dem Katholischen Parocho eingehändigt hatte, nöthigten sie diesen, daß er in Person die Kirche aufschließen muste. Da dies geschehen war, übergab er ihnen die Kirchschlüßel und sagte: er verlange nicht länger ihr Pfarrer zu seyn, weil sie ihn nicht haben wollten. Nun gieng die Bürgerschaft mit ihm ins Pfarrhaus zurück, um

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

ihn ferner ruhig daselbst zu laßen. Kaum aber waren die Bürger nach Haus, als der Pöbel und Handwerkspursche den Parochum nöthigten, das Pfarrhaus zu verlaßen. Sie wollten ihn auf den Dom hinaus begleiten. Als sie bis ans Rathhaus kamen, ergriff ihn ein katholischer Bürger und führte ihn bey der Hand dahin ein. In der Nacht ließ ihn der Magistrat sicher auf den Dom führen und ein starkes Blech über das Schlüßelloch der Kirchthüre schlagen, damit der Pöbel, ohne Erlaubniß, sich der Kirche nicht eigenmächtig bediene, und so blieb diese 4 Wochen und 3 Tage lang verschloßen. Am 19ten Januar forderte der Magistrat die Zechen vor, um auszuforschen: wer die Kirchschlüßel bekommen und wo sie wären? konnte aber nichts erfahren. Der Landshauptmann stellte den 24ten Januar weitere Untersuchung darüber an. Er befragte jede Zeche einzeln: ob es ihr gesammter Wille gewesen den katholischen Pfarrer zu überfallen und ihm die Kirchenschlüßel abzunöthigen? Hier zeigten sich die Fleischer, Becker, Reichkramer, Rothgerber und Mälzer furchtsam und erboten sich, die Schlüßel dem Geistlichen wieder auszuliefern. Die andern Zünfte, Tuchmacher, Kürschner, Schneider, Schuster, Leinweber, Weißgerber, Schloßer und Tischler hingegen erwiederten: woferne man ihnen keine andre Kirche oder einen andern Ort zum Gottesdienst einräume, so würden sie die Kirchschlüßel nicht zurückgeben, und blieben aller Vorstellungen ohnerachtet auf diesen Sinn. Am 31ten Januar gab der Rath den vorgeforderten Schöppen und Geschwornen zur Ueberlegung: ob man nicht lieber die Kirche selbst aufschließen und den katholischen Parochum wieder einführen wolle? weil aber die Schöp-

pen

pen vermeinten, es könnte alsdenn leicht ein bürgerlicher Aufruhr entstehen, so muste der Magistrat sein Vorhaben, dies zu thun, aufgeben. Am 1ten Februar kam der Weyhbischof aufs Schloß mit dem Vorsatz, die Kirche mit Gewalt öffnen zu laßen und Meße darin zu halten; aber friedliebende katholische Bürger stellten ihm die dabey zu befürchtende Gefahr vor, und er ließ sich dadurch zurückhalten. Mittlerzeit bat die Gemeinde beim Magistrat öfters um solenne Eröffnung der Pfarrkirche. Sonderlich geschah solches Sonnabends vor Reminiscere und an dem gedachten Sonntage. Weil man einen Tumult besorgte, so gab der Rath dem Stadtvoigt Befehl, daß er die Kirche öffnen, selber hineingehen und alles darin befindliche inventiren solle. Dies geschah in Gegenwart von 70 Personen und bey angezündeten Wachskerzen auf den Altären. Als alles inventirt und versiegelt war, wurden alle Thüren geöffnet, die Glocken geläutet und die ganze Kirche ward mit Menschen erfüllt. Alsbald sang man etliche deutsche Psalmen und zwey Knaben lasen den deutschen Katechismus der Gemeinde vor. Eben dies geschah hernach alle Morgen und zur Vesperzeit bis ein eigner Prediger berufen war. Unterdeßen langte wiederholter Befehl Kaisers Rudolphs II. an, daß man den Katholicken die Nicolaikirche unter Drohung harter Strafe, wieder abtreten solle. Weil aber die Gemeine davon nichts hören und die Kirche nicht zurückgeben wollte, so erschien nun eine Kaiserliche Commißion nach der andern zu Glogau. Es wurde der zusammen berufnen Gemeinde vorgetragen: „man solle die Kirche abtreten, die Schlüßel derselben den Commißarien einhändigen,

den Prediger Augspurg. Confeßion abschaffen, und sich rund darüber erklären: ob man dem Kaiser gehorchen wolle oder nicht?" — Die Gemeinde antwortete: „Sie wäre dem Kaiser mit Gut und Blut treugehorsam, aber ihre Pfarrkirche träte sie nicht ab und laße dafür Leib und Leben: sie wäre der Bürgerschaft und alle Zünfte hätten ihre Altäre darinnen und ihre gestiftete Kapellen."

„Die kaiserlichen Commißarien richteten nichts aus und zogen ab. Den 29ten August wurde eine andere Commißion, die aus dem Bischof von Breslau, Gerstman, Herzog Georg II. von Liegnitz und Brieg, Freyherrn von Promnitz und aus dem Landshauptmann Fürst von Lichtenstein bestand. Auf den Befehl, die Kirche abzutreten, erbot sich die Gemeine zu einem Simultaneo, so daß den einen Tag lutherischer, den andern katholischer Gottesdienst darin gehalten werden möchte, weil doch beide Theile gleiches Recht an diese Kirche hätten. Nachdem sich beide Partheyen nach Unterschied der Religion in zwey besondere Haufen gestellt hatten, so befand sichs, daß sich die Zahl der Lutherischen auf 1000, der Katholischen aber kaum auf 100 erstreckte. Die Commißarien resolvirten endlich: daß auf demüthiges Bitten die Lutherischen die Kirche zu St. Nicolai mit den Katholischen einen Tag um den andern haben, die Schule aber und Pfarrhof, auch Einkünfte und Decimen, den Katholischen überlaßen sollten und mußten sich die Evangelischen um eine andere Pfarrwohnung in der Stadt selbst bekümmern. Bey diesem Beschluß der

Com-

Commißarien blieb es nun, obzwar die Domherrn dagegen protestirten. Die lutherische Gemeinde that darauf einen Fußfall gegen die Commißarien, weil sie ihren Irrthum bey Anmaaßung der Kirche erkannt und deswegen den Kaiser fußfälligst um Gnade gebeten haben wollte. Beym Abschiede sagte der Bischof: die Gemeinde sollte sich in Liebe und Einigkeit mit einander vertragen und wünschte darauf den Lutherischen Glück und Segen zum Vertrag wegen dieser Kirche. Dabey blieb es, bis späterhin neue Unruhen entstanden." — März 17. October 26.

Neunzehnter Januar.

1467. Privationsbulle Podiebrads.

Aus dem 13ten Januar kennen wir den König Podiebrad oder Giesigk, wie ihn die alten Chronicken gewöhnlich nennen, und sein Verhältniß gegen Schlesien und besonders Breslau, schon einigermaaßen und werden gelegentlich noch mehr von ihm hören. Unter den drey Jahren, wo Breslau sich endlich zur Huldigung bequemen wollte, waren mancherley neue Irrungen vorgefallen, wodurch es endlich dahin gerieth, daß Podiebrad, besonders auf Antrieb Breslaus, durch eine päbstliche Bulle aller seiner Staaten für verlustig erklärt wurde. Der Pabst hoffte immer noch den König durch Güte zu gewinnen und in den Schooß der Kirche zurückzuführen; da er aber von den hußitischen Lehrsätzen nicht abzubringen war, so erklärte sich endlich der rö-

römische Stuhl offenbar gegen ihn und trat seinen abgesagten Unterthanen bey.

Lange hatte Breslau mit Pabst Pius und Paul II. deswegen in Unterhandlung gestanden. Endlich wurde darüber zu Rom öffentliches Consistorium gehalten, worin man vorstellte: daß Georg ein Ketzer, Meineidiger, Kirchenfeind und Gönner der Ketzerey sey und daß man seinen trüglichen Worten nicht mehr glauben noch ferner warten solle; sondern die Wunde mit dem Schwerdt abschneiden müße, weil ein reudiges Schaf die ganze Heerde anstecke. Schon war Georg zu drey verschiednen malen zur Verantwortung citirt worden und hatte nicht für gut befunden zu erscheinen. Der Pabst wurde hierauf von den versamleten Kardinälen ersucht, die Sentenz gegen ihn auszusprechen, wozu sich Sr. Heiligkeit nach einer vorangeschickten öffentlichen Rede, worin die Stadt Breslau sehr erhoben wurde, auch entschloß. Diese Sentenz oder Privationsbulle wurde darauf den 24ten December 1466 unterzeichnet und öffentlich vorgelesen. Sie lautete also:

„Wir erklären mit gemeinsamen Rath und Einstimmung der Kardinäle der heil. römischen Kirche, der Erzbischöffe, Bischöffe, und anderer Lehrer des canonischen und bürgerlichen Rechts den Georg, sonst Giesig von Kunstadt und Podiebrad genannt, den hartnäckigen Ketzer, Gönner der Ketzerey, Vertheidiger der verdammten Ketzereyen, Meineidigen und Kirchenfeind, der Königlichen, markgräflichen, fürstlichen und jeder andrer Würde, wie auch aller Güter, weltlicher Herrschaft und Rechte verlustig; imgleichen daß er in alle und jede Strafen und Censuren, die diejenigen, welche wieder in Ketzerey gerathen, Meineidige, Gönner und Vertheidiger der

Ke-

Ketzereyen sind, treffen, verfallen im Namen der heil. Dreyeinigkeit und mit apostolischer Autorität, und entsetzen ihn dieser Würden, Herrschaften und Güter; erklären auch seine Söhne und Nachkommen für unfähig zu dem Reich, Markgrafthum, Fürstenthum und jeder andern Würde. Sprechen auch alle und jede Baronen und Unterthanen des Königreichs Böhmen von aller Unterthänigkeit und Eid der Treue, Verbindung und Verpflichtung los und frey."

Diese Bulle wurde am heil. Christtage nach der Messe auf Befehl des Pabstes in der Peterskirche von dem Predigtstuhl durch den Vicekanzler der römischen Kirche in Gegenwart Sr. Heiligkeit, der Kardinäle, wie auch einer ausnehmend großen Menge von Bischöfen, Geistlichen und Layen vorgelesen. Hierauf schickte sie der Pabst an die Bischöfe in Böhmen und die benachbarte Provinzen mit Befehl, sie öffentlich bekannt zu machen und an Sonn- und Festtagen in der Kirche unter Läutung der Glocken, bey brennenden und endlich ausgelöschten und gegen die Erde geworfnen Kerzen vorlesen zu laßen; wie auch bey Ankündigung des göttlichen Gerichts allen und jeden Prinzen, Fürsten, Grafen, Baronen, Rittern, zu Roß und zu Fuß dienenden Soldaten, Vasallen und Unterthanen des Georg ernstlich zu verbieten, daß sie ihm fernerhin nicht beystehen, dienen, gehorchen; sondern sich ohne Verzug von ihm trennen, und ihn als einen Ketzer und Schismatiker meiden, auch ihn weder öffentlich noch heimlich unterstützen; die Widerspenstigen aber durch die Kirchencensur zu bändigen uud wenn es die Noth erfordert, den weltlichen Arm zu Hülfe zu nehmen.

Den

Den 19ten Januar 1467 langte diese Bulle mit dem Befehl ihrer Bekanntmachung in Breslau an und nun war daselbst Freude über Freude. Die Breslauer dankten Sr. Heiligkeit auf das innigste, baten aber auch zugleich um nachdrückliche Unterstützung, weil sie höchst wahrscheinlich die ersten seyn dürften, an welche sich George mit seiner ganzen Macht rächen würde. Da sie auch gehört hatten, daß der König Gesandten nach Rom schicken wollte, welche die Zurücknahme des geschleuderten Bannstrahls bewürken sollten, so ersuchten sie den Pabst, sich durch nichts dazu bewegen zu laßen; denn die katholischen Unterthanen wären entschloßen, bis an den Tod bey den päbstlichen Befehlen auszuhalten, auch wider den Willen ihrer Fürsten, bey welchen leider das Licht des Glaubens sehr schwach brenne. Niemand zeigte sich geschäftiger und triumphirender als der päbstliche Legat, nachmaliger Bischof Rudolph, welcher in seinen Ausschreiben an die Sechsstädte versicherte, daß Gott im Nothfalle mit Wunderzeichen und durch Herabsteigung der Engel vom Himmel sie gegen die Macht Georgs beschirmen würde. Nur der einzige Bischof Jodocus, wie wir in seinem Leben sehen werden, weißagte nichts gutes, berief sich auf die ihm bekannte Lage, die Macht des Königs und das Verhältniß der Fürsten und rieth zu gütlicher Ausgleichung. Da er aber immer tauben Ohren predigte und die erbitterten Feinde Georgs ihn am liebsten selbst als einen geheimen Anhänger des Königs verdächtig gemacht hätten, so blieb ihm weiter nichts übrig als dem Strome nachzugeben und sich ernstlichst zum Kriege zu rüsten.

Januar 13. März 22. 25. August 5. Septbr. 24.

Zwan-

Zwanzigster Januar.

1468. Rudolph wird Bischof.

Nie wurde ein Bischof einmüthiger und nicht leicht einer mit größern Erwartungen gewählt. Das goldne Bißthum Breslau, wie man es damals nannte, wurde ihm fast aufgedrungen. Die Stadt Breslau hatte einmal den wichtigen Schritt gethan, ihrem Könige Podiebrad den Krieg anzukündigen und Podiebrad war furchtbar und mächtig. Er zog seine Macht in Böhmen zusammen, um die ihm angethane Schmach des Bannes an Breslau zu rächen. Der bischöfliche Stuhl hätte zu keiner günstigern Zeit für die unruhigen Breslauer von einem friedliebenden Besitzer erledigt werden können, als jetzt. Aller Augen waren daher auf den in Breslau residirenden päbstlichen Legaten Rudolph gerichtet. Er schien der Mann zu seyn, welcher Georgen den letzten Stoß versetzen könnte, wenn er mit der Macht des Bißthums bekleidet wäre. Sein Haß und Unwille gegen Georgen, waren eben so entschieden und landkundig, als sein Einfluß in Rom und seine außerordentlichen Talente. Schlesien war wie ein Schiff im Sturm ohne Steuermann, ein jeder fühlte das. Wie hätte man sich also einen Augenblick bedenken sollen, einem Mann das Ruder in die Hände zu geben, der zur Rettung des Landes ausersehen und wie vom Himmel herabgeschickt zu seyn schien! Alle Stimmen fielen deswegen einmüthig auf Rudolph und der Wahltag war einer unbegränzten, zügellosen Freude gewiedmet, denn man meinte, daß schon dadurch allein George geschlagen und in seine böhmische Burgen eingezwängt sey.

Ru-

Rudolph selbst fühlte es nur zu gut, daß er allerdings der Mann sey, wie ihn die dermaligen Umstände des Landes beym ausgebrochnen Kriege heischten. Er dankte zwar der auf dem Rathhause versammelten Gemeinde für die gegen ihn geäußerten guten Gesinnungen und das bewiesene Zutrauen; doch setzte er auch, als ein feiner Weltmann und Menschenkenner hinzu: ich habe das Bißthum lediglich in Rücksicht auf euch angenommen und verlaße mich um desto sicherer auf euren Beystand. Er warf dabey einen Blick auf die verwüsteten und stark verschuldeten Güter des Bißthums und wollte die Annehmung deßelben als ein Opfer, was er den Breslauern brächte, angesehen wißen. Seine erste Frage an den Rath war: ob er sich von der Stadt Hülfe versprechen könne? Ein freudiges und einmüthiges Ja! war die Antwort. Eine Antwort, die nur zu bald bitter bereut wurde. Denn, sagt ein Zeitgenoße, „die Stadt durfte ihm auch nichts versagen, und sobald man sich ein wenig säumig machte, ward Seine Hochwürden ungeduldig und sagte: ihr Breslauer! ihr habt mich zu diesem Bißthum gebracht und Hülfe zugesagt; ihr sollt mir die billig thun, oder ihr hättet mich bey meinem vorigen Bißthum laßen sollen.“ Da sich einmal Bischof und Rath verbunden hatten, gemeinschaftlich für einen Mann gegen König George zu stehen, so konnte der Bischof auch mit Recht auf die Erfüllung der gegebnen Zusage dringen.

Bevor er Bischof wurde und sich noch als päbstlicher Legat in Breslau aufhielt, hatte er, wie es sein Amt und seine Pflicht erforderte, mit ungestümen Eifer die Stände und Städte gegen den König in Harnisch zu bringen gesucht. Seine Ausschreiben,

ben, in welchen er den päbstlichen Bann über Georgen bekannt machte, waren von den nachdrücklichsten Ermahnungen und Drohungen begleitet, sich darnach mit Aufopferung Leibes und Lebens zu richten. So ermahnte er bey Ueberschickung der päbstlichen Bulle die Sechsstädte ernstlich, und befahl ihnen in Kraft des christlichen Gehorsams bey dem höchsten Banne und Beraubung alles Gottesdienstes und der heiligen Sacramente, wofern sie diesem Gebot nicht gehorsam seyn würden, daß sie dem Ketzer Giesig, der von der königlichen und allen andern Würden abgesetzt sey, keinen Gehorsam mehr thun; sondern gleich von ihm abtreten und unter die Flügel und den Schutz der heilgen römischen Kirche sich begeben sollten, darein er sie aufnehmen und beschirmen helfen wolle. Sie sollten weder ihn noch seine Amtleute in ihre Städte einlaßen. Wenn man sie wegen ihres Abtretens angriffe; so sollten sie sich zur männlichen christlichen Gegenwehre setzen und sich nicht vor dem fürchten, der ihnen nur leiblich schaden könnte; sondern vor dem, der Leib und Seele in die Hölle zu werfen vermöge. Es sey beßrer und sichrer mit Gott und der heiligen christlichen Kirche in Ehren zu streiten, Leib und Gut zu verfechten; denn mit Unehren wider Gott und wider die heilige römische Kirche in Fährlichkeit Leibes, Gutes und der Seele zu stehen. Die Görlitzer ermunterte er, daß, wenn sie auch ein wenig leiden würden; sollten sie gedenken, daß allhie keine bleibende Stäte sey, sondern daß man durch Trübsal und Widerwärtigkeit in das Vaterland der ewigen Seligkeit kommen müße. Dahin sey kein sicherer Weg, als um des Glaubens willen zu leiden und zu sterben.

Diesen Geist athmeten alle Sendschreiben und der heilige Schuhl hätte unmöglich einen kühnern Verfechter seines Ansehens in Schlesien haben können. Aber beinah gieng es dem guten Bischof, wie Christus sagt: siehe! der Eifer um dein Haus hat mich gefreßen. Nicht genuz, daß ihn die Breslauer späterhin im Stiche ließen und die Landstände des Fürstenthums Schweidnitz seine Güter verwüsteten, was wohl das Feuer auch des Eifrigsten ein wenig abzukühlen im Stande war, sondern er muste eben seines Abkühlens wegen andrerseits von seiner eignen Parthey bittere Wahrheiten hören.

Nachdem Giesig in den Bann verfallen war, begab sich Schlesien in den Schutz des Königs von Ungarn, Mathias. Um diese große Angelegenheit ins Reine zu bringen, war eine Zusammenkunft der vornehmsten Verbündeten nach Ollmütz ausgeschrieben worden. Rudolph wollte auch erscheinen, aber die Umstände machten es unmöglich. Nachdem man daselbst lange auf ihn gewartet hatte, erließ der päbstliche Legat Gabriel von Verona an ihn ein freimüthiges und offenherziges Schreiben, worin er ihm unverholen zu Gemüthe führt: er habe geglaubt, daß er ihn bey seiner Ankunft in Ollmütz schon vorfinden würde; da er ihn aber nicht getroffen, sey er sehr bestürzt darüber geworden. Seine Entschuldigungen würden von einigen, die in großem Ansehen ständen, übel ausgedeutet. Diese sagten: Ehe er breslauscher Bischof geworden, reizte er uns an, daß wir auch unsre Güter aufopfern sollten; nun aber ist er der erste mit Ausflüchten. Diese Rede brächte ihn in üblen Ruf, wenn sie auch ungegründet wäre. Er versichere ihn, daß man seine Entschuldigungen für nichts achte und daß er durch sein Wegbleiben

viele

viele beleidige. Denn für ihn gehöre es ganz vorzüglich, dieser Sache sich zu unterziehen. Er habe vorher einen König aufgesucht, sagten sie, nun da Gott einen geschickt, bleibe er am ersten weg. Er habe laut gerufen, und auf der ganzen Erde rufen laßen, daß die Ausländer zu Hülfe kommen sollten. Da diese es nun gethan, entschuldige er sich, und die andern, die er ehedem aufgeweckt, schliefen nun nach seinem Beyspiel. Wenn er auch kein solches Heer, als er gewünscht, zusammen bringen könnte; so sollte er doch auf dem kürzesten Wege zum Könige Mathias kommen. Was hätte ihn wohl abhalten können, da der König nun im Lande sey, ihn zu besuchen, den er auch in entlegnern Gegenden hätte aufsuchen sollen. Seine Entschuldigungen wegen der gefährlichen Wege würden gar nicht angenommen, sondern man sage: er wäre mehr als andre kalt, da er doch die andern warm machen solle. Er wünsche, daß er komme, wenn er nur zehn bey sich hätte. Thäte er das nicht, so gebe er ihm zu bedenken, was daraus entstehen würde, wenn sich der König zurückzöge und an den Pabst schriebe: er wäre zwar ins Land gerückt, aber niemand sey zu ihm gekommen, auch der Legat nicht einmal. Er sollte sich ja durch nichts abhalten laßen und wenn er auch sein bischöfliches Kleid versetzen müste.

Es ist eine bekannte psychologische und in der Natur der menschlichen Kräfte gegründete Erscheinung, daß diejenigen am ersten ermatten und ablaßen, welche im Anfange eine Sache bis zur Erschöpfung angreifen. Kommt dazu noch der Umstand, wie bey dem Bischof Rudolph, daß man bey der äußersten Anstrengung dennoch keinen glücklichen Erfolg vor Augen sieht, von allen Seiten verlaßen und

mit

mit Undank belohnt wird und sich dennoch mit eignem Schaden aufopfern soll; so ist das veränderte Betragen, daß er hier beschuldigt wird, wenn es auch gegründet wäre, wohl sehr erklärbar.

Januar 9. November 9.

1561. Bischof vom Promnitz stirbt.

Unter Promnitzens Vorfahrer auf dem bischöflichen Stuhl, Jacob von Salza, schlug die lutherische Reformation ihre ersten Wurzeln in Schlesien. Gewiß würde sie nicht der emporstrebende Baum im Lande geworden seyn, wenn nicht der eine wie der andere ihren ersten Fortschritten ruhig zugesehen und sich dagegen nur leidentlich verhalten hätten. Ein Mann von Rudolphs Geist hätte sie im Keim erstickt, aber das lag weder in dem friedlichen Charakter Salzas noch Promnitzens. Daher kömmt es, daß diese beiden Bischöfe von den protestantischen Schriftstellern einerseits eben so bis in den Himmel erhoben, als von den katholischen andrerseits bitter getadelt werden, je nachdem das Interesse beider Partheyen verschieden ist. Beynahe scheint es, als hätte Promnitz eine allmähliche Total-Reformation Schlesiens und das Hinsinken der Herrlichkeit des Bißthums erwartet, weil er das Füllhorn deßelben so reichlich über seine Familie ausgoß und sie zu einer der reichsten in Schlesien machte. Wie haushältertisch er mit seinen Einkünften umgieng, erhält daraus, daß er dem Kaiser nicht nur die Herrschaft Sorau abkaufen und ihm noch 68,000 Thaler auf 20 Jahr vorschießen konnte, wofür ihm das Herzogthum Sagan verpfändet wurde; sondern auch zum Besten seiner Verwandten

die

die Herrschaft Pleß zu erwerben wuste. Man muß also allerdings gestehen, daß er mit dem einen Auge mehr auf den Flor seiner Familie, als mit dem andern auf die Aufrechterhaltung des bischöflichen Stuhls für die Zukunft sah. Bey dieser entschiedenen Vorliebe gegen seine Repoten und nur um das Aufblühen und den Wachsthum derselben bekümmert, ließ er die Reformation sorglos vorwärts schreiten, erklärte sich gegen allen Gewißenszwang und zog nur dann hin und wieder den Schlagbaum herab, wenn er es, ohne sich verdächtig zu machen, auf dringende Vorstellungen des Clerus und des Kaisers nicht unterlaßen konnte. Die schlesischen Fürsten, Stände und Städte säumtem auch nicht, von diesen toleranten Gesinnungen des Bischofs den ersprieslichsten Gebrauch zu machen. Wenn jene nur versprachen, keine Wiedertäufer, welche damals als Waßerreiser des Reformationsbaumes sehr häufig hervortrieben, aufkommen zu laßen, so ließ ihnen der Bischof im übrigen ziemlich freye Hand. Da er mit seiner bischöflichen Würde zu gleicher Zeit die Ober-Hauptmannschafts-Verwaltung über ganz Schlesien verband und deshalb im geistlichen wie im weltlichen die erste Person des Landes und an des Kaisers Stelle war, so fand die Reformation von keiner Seite Hinderniß. Man ließ die katholischen Pfarrer aussterben und besetzte die erledigten Stellen mit lutherischen und die Klöster wurden in Armenhäuser und Hospitäler zum Theil verwandelt. Der Bischof ließ es sogar geschehen, daß Gemeinden und Ortschaften, welche unter seiner unmittelbaren Jurisdiction standen, zur augsburgschen Confeßion übertraten und sich lutherischen Consistorien unterwarfen. Ja! er gebot, daß kein Theil den

andern wegen der Religion ärgern oder hindern sollte, sondern ermahnte sie, friedlich und ruhig mit einander zu leben und sich in Liebe zu vertragen. Auch bey der Gerechtigkeitspflege und Prozeßen durfte schlechterdings nicht auf das Glaubensbekenntniß Rücksicht genommen werden.

Charackteristisch zeigt sich diese bischöfliche Indolenz in folgendem Zuge. Die Stadt Freystadt schickte einen ihrer Rathsherrn, Namens Päzold, an den Bischof mit Bitte, ihnen den lutherischen Gottesdienst zu verwilligen. Der Bischof empfieng ihn anfangs Amtshalber mit harten Worten und sagte: Ich höre, daß ihr Freystädter Altäre und Bilder aus euren Kirchen herausgeworfen habt? — Päzold versicherte: nein! sondern sie stehen, wie sie lange gestanden haben.

Der Bischof: So laßt sie bleiben. Ist jemand, der nicht weiß, daß sie Holz und Steine sind, so laßt es nachmals erinnern. Wie aber mit dem Sacrament? das braucht ihr ganz? —

Päzold: Ja freylich, gnädigster Herr, weil es Christus so hat eingesetzet.

Bischof: So höre ich wohl, daß ihr halb lutherisch seid?

Päzold: In Wahrheit, gnädiger Herr! der unser Prediger werden wird, der wird auch nur halbe Arbeit haben.

Der Bischof wandte sich um und lachte. Päzold wurde darauf mit dem Bescheide abgefertigt, daß das Gesuch der Freystädter bewilligt sey und sie ungehindert des lutherischen Gottesdienstes genießen möchten, nur hätten sie darauf zu sehen, daß die römisch-katholische Religion nicht mit Calumnien angegriffen, sondern mit Bescheidenheit widerlegt würde.

In einer Zeit von 23 Jahren, denn so lange besaß Promnitz den bischöflichen Stuhl, konnte also die Reformation bey dem Feuereifer, mit welchem sie verbreitet wurde, mächtige, um sich greifende Wurzeln schlagen. Um desto mehr, weil sein Vorfahr Jacob von Salza, ihrem Aufkeimen eben so gleichgültig zugesehen hatte. Man denke sich nun diese beiden Bischöffe aus der Reyhe der schlesischen geistlichen Oberhäupter hinweg, so würde bis auf diese Stunde die Provinz eine ganz andere Ansicht darbieten. Es ist schwer, die guten und die bösen Folgen dieser Nachsicht gegen einander abzuwägen, da ihre Nachfolger den Strom nun einmal wieder zurück lenken wollten. Die durch jene Nachsicht verwöhnten Protestanten forderten allerdings späterhin von den Bischöffen manches als ein Recht, was sie sonst immer nur als eine Gnade würden angesehen und vielleicht gar nicht einmal gefordert haben. Von beiden Theilen erfolgte Erbitterung und ein Verfolgungsgeist, der fast alle Schranken überstieg, bis Friedrich II. das Verhältniß wieder ins Gleichgewicht brachte.

Ein und zwanzigster Januar.

1582. Herzog Heinrich XI. von Liegnitz im Gefängniß.

Es ist traurig zu sehen, wie auch fürstliche Familien so herunter kommen können, daß sie endlich ein Gegenstand des allgemeinen Mitleidens werden. Die Geschichte der letztern Herzoge von Liegnitz lie-

fert einen rührenden Belag dieser Wahrheit. Schon der Vater Heinrichs XI. Friedrich III. war durch üble Wirthschaft so tief in Schulden gerathen, daß ihm der Kaiser das Fürstenthum abnahm, und es dem Sohne deßelben, dem gedachten Heinrich übergab. Ja der Sohn muste seinen eignen Vater in seinem Schloße gefangen halten bey verriegelten Thüren und Fenstern, wo dieser von einem dürftigen Jahrgehalt lebte. Da brach der gefangne Vater oft in die Worte aus: „Sohn! wie du mich jetzt gefangen hälst, also wird man dich wieder gefangen halten. Und diese väterliche Weißagung wurde leider erfüllt.

Die Ursachen, warum auch den Sohn daßelbe Schicksal traf, wird der 23te Februar darstellen. Welch ein bittrer Auftrag war es für Friedrich VI. daß er seinen eignen Bruder Heinrich verhaften sollte! Er mochte oder konnte das Geschäft nicht übernehmen und also musten unter der Leitung des Bischofs Gerstman mehrere schlesische Contingente im tiefsten Geheim zusammenstoßen, um den Herzog Heinrich in seiner Residenz Liegnitz unvermuthet zu überrumpeln. Aber Heinrich bekam noch Tags zuvor Nachricht, daß sich in Neumark mehrere hundert Mann Reuter und Fußvolk versammelt hätten. Ein an den Bischof abgefertigter Bote, der nach der Absicht dieser Truppenversammlung fragen sollte und von demselben zurückbehalten wurde, bestätigte den Herzog noch mehr in dem Verdachte, daß es keinem andern, als ihm gelten könnte. Er rüstete sich also in gröster Eile zur Gegenwehr. Von Goldberg und Lüben wurden eiligst 50 Hakenschützen nach Liegnitz beordert, das Schloß von den Vorwerken reichlich verproviantirt und dem Rathe zu Liegnitz, dem der

Her-

Herzog nicht traute, wurden die Thorschlüßel abgefordert. Nachts um 10 Uhr kam endlich der an den Bischof abgesendete Bote zurück mit der Nachricht, daß es allerdings auf die Gefangennehmung des Herzogs abgesehen sey.

Darauf wurde die Trommel gerührt, durch die ganze Stadt Laternen ausgehängt, die Stücke aufs Schloß und auf den Wall geführt und in einer Stunde standen tausend wohlgerüstete Bürger auf dem Schloßplatze. Der Herzog ritt darauf vors Rathhaus, wo der Rath, die Schöppen und Geschwornen versammelt waren. Er erzählte ihnen das Vorhaben der Fürsten und Stände gegen ihn und fragte sie, ob sie bey ihm halten und haften wollten? Aus einem Munde ertönte die Versicherung, daß sie es für Pflicht hielten, Leib, Gut, Ehre und Blut bey ihm aufzusetzen. Zu mehrerer Bekräftigung erhoben sie die Finger an Eides statt. Die Bürgerschaft wurde darauf auf den Wällen vertheilt und außerdem eine Menge von Picken und Hellebarden in die Erde gepflanzt, damit es von ferne das Ansehen hätte, als ob alles von Kriegsvölkern wimmelte. Auf den Schloßthurm wurden zwey Feldstücke gezogen und auf den Kranz deßelben 6 Trompeter und ein Pauker gestellt, die den Anzug des Feindes kund thun sollten. So gerüstet erwartete der Herzog den Anfall des Feindes.

Früh um 4 Uhr verkündigte der Wächter vom Thurm den Anmarsch deßelben. Augenblicks wurden alle Stücke vom Thurm und von den Wällen gelöset und Trompeten- und Paukenschall mischte sich in den Donner der Kanonen. Einen solchen Empfang hatten die zusammengezognen Schaaren, die gröstentheils aus ungeübten Landleuten bestanden,

nicht erwartet und ein allgemeines Schrecken bemeisterte sich ihrer. Es wurde Halt gemacht und Kriegsrath in der Karthause gehalten. Der Bischof war der Meinung, daß man nur Spott einlegen und Püffe davon tragen würde, weil das gesammte Corps nur aus 500 Reutern und 2400 Fußvölkern bestand; auch wäre der Plan nur auf eine Ueberrumpelung, nicht aber auf einen förmlichen Sturm oder eine Belagerung berechnet gewesen.

Während des Kriegsraths ereignete sich ein possirlicher Vorfall, wodurch das panische Schrecken sich noch mehr unter die Feinde verbreitete. Ein Reitknecht kam mit zwey Pferden in die Vorstadt, um sie vom Schmiede beschlagen zu laßen. Das eine Pferd riß sich los und lief davon und mit dem andern jagte der Reitknecht ihm nach. Auf die Frage: was giebts? antwortete der Schelm: „der Peuker (so nannte man Herzog Heinrich) ist ausgefallen und hat meinen Kammeraden herabgeschoßen." Dieser Spaß brachte das ganze Heer ins Laufen und zum Wegwerfen des Gewehrs. Die Anführer selbst machten sich Vorwürfe und der Bischof sagte zum Herzog Friedrich, Heinrichs Bruder: „Euer Liebden haben das Spiel ausgegeben; Sie sehen zu, daß Sie nicht martsch werden." Endlich kamen die Flüchtlinge zu Athem, machten Halt, sammelten sich, und beschloßen mit Herzog Heinrich gütlich zu Unterhandeln.

Herzog Friedrich schickte drey Junker mit einem Trompeter vor den Wall, die mit dem Burgermeister unterhandeln sollten. Heinrich antwortete ihnen: „Jetzt bin ich selbst Burgermeister, ihr aber seid Rebellen, die meine treuen Unterthanen zur Rebellion bringen wollen. Herzog Friedrich bricht seinen Eid

an

an den Unterthanen, weil er als ein Feind und nicht als ein Landesfürst ankömmt. Packt euch, oder ich werde euch die Wege zeigen.“ — Mit diesem Bescheide zogen sie ab. Ihnen folgte eine andere Gesandschaft, die aus Hans von Rehder, Heinrich von Waldau, Bernhard von Waldau und Hans von Jeltsch bestand. Sie wurde durch das Thurmpförtlein eingelaßen und erklärte: „daß auf Kaiserlichen Befehl die Commißarien angekommen wären, um den langwierigen Irrungen des fürstlichen Hauses abzuhelfen, weswegen sie bäten, der Herzog möchte der Commißion einen freyen und ruhigen Einzug gestatten.“

Heinrich erwiederte, daß es seine Schuldigkeit sey, sie zu hören, äußerte aber sein Befremden über die Art und Weise, wie diese Commißion erschienen sey, und begehrte zuvor eine Erklärung, ob er sich friedlicher oder feindlicher Handlungen zu versehen habe, nebst einer Abschrift der Kaiserlichen Vollmacht, sonst könnte er sie nicht einlaßen.

Nachdem von beiden Theilen friedliche Maaßregeln in Betreff der Unterhandlungen genommen waren, während deßen die zusammengezogenen Truppen die Stadt umgaben, so erschienen Siegfried von Promnitz, George von Braun, von Sauermann, Simon Hanewald und Hans von Rehder als bevollmächtigte Commißarien vor der Schloßpforte. Sie wurden eingelaßen und wurden von Heinrich, der von seinen Rittern in kriegerischer Rüstung umgeben war, mit den männlichen Worten bewillkommt: „Ich gebe euch nicht die Faust, daß ich mich vor euch als meinen Feinden demüthigen wollte, sondern dem Kaiser, deßen Abgesandte ihr seyn sollt, als meinem Herrn zu Ehren und Gehorsam. Außer diesem sollte es euch keinem geschehen, weil ihr nicht, die ihr

zu-

zuvor meine gute Freunde gewest, kommet, sondern als Feinde, denen ich wohl zu begegnen wüste."

Die Beschwerden, welche die Bevollmächtigten im Namen des Kaisers gegen den Herzog führten, liefen summarisch darauf hinaus; daß Heinrich bey der allgemeinen Erblandeshuldigung, welche der Kaiser bey seiner Anwesenheit von den Fürsten und Ständen angenommen hätte, außer Landes gewesen wäre und nachher weder in Prag hätte erscheinen noch dem Bischoffe im Namen des Kaisers huldigen wollen; auch sey er dem Kaiserlichen Decret, vermöge deßen ihm und seinem Bruder Friedrich IV. die Landesregierung gemeinschaftlich übertragen war, nicht gehorsam gewesen.

Heinrich antwortete auf den ersten Punkt, daß er von Krankheit wäre verhindert worden und auf den andern, daß es wieder die Landesprivilegien wäre, wenn ein Fürst dem andern huldigen sollte. Gemeinschaftlich aber mit seinem jüngern Bruder zu regieren, dünke ihm als einem Manne von 42 Jahren verkleinerlich zu seyn. Er verlangte ein Verhör vor Fürsten und Stände des Landes, vor welchen er sich verantworten wolle und setzte dann im Gefühl seiner Würde hinzu: „Wird mir ein rechtliches Verhör und Erkenntniß versagt, so soll dieser Ort eher mein Kirchhof seyn, als daß ich den Namen haben will, die wohl hergebrachten Privilegien meiner Vorfahren gebrochen zu haben. Bevor ich mich ohne Ursache gefangen gebe, will ich eher Leib, Gut, Ehr und Fürstenthum dran setzen und diese Stelle, worauf ich stehe, soll meine Grabstäte seyn."

Während dieser Unterhandlungen war aber auch mit dem Rathe und der Gemeine zu Liegnitz Rücksprache gehalten und sie durch Vorstellung der zu be-

fürch-

fürchtenden Kaiserlichen Ungnade eingeschüchtert worden, woferne sie sich länger widersetzen würden. Dadurch wurde Heinrichs Hauptstütze wankend, er zog gelindere Saiten auf und das Ende der Commission lief endlich darauf hinaus, daß sich Heinrich in Prag vor dem Kaiser stellen sollte und wollte, welches er auch that. Kaum war er aber im August 1581 daselbst erschienen, so wurde er verhaftet und auf dem kaiserlichen Schloße gefänglich verwahrt. Doch wurde er ganz seinem Stande gemäß behandelt, erhielt ein mit Tapeten beschlagnes Zimmer und ein Fürstliches Bette und wurde des Mittags mit 14 und Abends mit 12 Gerichten, auch jeden Tag mit 10 Kannen Wein; und Bier, so viel er verlangte, gespeiset. Zu seiner Bedienung wurden ihm 6 Trabanten und 8 Diener gelaßen. Die Verwaltung des Fürstenthums wurde seinem Bruder Friedrich aufgetragen.

Den 21ten Januar 1582 langte Heinrich als Gefangner unter Bedeckung in Breslau an, wo ihm einige Zimmer auf des Kaisers Hof angewiesen wurden. Sein Unterhalt und seine Bedienung wurden ihm sehr geschmälert und er muste sich an drey Personen zur Aufwartung und mit einem monatlichen Aussatz von 30 Rtlr. begnügen. Drey Jahre brachte er in dieser kümmerlichen Lage zu. Die Pest fieng indeßen an zu wüten und Heinrich überredete seine Wächter, daß es kein beßeres Gegenmittel gebe, als recht viel Scheps oder breslauer Bier zu trinken. Er sorgte dafür, daß es ihnen daran nicht fehlte, womit sie sich auch treflich berauschten. Nachdem er von seinem Diener sich eine Kutsche bestellen laßen, so machte er sich während dem Rausch seiner Wächter davon. Dem Thorsteher, der ihn aufhalten und

schreyen

schreyen wollte, wurde von seinen Dienern das Maul zugehalten, bis der Herzog über die Oderbrücke war. Den Nachfolgern entgieng er dadurch, daß er von der rechten Straße abwich und zwey Tage in einem Walde liegen blieb. So langte er glücklich in Pohlen an. Von Grodno aus entschuldigte er sich bey dem Kaiser, daß ihm, um der wütenden Pest zu entgehen, kein anderes Rettungsmittel übrig geblieben sey, als bey seinen pohlnischen Freunden Schutz zu suchen. Da er auf wiederholter kaiserlicher Citation nicht erschien, so wurde er seines Landes für verlustig erklärt und seine Unterthanen wurden von dem ihm geleisteten Eide der Treue entbunden.

Nach 3 Jahren, in welchen er mit Mangel und Armuth kämpfte und ein herumirrendes Leben führte, starb er im äußersten Elende in einem gemietheten Hause zu Krakau an einem bösartigen Fieber den 3ten März 1588. Von Land und Leuten vertrieben fand er selbst nach dem Tode kaum eine Ruhestäte. Sein Bruder Friedrich wollte die Leiche abholen und in die fürstliche Gruft zu Liegnitz beysetzen laßen, wozu er aber die nachgesuchte Erlaubniß des Kaisers nicht erhielt. Er sollte da begraben werden, hieß es, wo er gestorben wäre; aber auch das hatte große Schwierigkeiten, weil die pohlnische Geistlichkeit ihm, als einem Ketzer, ein ehrliches Begräbniß versagte. Endlich erbarmte sich die Weißgerber-Zunft zu Krakau, unter der einige Liegnitzer waren, und schoß 70 Thaler zusammen, wodurch sie die Bettelmönche bewegten, daß sie die Leiche in eine besondere Kapelle beisetzten. Diese Kapelle wurde aber erst nach drey Jahren vermauert, nachdem Herzog Friedrich von Liegnitz 50 Ducaten und Herzog Joachim Friedrich von Brieg 50 Thaler dafür entrichtet hatten. So traurig war das En-

de

Dahl del. Schmelzinger.

Diese Stelle, worauf ich stehe, soll meine Grabstätte sein.

de eines schlesischen Fürsten, der in vieler Hinsicht wohl eines beßern Schicksals werth gewesen wäre.

Vergleiche Febr. 23.

Zwey und zwanzigster Januar.

Prämonstratenser Kloster und Kirche zu Breslau.

Zu Ehren des Kirchenpatrons beleuchte ich die Geschichte dieses Stifts an dem Tage St. Vincent, weil es ihr in frühern Zeiten an einem bestimmten Jahrstage fehlt. Es wirft ein vortheilhaftes Licht auf diesen Orden, daß man ihm zu zwey wiederholten malen in Breslau Kirche und Kloster anwieß, welche gar nicht vor ihn gebaut waren. Wäre das Gleichniß nicht zu geringe und verächtlich, so möchte ich sagen, es gieng ihm, wie dem Sperlinge, dem die Schwalbe ihr für sich gebautes Nest überlaßen muß, nur mit dem ehrenvollen Unterschiede, daß er sie nicht, wie dieser, herausbiß, sondern daß man es ihm übergab, weil man keinen beßern Bewohner finden zu können glaubte.

Die Geschichte der Prämonstratenser oder Vincentiner zu Breslau zerfällt in zwey Hauptabschnitte, die aus ihrem ehemaligen Aufenthalt auf dem Elbing und aus ihrem gegenwärtigen in der Stadt entstehen.

Im Jahre 1139 baute der unsterbliche Graf Peter Blast oder der Däne, auf dem Elbinge ein Kloster zu Ehren des spanischen Bischofs und Märtirers Vincent, welches er mit Benedictinern aus Pohlen besetzte. Mehrere schlesische Fürsten, besonders Herzog Boleslau der Lange, der dem Stifte einen achttägigen Jahrmarkt erlaubte und ihm den Ort Kosten-

stenblut nebst mehrern Dörfern schenkte, begabten es so mildthätig, daß es eines der begütersten in Schlesien wurde. Bey so vielen zuströmenden Reichthümern soll aber das Gelübde der Armuth von den Bewohnern des Stifts beynah vergeßen worden seyn. Sie trieben so üble Wirthschaft mit ihren Gütern, daß zu besorgen stand, sie würden mit denselben fertig werden. Gütliche Vorstellungen über ihre Verschwendungssucht waren nicht vermögend, sie davon abzubringen. Der Bischof Zyroslav sah sich daher genöthigt, sie um das Jahr 1180 zu vertreiben und ließ Prämonstratenser aus dem Kloster St. Lorenz bey Kalisch kommen, denen er mit päbstlicher Bewilligung das Benedictinerstift übergab. Beynahe 20 Jahre irrten die vertriebnen Benedictiner in weltlicher Kleidung umher und forderten vom römischen Hofe ihr nun wieder in guten Stand gesetztes Kloster zurück. Der Streit wurde endlich dadurch beygelegt, daß die Benedictiner ihren Ansprüchen gegen Einräumung des Prämonstratenser Klosters zu St. Lorenz bey Kalisch entsagten. Dieser Vergleich wurde den 21ten November 1219 vom Domcapitel zu Breslau bestätigt.

Dies Prämonstratenser Kloster auf dem Elbing wurde bald eines der reichsten, nicht nur an Gütern und Einkünften dieser Welt, sondern auch an Reliquien und Ablaß für die künftige. Unter den erstern zeichneten sich besonders aus: ein Stück vom heiligen Kreuz, ein Arm des heiligen Vincenz und die Köpfe des heil. Vitus und der heil. Eulalia. Die ganze Summe von Reliquien belief sich auf 1566 Stück.

In diesem blühenden Zustande blieb das Kloster auf dem Elbinge bis 1530. Der Türkenkrieg war damals ausgebrochen und man besorgte einen Einfall dieses wüthenden Feindes in Schlesien. Weil er sich in

die-

diesem Fall leicht im Kloster hätte fest setzen und von hieraus der Stadt unendlichen Schaden beyfügen können, so ruhte der Magistrat nicht eher, als bis er vom Kaiser Ferdinand I. die Erlaubniß zur Demolirung des Klosters und der dabey befindlichen drey Kirchen erhielt. Die Prämonstratenser protestirten zwar, mußten aber endlich doch nachgeben. Zu ihrer Entschädigung erhielten sie das damalige St. Jacobkloster oder die heutige Vincentinerkirche, nahe am Sandthore, weil durch die lutherische Reformation der gröste Theil der Jacobiten ausgetreten war und die noch übrige kleine Anzahl derselben in das Dorotheenkloster den Minoriten einverleibt wurde. Der Magistrat räumte den Prämonstratensern nicht nur die Kirche zu St. Jacob nebst dazu gehörigen Gebäuden, welche bald sehr verschönert und die Kirche den 3ten Junii 1530 zu Ehren des heiligen Vincenz eingeweyhet wurde, ein; sondern stellte auch einen Revers aus, daß alle Güter und Gerechtigkeiten, welche zu dem demolirten Vincentinerstifte auf dem Elbinge gehört hatten, ungekränkt bey der jetzigen Vincentinerkirche bleiben sollten, welche von nun an den Namen St. Jacob verlor. Ohnerachtet das jetzige Stift durch Krieg und andere Unglücksfälle manche Einbuße erlitten hat, so gehören doch noch folgende beträchtliche Güter dazu: 1. Hundsfeld. 2. Kostenblut. 3. Althof. 4. Karlowitz. 5. Gröbschen. 6. Kriblowitz. 7. Ottwitz. 8. Barteln. 9. Schottwitz. 10. Schwenting. 11. Zedlitz. 12. Grostschansch. 13. Weigwitz. 14. Fischerau. 15. Daupe. 16. Mollenau. 17. Stanowitz. 18. Würben. 19. Zoteritz. 20. Mollwitz. 21. Hermansdorf. 22. Gurtsch. 23. Kampen. 24. Buschwitz. 25. Dokern. 26. Loßen. 27. Pavelwitz. 28. Gros Totschen. 29. Sakerau. 30. Sablat. 31. Tschechen. 32. Viehau. 33. Landau. 34. Polsnitz.

Drey

Drey und zwanzigster Januar.

1201. Bischof Jaroslav stirbt.

Der jedesmalige Fürstbischof von Breslau würde seinem Stande schwerlich gemäß leben können, wenn er blos auf seine bischöfliche Renten angewiesen wäre. Aber so ist er allemal Grundherr des ganzen Fürstenthums Neiße, sowohl preußischen als österreichischen Antheils und wird schon dadurch der bedeutendste Landstand Schlesiens. Wie wichtig ist daher in der vaterländischen Geschichte der Zeitpunkt, wo das schlesische Bißthum durch erbliche Einverleibung eines so beträchtlichen Fürstenthums einen solchen bleibenden Glanz bis auf die spätesten Zeiten erhielt und wie interessant die Frage: wie gieng das zu? —

Die Sache verhält sich also: der schlesische Herzog Boleslav der Lange hatte zwey Söhne, Heinrich den Bärtigen und Jaroslav. Ersterer sollte sein Nachfolger in der Regierung und Erbe seiner Länder werden und Jaroslav war zum geistlichen Stande bestimmt, so daß er auch durch Vermittelung seines Vaters Bischof von Breslau wurde. Aber damit war Jaroslav noch nicht zufrieden, sondern wuste es dahin zu bringen, daß ihm von dem väterlichen Erbe das Fürstenthum Neiß abgetreten werden muste. Aus Neid gegen seinen Bruder Heinrich, der ohnedem weit reichlicher abgefunden war, vermachte er auf ewige Zeiten sein eigenthümliches Fürstenthum seinen Nachfolgern auf dem bischöflichen Stuhl, bey welchen es auch bis auf heute geblieben ist.

Wie

Wie bedeutend waren die Folgen dieses bischöflichen Vermächtnißes! die schlesischen Bischöfe hatten von nun an auch ihren Antheil an den Reichen dieser Welt und ihr Bißthum erhielt mit Recht den Namen des Goldnen. Eben weil sie zugleich Fürsten von Schlesien waren, behaupteten sie auch, nachdem das Land unter böhmische Hoheit als ein Lehn gekommen war, immer den ersten Rang und gewöhnlich die Oberhauptmannschaft über die ganze Provinz. Dadurch wurde noch in spätern Zeiten der lutherischen Reformation der Eingang in das Fürstenthum Neiße verrammelt, und es blieb ziemlich rein katholisch bis auf heute. Von den schrecklichen Zwistigkeiten und bürgerlichen Unruhen, welche in andern schlesischen Fürstenthümern durch die ehemalige gegenseitige Erbitterung beider Religionspartheyen entstanden, empfand es keinen Stoß und lebte von innen her im tiefen Frieden. Bis auf ihre Kleidung und ihre Denkungsart haben die Einwohner noch immer einen gewißen eigenthümlichen Nationalcharakter behalten, der durch die Vermischung und gegenseitige Reibung beider Partheyen in den andern schlesischen Fürstenthümern ziemlich verwischt worden ist. Das alles waren und sind die Folgen einer Disposition, die schon vor 600 Jahren vorgefallen ist. Ob Jaroslav wohl nur 3 Jahre die bischöfliche Würde bekleidete, so bleibt dennoch sein Name einer der unvergeßlichsten. Er starb den 23ten Januar 1201 und liegt im Dom zu Breslau begraben.

Vier und zwanzigster Januar. *

1712. König Friedrich II. geboren.

Schade! daß keiner von den Schlesiern, die am 24ten Januar 1712 vom Schlafe erwachten, die Gabe der Weißagung gehabt haben muß; sonst hätte sich am Morgen dieses Tages der Prophetengeist in reichen Strömen ergießen können. Um das Einerley des historischen Styls einmal zu unterbrechen, würde der Seher, den feurigen Schwung abgerechnet, den ihm die Begeisterung nothwendig gegeben hätte, ohngefähr also geredet haben:

Großer, feyerlicher Morgen! so sah das Vaterland noch keinen. Wetterwolken thürmen sich und blutroth steigt die Sonne auf. Ihr erster Strahl beleuchtet im Norden einen neugebohrnen Säugling in der Wiege, der sich wie ein Riese aus derselben erheben wird. Gehüllt in einem Schreckensmantel von Pulverdampf wird der Fremdling den vaterländischen Boden betreten, der unter dem Donner seiner Kanonen erzittern und von dem Blute der Helden rauchen wird. Die Völker der Erde, in Osten und Westen, in Süden und Norden, stehen auf und kommen in Bewegung. In das Kriegsgewimmel deutscher Brüder mischen sich Ungarn, Panduren, Rußen, Cosaken, Callmücken, der Britte,

* Im Verzeichniß der Jahrstage steht unrichtig: „1529. Elisabeththurmspitze stürzt ein.“ Dieser Artikel muß auf den 24ten Februar verlegt werden.

te, Schwede und Franzmann und düngen mit ihrem Blute den vaterländischen Boden. Aus den fernsten Enden der Erde ruft sie die Trommel und führt sie gemeinschaftlich in ein deutsches Grab, wo sie friedlich auf einander ruhen und modern. — —

Der Mittag seines Lebens kömmt, der Donner der Kanonen schweigt und die Dampfwolken zerreißen. Unüberwältigt steht der Held und leuchtet freundlich wie die Sonne auf deine blutgedüngten Gefilde, Schiesien! Der Kriegsgott wird Vater seines neuen Volks und kaum sind die feindlichen Schaaren in ihre ferne Heymathen angelangt, so heilt er auch schon deine Wunden und schüttet mit königlicher Milde sein Füllhorn über dich aus. Er fand noch verheerte Spuren des dreyßigjährigen Krieges und verwischt sie zugleich mit den Fußstapfen des siebenjährigen. Herzlicher drückt kein Vater das Kind an seine Brust. Eine sechsmonatliche Steuerfreiheit, 17,000 Pferde zur Bestellung des Ackerbaus und reiche Magazinen zur Aussaat sind das erste Geschenk aus seiner Hand. Er gebeut! und aus deinen Schutthaufen und Brandstellen steigen lachende und bequeme Wohnungen auf. Neu verjüngt stehen ganze Städte, Freistadt, Parchwitz, Polkwitz, Rauden, Herrnstadt, Gurau, Winzig, Jauer, Neumarkt, Freiburg, Rattibor und Haynau da! Gewiß ist kein Fleck in Schlesien, der nicht Denkmäler aufzuweisen hätte, durch deren Ansicht man den Kriegsgott über den Landesvater vergißt. Viele tausend Bauerhöfe, die er als wüste Stellen in den Händen der Grundherrn findet, giebt er zurück, besetzt sie mit tüchtigen Wirthen, Gebäuden, Geräthen und Vieh. Er erleichtert die Bande der Unter-

terthänigkeit, hemmt ihre Geißel, bestimmt ein mäßiges Lösegeld, öffnet sein Ohr jeder Klage, Herz und Hand jeder Bittschrift. Verheerende Feuersbrünste verringert und beschränkt er, versorgt die Dörfer mit Spritzen und gemauerten Rauchfängen. Weise Verordnungen beugen der Viehpest und Sicherheitskaßen dem Ruin des Angesessnen vor. Durch Abstellung überhäufter Feste, setzt er an eben so viel Tagen 500,000 Menschen mehr in einträgliche Arbeit. Den vaterländischen Boden bereichern 250 neue Dörfer und über 2000 neue Häuslerstellen, in welchen 20,000 Ansiedler Schutz, Obdach und Nahrung finden. Durch Aufhebung der Gemeinheiten vervielfältigt er den Ertrag des Landes, sichert dem Adel durch ein Creditsystem seine Güter und vertilgt die Krippenreiterey. Den fremden Künstler und Handwerker lockt er durch freyes Bürger- und Meisterrecht, mehrjährige Freiheit von Abgaben und Werbung und hilft ihm durch Fabrickkosten zu Werkstühlen und Handwerksgeräthen. Er verwischt den Schandfleck der unehlichen Geburt, entzieht dem Hochgericht und den Scharfrichtern die Opfer gefallner Jungfrauen und öffnet ihren vaterlosen Kindern eine ehrliche Zunft. Die Fackel des Religionshaßes verlöscht er, läßt jeden anbeten frey und ungestört nach seiner Väter Weise und nach seinem Glauben, wo und wie er will, und schärft dem Katholicken wie dem Protestanten ein: seid Brüder, weil ihr meine Kinder seid. Ja! „das alte ist vergangen, es ist alles neu geworden."

1511.

Fünf und zwanzigster Januar.

1511. König Wladislav kömmt nach Breslau.

Als König Wladislav sich der Stadt Breslau näherte, um daselbst die Huldigung Schlesiens anzunehmen, gieng ihm der Rathsherr Uthman bis auf das nächste Nachtquartier entgegen und bewillkommete ihn mit folgender charakteristischen Anrede: „Allerdurchlauchtigster Fürst, Grosmächtigster König, Allergnädigster Herr! Euer Königl. Majestät untertenige und diemutige Diener, Rathmanne und gemeine Bürger Ewr. Königl. Wyrden Stadt Breslau, so sy vorstanden Ew. Kön. Maj. glückselige Zukonft, haben sy mich E. K. M. entgegen anher gesant mit einem Schloftrunk und Gericht Fisch, die E. K. M. genediglich anzunehmen geruhe, und so forder zu Breslau sampt König Ludowico und Fravelin Anna, wollen sy nach alder loblicher Gewohnheit E. K. M. entgegen ziehen und diemutiglich annehmen als Iren Herrn und König.“ Und damit überreichte er ein Geschen, an Wein, Bier und Fischen. Wofern es kein Fasttag war, so sollte man glauben, die Breslauer hätten die politische Absicht dabey gehabt, daß der König durch Ueberladung des Magens sich keine schlaflose Nacht machen und desto beßer gelaunt in die Stadt einziehen sollte.

In schwarzen Kleidern zog Tags darauf die Bürgerschaft, theils zu Pferde, theils zu Schlitten, dem Könige entgegen und überreichte ihm von jedem Thore die Schlüßel in einem grünen Kober mit rothem Schilde, auf welchem ein weißes doppeltes W gemahlet war. Sechs Bürger trugen den Himmel

zu St. Elisabeth über ihn. Um 21 Uhr langte der König mit seinem fünfjährigen Sohn König Ludwig und seiner siebenjährigen Tochter Anna in Begleitung vieler Bischöfe, Fürsten und Herrn durch das schweidnitzsche Thor an und wurde auf den Dom in die Kathedralkirche begleitet. Die königlichen Kinder fuhren auf einem Schlitten, auf welchem ein kleines Gemach mit einem Ofen angebracht war, in welchen ein hintenstehender Bedienter Holz anlegte und das Feuer beständig unterhielt. Am Feste Mariä Reinigung wohnte der König der Me[illegible] in der Domkirche bey und opferte sechs Floren oder Ducaten.

Der Aufenthalt des Königs traf eben in die Zeit der Winterlustbarkeiten. Wie hätte es wohl an glänzenden Festen und rauschenden Vergnügungen fehlen können! Der König, ein äußerst menschenfreundlicher Herr, so wie seine Unterthanen, deren ausgezeichnete Liebe er besaß, schienen mit einander zu wetteifern, seinen Aufenthalt zu Tagen der Freude zu machen. Die vornehmsten Bürgerfrauen und Bürgertöchter wurden von ihm zu Gast geladen und nach der Mahlzeit war auf dem Rathhause großer Ball. Es blieb aber nicht blos bey diesen sanftern Vergnügungen unserer Zeiten, sondern es kamen deren auch halsbrechende im Rittergeiste der Vorwelt vor. So hielt Markgraf George auf dem mit Brettern überlegten Tanzsaale mit einem andern ein ritterliches Stechen in Gegenwart des Königs und der gesammten Ritterschaft, wobey alles glücklich ablief. Einen ernstlichern Ausgang nahm ein Turnier, welches den 5ten April auf der Stechbahn gehalten wurde, bey welchem der Hauptmann von Grosglogau, Jacob von Salza, einem ungar-

schen

schen Ritter den Arm abhieb. Die ungarschen Ritter stürmten darauf erbittert auf den von Salza ein, welcher die Flucht nahm und sich in der Angst in die Sacristey von St. Elisabeth rettete, eben da man in der Kirche das Salve Regina sang. Die Ungarn kehrten sich nicht an den Gottesdienst, sondern zogen den Flüchtling mit entblößten Säbeln hervor und spielten ihm jämmerlich mit. Er wurde aber glücklich aus ihren Händen errettet und frey gemacht. Die Kirche war nun entweyht und blieb den folgenden Sonntag Judica geschloßen. Montags darauf wurde sie von dem Bischof von neuem eingeweyht. Noch ward der Aufenthalt des Königs durch einen Seiltänzer verherrlicht, der an dem kleinen Knopf des Elisabeththurms ein Seil befestigte, das mit dem andern Ende an Steters Hause auf dem Markt angeknüpft war. Auf diesem Seile gieng der Urian mit Stelzen und Holzschuhen hin und her und trieb dabey nach seiner Weise wunderliche Poßen.

Für die Nachwelt wurde Wladislavs Aufenthalt zu Breslau durch eine äußerst wichtige politische Verhandlung merkwürdig. Er ertheilte nehmlich unter dem 14ten April 1511 dem Herzog Friedrich von Liegnitz die Freiheit, daß er seine Land und Leute auf dem Sterbebette übergeben möchte, wem er wollte, wodurch späterhin die preußischen Ansprüche auf Schlesien entstanden. Tags darauf den 15ten April reiste der König mit seiner Hofstaat wieder aber, und gieng über Neiße, wo er communicirte, nach Ungarn zurück.

Sechs und zwanzigster Januar.

1775. Stiftung der Freischule der Freimaurer in Breslau.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Den 26ten Januar 1775 wurde durch eine veranstaltete öffentliche Sammlung unter den Mitgliedern des Freimaurerordens der erste Fond zu einem menschenfreundlichen Institut zusammengebracht. Von demselben wurden schon im ersten Jahre 12 arme Knaben untterrichtet, genährt und gekleidet. Um keine christliche Parthey von dieser Wohlthat auszuschließen, so wurden 6 lutherische, 4 katholische und 2 reformirte Knaben zu Theilnehmern an dieser milden Stiftung ausgesucht. Den Religionsunterricht erhält jedes Kind von einem Lehrer seiner Kirche; außerdem aber gieng die Hauptabsicht des Ordens bey Stiftung dieser Schule laut seiner öffentlichen Erklärung dahin: „unter der niedern Klaße von Menschen allgemeinnützliche Kenntniße gangbar zu machen; Kenntniße, die dem gemeinen Menschenverstande angemeßen sind; die, wenn sie ihm auch nicht die allerfeinste Politur geben, ihm wenigstens das Rohe und Schwankende seiner Begriffe benehmen, und zugleich eine beträchtliche Menge von Vorurtheilen und abergläubischen Poßen aus dem Wege räumen, die das Aufkommen der gesunden Vernunft verhindern, und die sehr oft auch bey einer nicht ganz niedrigen Erziehung noch häufig anzutreffen sind.“

Sieben und zwanzigster Januar.

1176. Bischof Walter stirbt.

Man kann die Domkirche in Breslau, deren Inneres einen so imposanten Eindruck macht, nicht ohne einen gewißen heiligen Schauer betreten, Ihre kühn emporstrebenden Pfeiler, worauf das Hauptgewölbe ruht, ihre Seitengänge und Kapellen sprechen noch heut von dem erhabnen Geiste ihres Schöpfers. Sollte die Geschichte nicht wißbegierig fragen: wer ist der Mann, der durch dies erhabne Denkmal seines Namens Gedächtniß bis auf die späte Nachwelt verewiget hat? Es ist Bischof Walter; von Geburt ein Pohle. Er hatte in Paris studirt und sich längere Zeit an den vornehmsten Orten Frankreichs und Italiens aufgehalten, wo die prächtigen Kathedralkirchen einen bleibenden Eindruck auf ihn gemacht haben müßen. Als er 1148 vom Kanzler des Herzogs Boleslavs Proceus zur bischöflichen Würde emporstieg, äußerte sich seine Vorliebe gegen Frankreich auf eine auffallende Weise. Das erste war, daß er die kleine von Holz gebaute Domkirche niederreißen, und statt deren das gegenwärtige prächtige Gebäude nach dem Muster der Kathedralkirche zu Rouen aufführen ließ. Er brachte die zwey und zwanzig Jahre seiner Regierung mit Vollendung des Baues zu. Die Anlage war, wie man noch heute sieht, eigentlich auf 4 Thürme gemacht, allein die beiden gegen Morgen stehenden sind nie ausgebaut worden, denn die Kräfte des Bischofs, des Kapitels und der Geistlichkeit waren erschöpft.

Der

Der französische Geschmack des Bischofs äußerte sich nicht nur im Bau dieser Kirche, sondern auch in der Einrichtung des Gottesdienstes in derselben. Er selbst war eine Zeitlang im Stifte zu Lyon gewesen und von der Celebrirung des dasigen Gottesdienstes nahm er die Copie für denselben in Breslau. Dieselben Gebräuche, derselbe Gesang und Kirchenmusik, dieselbe Kleidung und gesammte Pracht, wie zu Lyon, wurden auch in Breslau eingeführt. Er verschrieb deswegen von daher besondere Choralisten und verpflanzte dergestalt den Ritus der französischen Kirche bis auf das allergenauste nach Schlesien. Vielleicht hoffte er dadurch um desto eher seinen ehemaligen Lieblingsaufenthalt zu vergeßen. Auch selbst das bischöfliche Wappen redet von seiner Vorliebe gegen Frankreich, denn er nahm die französischen Lielien in demselben auf, welche uns heute noch an Ihn und ihre Entstehung mahnen.

Wichtiger und merkwürdiger als das alles greift die Regierung Bischofs Walters in unsere Zeiten dadurch ein, daß er den ehrwürdigen und begüterten Orden der Cistercienser nach Schlesien rief. Er hatte diese Väter von einer sehr vortreflichen Seite kennen gelernt und sie lieb gewonnen. Da sich nun mit den Benedictinern, welche ursprünglich im Besitz des Feldklosters Leubus waren, manche Unregelmäßigkeiten äußerten, so ruhte Walter nicht eher, als bis er den Herzog Boleslav den Langen dahin vermocht hatte, daß er die Benedictiner aus Leubus vertrieb und dies Kloster den Cistercienfern übergab, von wo aus die übrigen Feldklöster Schlesiens besetzt worden sind.

1715. Kaspar Neumann stirbt.

Wie oft hat nicht jeder protestantische Schlesier, wofern er nur dürftig Lesen gelernt hat, diesen Namen ausgesprochen! welcher Kirchengänger hat nicht die Lieder dieses geistlichen Dichters mitgesungen! in weßen Herz hat nicht eben dadurch der Geist dieses Mannes Gefühle der Andacht erweckt! der unsichtbare Wirkungskreis Neumanns, die edlen Empfindungen, die er hervorrief, und das Gute, was er im Stillen zur Beförderung der Moralität bewürkte, läßt sich freylich weder berechnen noch beschreiben; aber daß er auch noch hundert Jahre nach seinem Tode im bleibenden Segen blüht, ist außer allem Zweifel. Bey einem so unläugbaren und entschiednem Einfluß auf den protestantischen Theil Schlesiens und Deutschlands verdient er hier mit Recht ein Denkmahl.

Er wurde 1648 den 14ten September zu Breslau, wo sein Vater Raths-Steuer-Einnehmer war, gebohren und bekleidete zuletzt die ersten geistlichen Posten an der Elisabethkirche seiner Vaterstadt. Zu seiner Zeit war er nicht nur als beliebter Prediger durch seine lichten und rührenden Kanzelvorträge, sondern auch berühmt durch eine besondere Stärke in der hebräischen Sprache, deren Buchstaben er eine simbolische Bedeutung und besondere Kraft zuschrieb. Dieses Vorurtheil abgerechnet, gehörte er zu den hellsehenden Theologen seiner Zeit. Er legitimirte sich als solchen in mehrern Fällen, besonders bey der merkwürdigen Erscheinung der betenden Kinder, welche er gegen seine Amtsbrüder, die darin eine wunderbare göttliche Einwürkung sehen wollten, aus natürlichen Ursachen erklärte und

als

als ordnungswidrig in Predigten und Schriften mißbilligte. Auch wurde Schlesien und Breslau zu seiner Zeit von Heuschrecken heimgesucht, auf deren Flügeln der Aberglaube der Gelehrten gewiße Buchstaben (von denen wir zu seiner Zeit reden werden) als eine Andeutung göttlicher Drohungen lesen wollte. Neumann ermahnte seine Gemeinde, sie sollte sich nicht einschüchtern und erschrecken laßen, denn wenn der liebe Gott den Menschen seinen Willen kund thun wollte, so würde er wohl noch einen andern als den zweideutigen Weg wißen, ihn den Heuschrecken auf die Flügel zu schreiben, weil sie sich überhaupt zu göttlichen Botschaftern wenig schickten.

Zu Neumanns Zeiten stand fast nichts in einem so hohen Werth als holländische Tulpenzwiebeln und Andachtsbücher, welche in unsern Tagen gleichmäßig herabgesunken sind. Darum schrieb er den Kern aller Gebethe. Dies Büchlein machte erstaunliche Sensation und ein gewaltiges Glück. Man hat davon unzählige Auflagen in allen nur gedenkbaren Formaten; auch wurde es in die französische, italienische, holländische, englische, pohlnische, dänische, schwedische, lateinische, ja selbst in mehrere morgenländische Sprachen übersetzt, so daß Neumanns Name von allen Zungen der Erde ausgesprochen wurde. Mit wenigen Abänderungen ließen es sogar die Katholicken, was damals unendlich mehr wie heute auffallen muste, zu Wien, Ulm, München und Sulzbach nachdrucken. Benjamin Schmolke ausgenommen, hat kein protestantischer Kirchenlehrer Schlesiens so viel Aufsehens in der Welt gemacht, als Neumann, weswegen auch auf seinem Tode zwey Denkmünzen geprägt wurden, die noch häuffig in schlesischen Münzkabinetten anzutreffen sind.

Acht

Acht und zwanzigster Januar.

1702. Tumult zu Goldberg.

Der Unfug, welcher großentheils von den protestantischen Gemeinden in Schlesien mit Erwählung ihrer Prediger getrieben wird, ist beynah charackteristisch geworden. Zwar in den alten Pfarrtheyen, wo der Patron das ausschließende jus vocendi und præsentandi übt, geht die Ernennung des neuen Seelsorgers gewöhnlich eben so ruhig und friedlich ab, wie bey den Katholicken, bey denen so ein Unwesen unerhört ist, und der Neuerwählte bringt Zutrauen gegen seine Pfarrkinder mit und findet es bey ihnen vor. Welcher Scandal entsteht hingegen fast in allen Gemeinden, wo jeder Hausbesitzer und Inlieger stimmfähig ist! Es dürften wenige neuere Kirchspiele seyn, in welchen die gellertsche Fabel: der Amtmann und die Bauern! nicht schon, wenn auch mit einigen Modificationen, vorgekommen wäre. Nicht genug, daß wenigstens ein Dutzend Kandidaten in Bewegung gesetzt und bey der Nase herum geführt wird, sondern der edle Bewerber muß sich auch, weil er auf dem geraden Wege schon oft einen Fehlschuß that, zu manchen Schritten bequemen, die seines künftigen Amtes durchaus unwürdig sind. Die Wahlfähigen, welche die Figur, die Baßstimme, und den Bückling, mit welchem der Probirende erscheint, zum Maaßstabe seiner Würdigkeit nehmen, verlieren dann gewöhnlich über ihr Stimmenrecht den Kopf und fallen der Kabale in die Hände. Das gewöhnliche Ende des ganzen Akts ist eine allgemeine Unzufriedenheit derjenigen, deren

Stim-

Stimme nichts gegolten hat, wozu noch die Kränkung kömmt, daß die Wahl nach dem Sinne des Nachbars oder wohl gar eines Widersachers ausgefallen ist. Wären die guten Menschen nur nicht in die Lage gerathen, sich für einen oder den andern zu erklären und Parthey zu nehmen, so würde es ihnen gleich viel gewesen seyn, ob diesen oder jenen das Loos getroffen hätte; aber nun kömmt persönliches Interesse obzusiegen, weil der Kampf einmal begonnen ist, ins Spiel, und daher grollen sie nicht selten zeitlebens mit demjenigen, welchem sie die Stimme nicht gegeben haben.

Zu Goldberg entstand den 28ten Januar 1702 wegen Anstellung eines Diaconus ein gewaltiger Tumult. Die Gemeine hatte eigenmächtig ohne landesherrlichen Consens einen solchen angestellt, welchen natürlich die Landesregierung nicht anerkennen wollte und dem dasigen Pastor Befehl gab, seinem neuerwählten Collegen keine Amtsverrichtungen zu übertragen. Der Pöbel geräth darüber in Allarm, rottirt sich, stürmt das Pfarrhaus und verlangt den Pastor heraus, den sie übel behandelt haben würden, wenn er sich nicht in einen Stall verborgen gehabt hätte. Fürchterliche Drohungen ließen befürchten, daß sich der Aufruhr mit blutigen Auftritten endigen würde. Der Pastor, der seines Lebens nicht sicher war, durfte sich nicht ohne Bedeckung sehen laßen, und muste von den Jüngsten der Zechen mit gewaffneter Hand bey allen Amtsverrichtungen begleitet werden, so daß er Taufen und Begräbniße unter gerüsteter Begleitung zu vollziehen genöthigt war. Nachdem die Aufwiegler exemplarisch abgestraft waren, so kam der Pöbel endlich zum Besinnen, bequemte sich in die gesetzmäßige Ordnung und legte sich zur Ruhe.

1787. Wolfsjagd am Zobten.

Zu Ende des Jahres 1786 fiengen die Wölfe an für das Fürstenthum Schweidnitz furchtbar zu werden. Man sah sie dutzendweise bey einander und in Stephansdorf, Rungendorf, Tampadel und Borganie wurden theils Hunde, theils Schaafe von ihnen zerrißen. Selbst in den Fleschen der Festung Schweidnitz wurden ihrer zwey angetroffen und erlegt. Die breslausche Kammer setzte darauf nicht nur eine Prämie von 5 Rthlr. auf jeden Wolf, der im Fürstenthum Schweidnitz erlegt würde, sondern veranstaltete auch eine allgemeine Wolfsjagd am Zobtenberge unter der Leitung des Füst von Hohenlohe und der Herrn von Köckritz und von Mutius. Zwanzig Förster und Jäger nebst 400 zum Treiben beorderte Bauern begannen das Geschäft. Nachdem die gehörigen Vorkehrungen durch Ausspürung des Reviers und Umstellung deßelben getroffen waren, gieng die Hetze los, deren Ausbeute 6 getödtete Wölfe waren. Da sich deren aber mehrere hatten sehen laßen und sie also noch nicht ganz vertilgt seyn können, so wird die Jagd zu seiner Zeit wohl wiederholt werden müßen.

Neun und zwanzigster Januar.

1562. Einweyhung des Gymnasiums zu St. Elisabeth. *

Bis zur lutherischen Reformation war die Schule zu Elisabeth nur ein Filial der Domschule zu Breslau,

* Im Verzeichniß muß statt 1552 die Jahrszahl 1562 seyn.

lau, und wurde im Jahr 1293 der Bürgerschaft vom Bischof Johannes III. darum bewilliget, weil der Weg in die Domschule für die Knaben zu weit und über die Aufziehbrücken wegen des vielen Reitens und Fahrens gefährlich wäre. Es sollte in derselben auch nur das Alphabet, das Vater Unser, der Marianische Gruß, der Glaube und die Psalter hauptsächlich gelernet werden. Wer es weiter bringen wollte, sollte die Domschule besuchen. Allein schon 1505 ließ der Magistrat ein größeres Gebäude von Fachwerk aufführen, mit dem Vorhaben, eine Universität zu errichten, wozu auch der königliche Stiftungsbrief mit großen Kosten schon ausgewürkt war, aber die päbstliche Einwilligung versagt wurde. Dieses Gebäude wurde 1560 niedergerißen und der Grund in eben diesem Jahre zu dem gegenwärtigen noch stehenden gelegt, welches in 2 Jahren vollendet und den 29ten Januar 1562 eingeweihet wurde. Man führte bey dieser Feyerlichkeit die Jugend aus dem Pfarrhofe in die Kirche und dann in die Schule, wo der ambrosianische Lobgesang gesungen, von einem Schüler eine Rede von der Kinderzucht und dann eine Kommedie von Kain und Abel und eine andere aus dem Terenz gehalten wurde, welches alles, sagt ein Zeitgenoße, „fein lustig zu hören und zu sehen war wegen der Jugend.“ Von dieser Zeit an ward unter dem Rektor Andreas Winkler die Schule zu einem Gymnasio erklärt, und die auf einer Marmorplatte eingegrabnen Schulgesetze wurden im Vorsaale des zweyten Stocks eingemauert. Wegen Unterdrückung der meisten übrigen Schulen Schlesiens blühte das Gymnasium gegen Ende des 17ten Jahrhunderts im grösten Glanz und zählte gewöhnlich gegen 200 Primaner. Unter dem vorigen Rektor

Lie-

Lieberkühn erhielt diese Lehranstalt eine sehr merkwürdige Veränderung, wodurch der Unterricht dem gegenwärtigen Zeitalter angemeßen wurde.

Dreyßigster January.

1302. Bolko Herzog von Schweidnitz stirbt.

Unter den ehemaligen Regenten Schlesiens in älteren Zeiten hat Herzog Bolko eine der bedeutendsten Rollen gespielt. Ohnerachtet sein Charackter ziemlich verdächtig gemacht wird, indem man ihn der Habsucht und besonders der Härte gegen seinen Bruder Heinrich von Breslau beschuldigt, so trat er doch so ruhmbeglänzt vom Schauplatz der Welt, daß ihn die späte Nachwelt die gebührende Achtung nicht versagen kann. Sein Bruder Heinrich von Breslau, der vom Herzoge Konrad zu Giogau bekriegt wurde, brauchte Bolkos Hülfe und dieser soll sie ihm nur unter der Bedingung zugesagt haben, daß ihm dafür Jauer und Striegau abgetreten würde. Das geschah. Aber Bolko zog drum noch nicht das Schwerdt aus der Scheide, sondern gestand frey, wenn Heinrich seinen Beystand verlange, so müße er ihm noch Reichenbach, Frankenstein und Strehlen zum Opfer bringen. Als Heinrich auch das gethan hatte, sah es Bolko dennoch ruhig an, daß Heinrich von Konrad überfallen und in einem schaudervollen Gefängniß gehalten wurde, aus welchem er sich nur mit Abtretung mehrerer beträchtlichen Städte an Konrad erlösen konnte. Zwar will ein neuerer Schriftsteller behaupten, daß Bolko hiebey

sehr

sehr verkennt würde, und daß ihm seine politische Lage die Hände gebunden hätte, indeß scheinen doch jene Thatsachen außer Zweifel zu seyn.

Heinrich gerieth endlich aufs Sterbebette und sah mit schwerem Vaterherzen auf seine unmündigen Prinzen. Er ließ seinen Bruder Bolko von Schweidnitz kommen, und redete ihn an: „Lieber Bruder! wiewohl du mir viel Widerwärtigkeit hast zugericht, so will ich dir doch alles vergeben williglich, wo du dich wilt meiner Kinder unterwinden nach meinem Tode und sie verfechten als ein treuer Vormünde, wie du auch verpflichtet bist.“ „Ja! versetzte Bolko, das will ich gerne thun, wenn du mir das Schloß Zobten giebst.“ Darauf entrüstete sich der Sterbende Herzog und rief: „Du hast mir so viel Uebel gethan und willst mich und meine Kinder noch höher schatzen?“ — Bolko wurde ärgerlich und gieng davon, wurde aber auf Vorstellung von Heinrichs Räthen, weil ohne ihn die herzoglichen Kinder ganz verlaßen seyn würden, bald wieder zurückgerufen. Er trat wieder zum Sterbebette seines Bruders, der ihm in Gegenwart seiner Kinder und seines Hofstaats sagte: „Nym war, meyn Bruder! Allhy befehle ich dir auf deine Seele meine Kinder; Nym war, dies sind meine Bannerherren, Ritterschaft, Adel, Bedienten unde Borger; Nym war, das ist meyn Siegel: das alles überantworte ich deinem Gewißen.“

Heinrich starb und Bolko erscheint von nun an in einem mildern Licht als Vormund seiner Neffen. Um diese zu ihrem Rechte zu verhelfen, zwang er den Herzog Konrad von Glogau von den abgetretnen Städten Haynau und Bunzlau wieder herauszugeben. Freylich that er nichts umsonst, sondern

theil-

theilte auch hier, wie gewöhnlich, mit seinen Mündeln. Bunzlau behielt er vor sich und Haynau gab er ihnen zurück. Ueberhaupt war er für das Theilen und diesem Grundsatz gemäß wurden die gesammten Einkünfte aus seinen und seiner Mündel Landen in zwo Hälften gebracht, woraus eine doppelte Schatzkammer, die eine für ihn, die andre für seine Neffen entstand. Wegen der Nachbarschaft mit Böhmen, deßen Vasall zu werden er sich durchaus nicht bequemen wollte, war es für ihn allerdings nothwendig, sich in Positur zu setzen. Deswegen war seine innere Landesverwaltung eine der musterhaftesten älterer Zeit und gewißermaaßen ein Vorbild der preußischen Regenten. Strenge Oeconomie und Beförderung des Handels und Gewerbs öffneten ihm reiche Einkünfte, von welchen er eine auf den Wink zum Schlagen bereit stehende Armee unterhielt, und nach damaliger Art sein Land durch die zum Theil noch stehenden Schlößer bey Nimptsch, Brieg, Grottkau, Klitschdorf, Kotzenau, Fürstenstein und Bolkenhayn befestigte. Seine Residenz oder Burg zu Schweidnitz wurde 1716 ein Raub der Flamme und nachdem sie fast ein volles Jahrhundert noch durch ihre stolzen Trümmer von der Macht Bolkos zeugte, ist sie jetzt zu einem Belustigungsort des dasigen Publicums umgeschaffen worden. So vergeht die Herrlichkeit der Welt! Als ein großer Wohlthäter des Klosters Grüßau, hat er auch dort seine Grabstäte gefunden und noch wird jährlich sein Andenken in dasiger Fürstenkapelle durch eine Andacht erneuert, bey welcher der Prälat in schwarzer Kleidung erscheint.

Ein und dreyßigster Januar.

1785. Provinzialblatt erscheint zum erstenmal.

Ein Mann, der in seinem Vaterlande fremd ist, ist nicht viel beßer dran, als einer, der in seinem eignen Hause nicht Bescheid weiß, und beides ist gleich unrühmlich. Durch die Erscheinung des Provinzialblatts datirt sich für die schlesische Geschichte eine neue Epoche und die Herausgeber deßelben haben sich nicht nur um ihre Zeitgenoßen, sondern auch um die schlesische Nachwelt ein bleibendes Verdienst dadurch erworben; was freilich nur derjenige kann, der so nah an dem Mittelpunkt und an der Hauptquelle, als sie durch ihre Posten, sitzt. Unläugbar befördert dies Blatt für seine Zeitgenoßen mehr Zusammenhang unter einander, näheres Intereße und Vaterlandsliebe, indem es theils allgemein wichtige Gegenstände der Provinz zur Sprache bringt und debattirt, und andern theils die Tagsgeschichte und jede denkwürdige Begebenheit, bis auf Geburt, Tod und Verheyrathung bedeutender Personen sicher und zuverläßig aufbehält. Menschen, die sich in der Jugend kannten und sich nachher aus den Augen verloren, finden oft unvermuthet in dem Provinzialblatte Nachricht von ihren Schul- und Universitätsfreunden. Wer daher nicht ganz isolirt, wie ein Einsiedler, lebt, der greift gewiß jeden Monath begierig nach dem Artikel: historische Chronik. Möchte aber doch keiner um der Nachwelt willen das Werk als ein Flugblatt betrachten, darum weil es periodisch erscheint, sondern es seinen Nachkommen als einen Spiegel hinterlaßen, der die Begebenheiten unser Zeit in einem so lebhaften Colorit darstellt! Welch einen Contrast wird es nach Jahrhunderten gegen die dürren, saft- und kraftlosen Chroniken machen, die uns größtentheils unsre Vorfahren hinterließen, aus deren trüben Brunnen nur mit vieler Mühe ein gesunder Tropfen zu schöpfen ist! Gewiß wird es seinen Werth und einen noch erhöhtern behalten, wenn auch die heutige Generation schon ausgestorben ist!

Februar.

Erster Februar.

1455. Juden werden aus Breslau verbannt.

Sollten dermaleinst die Schicksale der Nationen auf der Wage der ewigen Gerechtigkeit gewogen und diese Wage ins Gleichgewicht gebracht werden, so müßte die Juden unendliche Ansprüche auf Ersatz, Entschädigung und Vergütigung wegen der himmelschreyenden Ungerechtigkeiten haben, die ihnen von Christen besonders angethan wurden. Gewöhnlich spielt das jüdische Volk in der christlichen Zeitgeschichte die leidende Rolle des Lamms in der Fabel, welches von dem Wolfe, der oberhalb im Fluße stand, beschuldigt wurde, daß es ihm das Wasser trübe mache, weshalb er es denn erwürgte und verzehrte. So wurde auch an den Juden das Recht des Stärkern geltend gemacht.

Als König Ladislav die Huldigung in Breslau angenommen hatte, so wurde vor ihm gebracht, "daß die ungetreuen Juden und Jüdinnen wider das heilige Sacrament unsers Herrn Jesu Christi in der Stadt Breslau gehandelt, dem heiligen christlichen Glauben zu Schmach, darum sie auch gelitten nach ihrem Verdienen. Deswegen kamen die Rathmanne und die ganze Gemeine vor den König Ladislav und baten demüthiglich, daß er sie und die Stadt darin versorgen und inskünftigen keinen Juden in Breslau ihre Wohnung zu nehmen nicht gestatten wolle. Er sah solche ihre redliche Bitte an, und verordnete dem allmächti-

gen Gott zu Lobe und dem christlichen Glauben zu Ehre, daß nunmehr kein Jude oder Jüdin in Breslau ihre Wohnung oder Wesen zu ewigen Zeiten nicht haben sollten in keine Weise. Daher gebot er den Rathmannen und Bürgern allhier, daß sie der obgenannten Jüdischheit ihre Wohnung in der Stadt nimmermehr nicht gönnen noch gestatten sollten zu ewigen Zeiten. Breslau, am Donnerstag vor U. L. Fr. Tag Lichtweih 1455." Die Lebendigen verjagte man und den Todten raubte man die Mauer, womit ihr Begräbnißort eingefaßt war. Der König schenkte die Steine davon der Stadt zur Erleichterung ihrer Baue. Wem dringt sich dabey nicht die Erinnerung an das Sprüchwort auf, daß aus fremder Haut gut Riemen schneiden sey. — May 11. August 13.

Zweyter Februar.

1522. Verordnung den Luxus betreffend.

Wohlhabenheit und Luxus gehen gewöhnlich Hand in Hand oder treten nah hinter einander her. In dem Maaße, daß unsere Väter sich durch Handel und Gewerbe empor arbeiteten, sah man auch die Früchte davon an den Damen der damaligen Zeit, zum erbaulichen Beweise, daß die Modesucht der schönen Welt eine unvertilgbare Erbsünde sey. Aus einer Kleiderordnung, die der Rath zu Breslau schon 1435 publicirte, zu schließen, müssen die damaligen schönen Hauben wie Thürme und Schlepprócke wie Kometenschwänze getra-

tragen haben. Man sah sich also genöthigt dem Unfuge durch folgende Verordnung zu steuern:

„Wir Rathmanne ꝛc. ꝛc. bekennen, das wir mit Fleise betracht und gewegen haben sulche ungewöhnliche Tracht des Gewandes und Kleider allhie in unsir Stat und off ein sulches, das wir das in eine bequeme und zemliche Ordenunge brengen möchten, sein wir eintrechticlichen zu rate worden und haben obireyne getragen mit unsern Scheppen und Eldisten, und darzu mit den Gesworn uud Eldisten des Kaufmannes und der ganzen Gemeine eine sulche Tracht und Ordenunge der Kleider furbas me zu ewigen Zeiten allhie zu haben in sulchir weize als hienoch geschreben stet.

Zum ersten das fur bas me keine Fraue, Burgerynne noch Hantwerkerynne, keinen lengern Mantel, Rok, Pelze noch Kurße tragen sal, denn der do uff die Erde tritt ane Trippen und ane Zölichen, und welche dowider tete, die sal eine Mark zu Buße geben, und den Mantil, Rog, Pelz adir Kurße welchirley das were, sal man uff das Rathhaus antworten, und aldo abeschneiden und zu rechtir Maaße kurzen und machen.

Item so sullen die Frauen ablegen die grosen ungewöhnlichen Hauben, und nicht grosir tragen denn von einer halben Elen, welcherley sie tragen wellen, und sullen keine perlynshauben fur bas me tragen, und welche dowider tete, die sal eine Mark zu Buße geben.

Item sal keine Meteburger noch Koffman fur bas me Sammot Joppen, Zamot Ermel noch silberynne Senkel an den Ermeln tragen. Ouch sall kein Bur-

ger

ger noch Kofman fur bas me kelnen grosen silberyn Gürtel übir vier Mark Silbers tragen. Und ob ymandes beslagen Taschen adir Korden tragen welde, die sullen alle mit sampt dem Gürtel haben fier Mark Silbers und nicht mee bey der Pene einer Mark.

Item sal kein Mitteburger noch Kaufman Schönwerk zu Röken noch zu Mantiln tragen, sunder und ir Hüten alleyne ist das nicht verboten, bei der Pene einer Mark.

Item sal nymandt von Mannen größer Gebreme an Rogken noch Manteln tragen, denne einer Hand breit bey der Pene einer Marke."

Da der überlange Mantel oder Rock ohne Umstände aufs Rathhaus getragen und daselbst bis zur gesetzmäßigen Länge verkürzt und abgeschnitten wurde, so läßt sich wohl gedenken, daß die Damen lieber zu Hause die Operation selber vornahmen. Indeßen wußten sie sich zu helfen und schlugen dem hochedlen Rath ein Bein unter, wodurch die ganze weise Verfügung über den Haufen fiel. Wie es zugegangen seyn mag, weiß der Himmel, aber von Ohngefähr kann es unmöglich gekommen seyn, daß König Ludwig den 2ten Februar 1522 den Bürgerinnen zu Breslau die Freiheit ertheilte, vor andern gemeinen und Handwerksleuten, Sammet, Damasken, auch so es ihnen beliebte eine goldne Kette funfzig Ducaten schwer! zu tragen. Wie mag der König wohl auf den großmüthigen Einfall gerathen seyn? — Von selbst? das läßt sich schwer gedenken. Es bleibt fast nichts anders übrig, als anzunehmen, daß sich irgend eine Breslauer Schöne diese Erlaubniß zur Gnade von ihm müße erbeten haben. Es ließen sich hierüber noch mancherley

er-

erbauliche Betrachtungen anstellen, worin ich dem Leser nicht vorgreifen will. — Vergleiche August 11.

1633. Bestürmung Reichenbachs.

Gewiße Getränke haben einen angenehm bittern Beigeschmack. So kann auch der feinere Sinnengenuß, den der Anblick mancher Gegenstände, ein blühender Garten oder eine malerische Gegend, gewährt, dadurch erhöhet werden, wenn wir bey Ansicht derselben gewiße mit ihnen verwandte Erinnerungen ins Gedächtniß rufen. Das heißt die Gegenwart mit der Vergangenheit würzen, und das geschieht durch die Geschichtskunde. Aus der Abenddämmerung der Vorzeit wirft sie einen blaßen Strahl in das volle Sonnenlicht des gegenwärtigen Zeitalters, in welchem unsern Augen die Gegenstände erscheinen. Dadurch entsteht eine angenehmere Schattirung derselben, wie an einem Sommertage, wenn sich der Sonnenstrahl durch einen dünnen Wolkenschleyer bricht. Man sieht nicht nur den lichten Vordergrund, sondern in dämmernder Ferne bildet sich auch ein neblichter Hintergrund, in welchem sich die Vergangenheit spiegelt.

Friedrich der Einzige sagt in seinen hinterlaßnen Schriften, daß die Gegend um Reichenbach, die von den Wällen der Stadt am herrlichsten ins Auge fällt, unter die reitzendsten in seinen Staaten gehöre. Wie mancher Fremdling, der auf diesen Wällen lustwandelt, bestätigt das nicht immer noch. Aber der Reichenbacher selbst sollte auf diesen Promenaden durch ge-

gewiße Erinnerungen an die Vergangenheit noch etwas mehr empfinden und dadurch seinem Sinnengenuß jenen würzhaften Beygeschmack geben. Unter Seufzer und Thränen wurden von unsern Vorfahren diese Wälle 1633 mit schweren Herzen aufgeführt und es war nichts weniger als ihre Absicht, ihren Nachkommen darauf angenehme Promenaden zu bereiten. Die Sache verhält sich also:

Der dreißigjährige Krieg führte die schwedisch-sächsische Armee nach Reichenbach. Die fast ganz protestantische Stadt nahm wegen erlittenem Religionsdruck den Feind ihres Landesherrn, des Kaisers, nicht nur mit offnen Armen auf, sondern machte auch sogar gemeinschaftliche Sache mit ihm. Die kaiserlichen Generale Götz und Illau forderten den 2ten Februar gegen Abend die in der Stadt liegenden Sachsen zur Uebergabe auf. Diese, obwohl zu schwach zum Widerstande, verweigerten dennoch dieselbe, weil sie theils auf Hülfe von Schweidnitz her, wohin Eilbothen gesendet und wahrscheinlich aufgefangen wurden, theils auf die nachdrückliche Unterstützung der Bürgerschaft rechneten, welche mit ihnen für einen Mann zu stehen versprach.

Abends um sechs Uhr begann also der Sturm. Die Bürger, die ohnedem schon kurz zuvor in einem Tumult den Königsrichter umgebracht hatten und des Aufruhrs schuldig waren, sahen das Elend voraus, was über sie ergehen würde, wofern die Stadt erobert würde. Mit dem Muthe der Verzweiflung beschworen sie die Sachsen, treu mit ihnen auszuhalten und schlugen mit gemeinschaftlichen Kräften den Sturm

wie-

wiederholt ab, welcher den Kaiserlichen sieben hundert Todte gekostet hatte. Desto erbitterter wurden die Kaiserlichen und setzten von neuem an, wobey Jammern und Wehklagen der Weiber und Kinder die Stadt erfüllte. Endlich gelang es dem Feinde durch eine geschoßne Breche beim Breslauer Thor einzudringen und nun stürzte er mit unwiderstehbarer Gewalt ein. Die Sachsen, welche sich auf dem Ringe zusammen gezogen hatten, wurden sämtlich niedergehauen bis auf 20 Mann, welche mit dem Rittmeister Strack bis auf die Burg am Schweidnitzer Thor, wo heut Kirch und Schule steht, entkamen. Hier verrammelten sie sich, capitulirten, und ergaben sich auf Discretion! Da sie aber ausmarschirten und vor der Burg das Gewehr streckten, hatten sie auf der Schweidnitzer Straße das Schicksal ihrer Brüder und wurden wehrlos umgebracht. Die Bürgerschaft retirirte sich noch früh genug in ihre Häuser und zählte darum nur 19 Todte und 150 schwer Verwundete. Darauf begann eine allgemeine Plünderung, welche den ganzen Tag, den 3ten Februar, dauerte. Tags darauf wurden die Bürger von dem kaiserlichen Generale auf das Meisterhaus gefordert. Der General Götz redete sie nach einer handschriftlichen Chronik also an:

„Auf ausdrücklichen Kaiserl. und Königlichen Befehl habe ich mich eurer Stadt bemächtigen müßen, um euch zu züchtigen und zur wohlverdienten Strafe zu ziehen. Seid ihr nicht von Gott und Rechts wegen Unterthanen Römisch Kaiserl. und Königl. Majestät? Und wie habt ihr Landesverräther euch betragen? Von eurer Untreue gegen den Kaiser habt ihr

offenbare Bewelse gegeben, die vor aller Welt am Tage liegen. Eure vorgesetzte Obrigkeit, den Königsrichter Reiprich habt ihr liederlich ums Leben gebracht, und sein Blut wird noch über eure Kindeskinder um Rache schreyn. Den unerhörten Mißhandlungen des Pfarrers Richter habt ihr höhnisch und freventlich mit großem Wohlgefallen beygewohnt; ja sie, so viel ihr gekont habt, noch vermehren helfen, so daß er seinen Geist darüber aufgeben müßen. So habt ihr euch an geistliche und weltliche Obrigkeit vergriffen. Das Maaß eurer Verbrechen habt ihr in der gestrigen Nacht vollends angehäuft, indem ihr euch mit den Feinden Kaiserlicher Majestät verbunden habt; ihr seid offenbare Landesverräther. Wie mancher ehrliche Kerl hat durch euch das Leben verlohren! der Verlust, den wir erlitten, ist demnach ganz auf eure Rechnung zu schreiben. Als erklärte Rebellen gegen Kaiserl. Majestät könnt ihr euch leicht selbst das Urtheil sprechen, was ihr nach Recht und Gerechtigkeit verdienet habt.

Ob ich nun wohl Macht hätte und Befugniß genug, Euch sämtlichen Mann für Mann, nebst Weib und Kind niederhauen zu laßen, ja das Kind in Mutterleibe nicht zu verschonen, so will ich dennoch, ob ihr es wohl nicht werth seid, meiner Menschenliebe Gehör geben. Zwar sollte ich billiglich zu einem Exempel und Beispiel und zu einer schrecklichen Warnung eure Stadt ganz wegbrennen und schleifen, ich will aber Gnade für Recht ergehen laßen. Es mag genug seyn, daß ihr noch heute anfanget, mit euren eignen verruchten Händen die Stadtmauern niederzureißen und die Thore abzubrennen, so daß die Stadt zu

ewi=

ewigen Zeiten offen bleiben soll. Ueberdies sollt ihr noch vor Glocken und Seiger zwölftausend Thaler Strafgeld erlegen. Seid ihr solches zu geben nicht im Stande, so soll alsbald Anstalt gemacht werden, die Stadt wegzubrennen und bis auf den Grund zu schleifen, daß auch kein Stein auf dem andern bleiben soll, wozu ihr mit eignen Händen behülflich seyn sollt."

Pest, Krieg und frühzeitigere Plünderung hatten den Ort damals schon so herabgebracht, daß man ihm den Namen Armenbach zu geben pflegte. Die Bürgerschaft stellte demüthig und wehmüthig flehentlichst vor, daß sie nach der gestrigen letzten Plünderung die verlangten 12000 rtl. schlechterdings nicht aufzutreiben vermöge. Da aber Götz unerbittlich blieb und ernstliche Anstalt machte, die angedrohte Strafe der Abbrennung zu vollziehen, so wurde an Geschmeide und baarem Gelde noch so viel aufgebracht, daß es für den Werth von sieben tausend Thalern angenommen wurde. Darauf wurden die Throe sämtlich abgebrannt, und man fieng an die Stadtmauer bey der Klosterkirche niederzureißen. Dies Geschäft konnte aber nicht vollendet werden, weil die Sachsen von Schweidnitz her im Anzuge waren, wodurch die Kaiserlichen genöthigt wurden abzuziehen. Als Unterpfand für die rückständigen 5000 rthl. Strafgeld nahmen sie zwölfe der ansehnlichsten Bürger als Geißeln mit. Bald darauf rückten 23 Compagnien zur Besatzung in die Stadt, welche 13 hundert Schanzarbeiter mitbrachten. Diese arbeiteten gemeinschaftlich mit den Bürgern an der Befestigung des Orts. Die

nie-

niedergerißne Mauer bey der Klosterkirche wurde mit Palliſaden ausgebeſſert und ſtatt der eingerißnen und weggebrannten Thore wurden jetzt dreyfache aufgebaut. Eben ſo wurden auch dreyfache Gräben und Wälle rings um die Stadt gezogen, von denen der übrig gebliebene Theil uns heute noch ſo manchen angenehmen Spatziergang gewährt.

Dritter Februar.

1456. Jodocus von Roſenberg wird zum Biſchof erwählt.

Wer weilt nicht gern bey der Gruft und bey dem Denkmal des Redlichen, den ſeine Zeitgenoßen verkannten und deßen Verdienſte erſt bey der vorurtheilsfreyeren Nachwelt in ihrem hellern Glanz erſcheinen! Wenn Licht und Finſterniß mit einander kämpfen, Wahrheit und Irrthum in voller Gährung ſind, ſo gleicht der Zuſtand der Dinge dem Wein, welcher in Arbeit gerieth und es iſt ſchwer den ächten geiſtigen Urſtoff von den unreinen Hefen zu ſondern und zu unterſcheiden. Aber die Zeit ſchlägt den Bodenſatz nieder und der edle Wein behauptet ſein Recht. In dieſem Bilde erſcheint uns Biſchof Jodocus, Herr von Roſenberg, aus Böhmen gebürtig.

Nach dem Tode des Königs von Böhmen, Ladislav, dem Jodocus ſeine Erhebung zur biſchöflichen Würde beſonders zu verdanken hatte, giengen die unſeligen Streitigkeiten Schleſiens mit George Podiebrad, den es ſchlechterdings nicht als König anerkennen woll-

wollte, loß. Jodocus kam dabey in ein sonderbares Gedränge, indem er aus sehr weisen Ursachen unabläßig zum Frieden rieth, worüber er die Liebe Breslaus und das Zutrauen seiner unterhabenden Geistlichen besonders des Domcapitels verlor. Und doch sah er so wahr und so richtig und sagte es ihnen auf ein Haar voraus, was aus dem gewagten Spiele werden und wie bitter sie ihre Verblendung bereuen würden. Aber die Gährung der Gemüther war zu groß, als daß sie die Wahrheit hätten erkennen können.

Vom ersten Augenblicke der Erwählung Podiebrads zum Könige verweigerte es der Bischof, Partey gegen ihn zu nehmen. Von den Kanzeln ertönten nun Schmähungen gegen die Gönner Georgs und der Pöbel sang Spottlieder auf den Bischof und an dem Pranger fand man Gänse, als Anspielung auf die Hußiten, gemalt, welche der Bischof fieng und sie seinen Prälaten gab. „Ihr wollt immer euren eignen Willen haben, sagte er den Breslauern, und glaubt klüger zu seyn, als alle Fürsten und Städte in Schlesien. Ihr weigert euch, den König George anzunehmen, den doch ganz Böhmen und Mähren für ihren Herrn erkennt. Wollt ihr besser denn sie seyn? Wenn nur George kein Böhme wäre, ihr würdet ihn vor allen andern aufgenommen haben. Die Böhmen sind nun einmal eure Herrn und werden es bleiben; ihr mögt machen, was ihr wollt. Das Verderben ist vor euren Augen. Daß ich euch das gesagt habe, werdet ihr mir nicht übel nehmen. Als euer Bischof sah ich mich dazu verpflichtet. Ich suche euer Bestes und will es auf mich nehmen, euch mit dem Könige George auszusöhnen.

Da

Da aber der Bischof sah, daß er tauben Ohren predigte, und daß sich die Breslauer an den Pabst nach Rom wandten, um sie in ihrem Ungehorsam zu unterstützen, so machte er sich selbst auf den Weg nach Rom, theils um dem Pabste über die wahre Lage der Sache die Augen zu öfnen, theils sich von ihm Raths zu erholen, wie er sich in dieser mißlichen Angelegenheit zu verhalten habe. Dieser Besuch in Rom würkte auch so viel, daß der Pabst den breslauschen Abgeordneten den Bescheid gab, sie möchten sich willig dem Könige George unterwerfen, weil er hoffe, George werde das leisten, wozu er sich in seinem Eide verbindlich gemacht habe. „Aber, sagt ein Zeitgenoße, aller kluge Rath muste verborgen bleiben, und welche in dem schweidnitzschen Keller und in den Kretschemhäusern am besten trinken und schelten konten, die waren die Klügsten und Christlichsten. Wer auf dem Predigtstuhl am besten schelten und ketzern konnte, den hörte man am liebsten. Dadurch wurde zwischen dem Rath und der Gemeine Misverständniß und Argwohn ausgesät, welcher in vielen Jahren nicht konte ausgerottet werden. Es waren zu der Zeit so viel Rathleute in Breslau, als Trinker und Säufer, Spieler und Lotter. Diese regierten, diese hatten der Stadt Macht; was diese wollten, das muste geschehen. Dies war wohl eine verkehrte Ordnung, die Untersten über die Obersten!“ —

Jodocus kam endlich aus Rom wieder zurück, redete den Breslauern nachdrücklich zu und gab ihnen zu bedenken, daß wenn sie den päbstlichen Befehlen, die wiederholt auf Eintracht mit dem Könige drangen

nicht

nicht Folge leisteten, so würde jeder sagen: sie sind selbst Ketzer; sie wollen weder dem Pabste, noch dem Kaiser, noch ihrem rechtmäßigen Könige Gehorsam leisten. Er wäre ein Bischof, und wollte daher auch nicht im mindesten etwas unrechtes begehen. Er hätte dem Könige gehuldigt, sie sollten es auch thun. Sie sollten dabey ihr unvermeidliches Verderben, der Lande Schaden und ihrer Seelen Seligkeit in Erwägung ziehen. Er sähe sich sonst genöthigt, das Singen zu legen, und den schweren Bann auf Befehl des Pabstes über sie zu verhängen. Den Predigern schärfte er ein, sie sollten das Volk zum Frieden, Einigkeit und Gehorsam ermahnen, woferne sie ihrer priesterlichen Würde und ihres Predigtamts nicht verlustig seyn wollten. Dennoch blieben alle Vorstellungen fruchtlos und der Bischof fand für gut, sich von Breslau zu entfernen und begab sich nach Neisse. Die Breslauer nahmen ihm das sehr übel, und beklagten sich bey dem Pabst, daß ihr Hirte, der Bischof, sie verlaßen habe.

Unterdeßen war der päbstliche Stuhl leer und mit Pabst Pius II. besetzt geworden, der ganz die Parthey der Breslauer gegen den König George Podiebrad nahm. Der Bischof, welcher einmal dem Könige gehuldigt hatte, kam nun noch mehr ins Gedränge. Von den Breslauern gehaßt, verfolgt und bey dem Oberhaupte der Kirche angeschwärzt, erhielt er von demselben einen kränkenden Brief, worinn ihm der Pabst vorstellte: Er habe erfahren, daß er schon lange von seiner Kirche abwesend sey, welches die seiner Sorge anvertraute Gemeine mit Recht übel neh-

me.

me. Denn da der König von Böhmen sie seiner Herrschaft zu unterwerfen trachte, so wäre ihr der einzige Trost entrißen, den sie aus seiner Gegenwart nehmen könnte. Er könne sich nicht genug wundern, daß er sie in der äußersten Bedrängniß verlaßen. Er sollte doch an Christum denken, der das was er gelehrt, auch in der That erfüllt und den Hirten verdammt, der, wenn er den Wolf kommen sieht, flieht. Denn ein wahrer Hirte laße sein Leben für die Schaafe, wenn es die Noth forderte. Auch sollte er wißen, daß er nicht zur Muße oder zur Ruhe, sondern zur Arbeit berufen sey. Das wäre eine schlimme Lage, wenn die Schaafe mehr Sorge trügen, als der Hirte, keine Lebensgefahr scheuten, um den katholischen Glauben unverletzt zu erhalten. Er befehle ihm demnach hiemit, daß er sich gleich ohne vorgebliche Entschuldigungen zu seiner Kirche verfügen, und davon nicht weichen, sondern fleißig Sorge für seine Schaafe tragen sollte. Wofern er sagte, daß ihn der dem Könige geleistete Eid daran hindere; so erkläre er hiemit allen und jeden Eid, dadurch er ihm verbunden sey, für unkräftig und nichtig, und spreche ihn durch apostolische Autorität davon los, so daß er zur Beobachtung deßelben keineswegs verpflichtet sey.

Bedauernswerther Jodocus! gab es jemals einen treuern Hirten seiner Heerde als dich? und doch mußtest du Kränkungen hören, als wärst du der gewißenloseste Miethling gewesen! dafür, daß du sie für Schaden bewahren wolltest, wurdest du selbst als Verräther geschildert. Du sahst das Unglück vor Augen,

gen,

gey, und das wurde dir zum Verbrechen angerechnet. Dahin hatte es die Verblendung Breslaus und seiner Prediger gebracht.

Podiebrad wurde nunmehr grösstentheils auf Anstiftung Breslaus, vom Pabste in den Bann gethan und Jodocus erhielt den Auftrag, die ihm zugeschickte Bannbulle in Schlesien publiciren laßen. Wie schwer ihm das eingehen dürfte, hatte man wohl voraus gesehen und deswegen war Rudolph von Lavant schon vorher als päbstlicher Legat nach Breslau auf wiederholtes inständiges Bitten geschickt worden, um der Sache bessern Nachdruck zu geben. Der Legat nahm einen hohen Ton gegen den Bischof an und citirte ihn kraft päbstlicher Autorität nach Breslau. Jodocus erschien endlich, nachdem er sich sicheres Geleite hatte versprechen laßen. Der Legat bestand darauf, der Bischof solle schlechterdings die Bannbulle bekannt machen. Dieser erwiederte: dies tauge in der gegenwärtigen Lage durchaus nicht; es würde daraus ein unübersehbarer Krieg entstehen, und überdies wäre die päbstliche Bulle durch falsche Vorspiegelungen und heimliche Einblasungen erschlichen. Der Legat Rudolph hatte allerdings Theil daran, fühlte sich persönlich beleidigt und brach im Zorn in die Worte aus: „Du bist ein Gift des Vaterlandes und ein Stein der Schande.“ Jodocus, nach seinem sanften Charackter, blieb ganz ruhig und antwortete mit kaltem Blut: „ich sehe, daß der Apostel Paulus doch Recht hat, wenn er schreibt: „die Kretenser sind allezeit Lügner, böse Thiere und träge Bäuche;“ denn der Legat war zugleich Bischof von Kreta. Dieser gerieth darüber so

ins Feuer, daß er mit geballter Faust nach Jodocus schlug, und es würde ein ärgerlicher Auftritt erfolgt seyn, wenn nicht die bey der Unterredung gegenwärtigen Fürsten dazwischen getreten wären.

Die Sache blieb indeßen vor der Hand noch unentschieden. So sehr der päbstliche Legat und die Stadt Breslau einerseits auf die Bekantmachung der Bannbulle drangen, so sehr widerriethen es andrerseits, die schlesischen Fürsten, Städte und der Bischof Jodocus. Er erließ ein Ausschreiben an die Herzoge und Städte des väterlichen und weisen Inhalts: Mein Rath in der Sache ist, daß wir zwey, drey oder viere wählen, und ihnen auftragen, daß sie an einen bequemen Ort mit den katholischen Herrn und Einwohnern aus Böhmen, Mähren, den Sechsstädten und Lausitz zusammen kämen und da über die besten und schicklichsten Mittel sich unterredeten, wie ohne Verletzung des katholischen Glaubens der Friede erhalten werden könne; damit wir nicht nach geschehnen Verwüstungen, Einäscherungen und Niedermetzelungen, durch das Wehklagen, Seufzen und die Thränen der Wittwen, Waisen, Armen und Nothleidenden gezwungen würden einen Frieden einzugehen. Laßt uns also ins Mittel treten und machen, daß Breslau ruhig bleibe. Inzwischen wollen wir uns an den apostolischen Stuhl wenden und unsre Noth ihm vorstellen, mit der Bitte, daß er uns Sicherheit des Glaubens und Friede verschaffe.

So sehr auch Jodocus von dem Legaten gekränkt worden war, so that er zur Besänftigung dieses ungestümen Mannes noch einen Schritt zum Besten des

Lan-

Landes, der seinem Herzen eben so viel Ehre macht als seinem Verstande. Er erließ an ihn eine Zuschrift, worin er ihm zu Gemüthe führt: er habe sich jederzeit bestrebt, ein unverletztes Gewissen zu haben gegen Gott und die Menschen. Alles was er zur Verherrlichung Gottes, zur Befestigung des Glaubens, zur Ehre des apostolischen Stuhls und zum Wohl des Staates, so wie es auch seine Pflicht sey, thun könne, wolle er aufrichtig und aus allen Kräften leisten. Daß er die Execution der päbstlichen Prozeße aber immer noch aufgeschoben, habe er nicht in der Absicht gethan, um zu zeigen, daß er weiser, klüger und rechtschaffner sey, als der Legat. Er erkenne ihn vielmehr sich selbst an Einsichten weit überlegen, nur in Betreff der schlesischen Landesangelegenheiten dringe ihn die Erfahrung, anders zu denken, als der Legat. Er wundere sich sehr, daß er ihm unter Androhung der Exkommunicazion untersagt habe, einen Landtag zu halten; da doch die Gegenwart eines Legaten die Autorität eines Bischofs nicht aufhöbe. Er hätte deswegen mit ihm allein sprechen sollen und er würde in allen billigen Sachen ihm sich gerne gefällig gezeigt haben. Endlich berief er sich auf seine Ehre, Unschuld und guten Namen, die er mit seinem letzten Blutstropfen gegen jeden Angriff vertheidigen, und Stolz mit Stolz zu begegnen wißen würde. Zuletzt wiederholte er seine Bitte, um freundschaftliche Behandlung, so wie es sich für einen Legaten gegen einen Bischof schickte, da er ja allezeit bereit sey, das zu thun, was recht und vernünftig wäre.

Der Legat konnte einer solchen Herzenssprache nicht widerstehen und versöhnte sich mit Jodocus in dem

Kloster zu U. L. Fr. auf dem Sande. Auf Verlangen der schlesischen Fürsten und Städte begab sich der Bischof darauf zum Könige George nach Prag, um wo möglich die Zwietracht in Güte beyzulegen. Es gelang ihm aber nicht, den König von seinen hußitischen Lehrsätzen abzubringen und der Bischof kam ohne glücklichen Erfolg zurück.

Nunmehr blieb dem guten Bischof, wenn er seine Treue gegen den römischen Stuhl nicht verdächtig machen wollte, weiter nichts übrig, als die Bannbulle bekannt zu machen und in den Krieg gegen Georgen zu willigen. Doch zeigte er den Schlesiern das handgreifliche Mißverhältniß ihrer Macht gegen die des Königs. Da aber alle seine Vorstellungen fruchtlos waren und die Prälaten in Breslau schlechterdings auf Krieg bestanden, so sagte er: „es sey! da euch der Friede nicht gut dünkt, so will ich mich als einen christlichen Bischof erzeigen und dazu schicken. Gott helfe, daß es wohl ausschlage! Aber ich besorge, daß wir in wenig Jahren alle sagen werden: wehe uns, daß wir nicht auf Frieden gedacht und dazu gerathen! Gott gebe, daß es nicht geschehe! — Ich wünschte, wir hielten uns nach der Lehre Christi. Welcher König mit einem andern streiten will, sitzt er nicht zuvor und überlegt ob er mit zehntausend Mann dem entgegen gehen möge, der mit zwanzigtausend wider ihn kommt? Oder sendet seine Bothen und bittet um Friede? Nun nach dieser Lehre bitt ich euch alle, so wir ja kriegen sollen; sagt mir doch: wie viel Mannschaft wir ins Feld stellen können, wo wir die hernehmen sollen und ob wir Zehrung dazu haben werden? Sagt mir aber

auch,

auch, wie viel George unser Feind vermag; welches ich denn wohl weiß. Ich versichere euch alle bey dem Worte Gottes, und auf das Heiligthum, das ich hier mit meinen Händen berühre: daß Georg allein von seinen Ketzern in wenig Tagen 30,000 bewehrte Krieger ins Feld bringen kann, ohne ein Schloß oder eine Stadt zu entblößen. Ich weiß auch, was er an Gut und Gelde dazu vermag, und was ihm das Bergwerk aufm Kuttenberg täglich Ausbeute bringt, damit er allein uns allen zu stark ist, ohne sein Volk zu rechnen. Nun sehet, ob ihr Breslauer und ich Bischof wohl 10,000 oder 30,000 Mann auszurüsten vermögend seid, Gott sey mein Zeuge, daß ich treuherzig rede, und alles wahr ist, was ich sage."

Die unselige Fehde, in welche Jodocus wie mit Haaren gezogen wurde, begann dennoch und die Folge bewies nur allzubald, wie wahr er geredet hatte. Glücklicherweise erlebte er nicht das Ende derselben und die bittersten Früchte erndtete erst sein Nachfolger, der damalige päbstliche Legat Rudolph. — Januar 9. 20. May 19.

Vierter Februar.

1466. Ablaß vor Schützenbrüder.

So groß auch der Jubel ist, welchen noch heut das Volksfest des Königsschießens in den schlesischen Städten veranlaßt, so ist er doch nur ein Schatten von den Lustbarkeiten unsrer Vorfahren. Sie betrieben dies Fest, was jetzt nur ein Spielwerk für Männer ist,

als eine der ernstlichsten Stadtangelegenheiten. Selbst Fürsten nahmen zuweilen Antheil daran, durch ganz Schlesien ergiengen Ausschreibungen und Einladungen dazu, die Preise waren oft sehr beträchtlich, auch wurden goldne und silberne Denkmünzen auf die Solennität geprägt, welche die Reimschmiede noch durch herzbrechende Knittelverse verherrlichten. Die Stadt Lewenberg machte bey dieser Gelegenheit einst einen solchen Aufwand, daß sie darüber sogar in Schulden gerieth. Zu Breslau gieng man in frühern Zeiten noch weiter und die Schützenbrüder machten zu gleicher Zeit auch eine geistliche Brüderschaft aus, welche die beiden Märtyrer Fabian und Sebastian zu ihren Patronen hatte. An dem gedachten Tage, den 20ten Januar, wurde daher in der Kirche zu Maria Magdalena eine feyerliche Meße für die Schützenbrüderschaft gelesen. Der päbstliche Legat Rudolph, und nachmaliger Bischof von Breslau, that noch mehr und bewürkte einen ewigen Ablaß für die Schützenbrüder, kraft dessen ein jeder Schütze, welcher dem Armbrustschießen fleißig beywohnen würde, dafür 40 Tage Ablaß haben sollte. Bey den damaligen Zeitumständen, wo Breslau gegen den König George Podiebrad geübte Schützen nöthig hatte, mochte der Legat wohl seine guten politischen Absichten haben. — August 19.

Fünf=

Fünfter Februar.

1684. Tharoultsche Fundation in Breslau.

Eine der wohlthätigsten und menschenfreundlichsten Stiftungen, die Schlesien aufzuweisen hat! der eigentliche Stiftungstag ist unbekant. Es wäre zu wünschen, daß man auch von dem Leben dieses unsterblich verdienten Mannes eine nähere Kentniß hätte. Leopold Casimir Freyherr von Tharoult war Domherr bey der Kathedral- und Collegiatkirche zu Breslau. Im Jahr 1684. legte er den Grund zu dieser Stiftung durch ein Kapital von 10 tausend Gulden, welches er nach und nach über 20 tausend Gulden vermehrte. Der wohlthätige Menschenfreund ließ es nicht nur bey dieser beträchtlichen Aufopferung seines Vermögens bewenden, sondern führte auch mit sorgfältiger Mühe die Verwaltung und das Rechnungswesen über die Anstalt durch 22 Jahre. Welcher Lohn für seine Aufopferung und seine Mühwaltung, wenn er so viele Genesene umherwandeln sah, die ohne ihn eine Beute des Todes geworden wären! Wie mancher heißer, herzlicher Dank und Gotteslohn wird ihm nicht noch bey Lebzeiten gewünscht und geweint worden seyn! Und welcher Gerettete gedenkt nicht noch heut seines Retters im Grabe! — Ohne Unterschied der Religion wird der dürftige Kranke aus dieser Stiftung mit medicinischer Hülfe versorgt. Er meldet sich deswegen bey dem dazu bestellten Aufseher, welches bisher der Rektor der Exjesuiten war. Früh und Nachmittags ist eine gewisse Stunde bestimmt, wo der Kranke angehört und sein Nahme aufgeschrieben wird. Hier wird ihm

ein

ein Zettel ertheilt, mit welchem sich der Patient nach Erforderniß seiner Krankheit entweder zum Fundationsmedicus oder Chirurgus begiebt, welche seine Krankheit genau untersuchen und ihm nun Anweisung auf die Apotheke geben, wo ihm die nöthigen Arzneymittel unentgeldlich verabfolgt werden. Allein in der Krisischen Badstube wurden in den ersten 37 Jahren 16162 Kranke gezählt, welche in der Cur gewesen und glücklich hergestellt waren. Im Jahr 1792. belief sich die Zahl der Patienten, welche Arzney und Allmosea erhielten auf 1125 Personen, worunter 590 Protestanten und 535 Katholiken waren. Recepte wurden in dem gedachten Jahre 7789 verschrieben. Von dem innern Werth dieser vortreflichen Anstalt ist auch das ein redender Beweis, daß noch in unsern Tagen ein ehemaliger Vorsteher derselben, Johann Hausladen, nachmahliger Pfarrer zu Gröbnig, ihr in seinem Testament 200 Rthlr. legirte. Möchte doch sein rühmliches Beyspiel Nachahmer finden, damit diese wohlthätige Stiftung, welche frey von so mancherley Unannehmlichkeiten ist, die dem Unglücklichen die Hospitäler und Krankenhäuser verleiden, zum höchst möglichen Flor gedeyhen könnte.

Sechster Februar.

1592. Merkwürdige Gespenstergeschichte.

Der Lärm, welchen noch in neuern Zeiten das berufne Quaritzer Gespenst in Schlesien machte, ist eine Kleinigkeit gegen die berüchtigtere Kunzische Spuckgeschichte, wodurch das Städtchen Bendschin

schin im Fürstenthum Jägerndorf zu seiner Zeit das allgemeine Gespräch des Landes wurde. Den 6. Februar 1592 wurde der Burgermeister zu Bendschin, Johann Kunze, von seinem Pferde in den Unterleib geschlagen, daß er davon nach wenigen Stunden den Geist aufgab. Ob er zwar auf seinem Sterbebette große Beängstigungen über seine Sünden hatte, so rief man doch den Geistlichen nicht früh genug herbey, um ihn darüber zu beruhigen und Kunz starb, bevor der Pfarrer kam. Er hatte ein beträchtliches Vermögen gesammelt und niemand wußte, wie er dazu gekommen war. Bey seinem Abscheiden begaben sich wunderliche und bedenkliche Zeichen. Kaum war er verschieden, so wirbelte ein großer schwarzer Kater mit der Pfote das zugemachte Fenster auf, sprang der Leiche wüthend aufs Gesicht und — verschwand. Ferner entstand ein gewaltiger Sturm mit Schneegestöber, welcher so lange anhielt, bis der Burgermeister standesmäßig in der Kirche beym Altar beygesetzt war; worauf sich alsbald das Wetter aufklärte. Bey Lebzeiten hatte er kein Kind betrübt und der Pfarrer des Orts wuste an ihm weiter nichts zu tadeln, als daß er manchmal unter der Predigt im Rathsstuhl eingeschlafen wäre. Um desto mehr rumorte er aber nach seinem Tode, wofür er aber auch exemplarisch bestraft wurde. Und eben diese Strafe ist das merkwürdigste an der Geschichte.

Wenig Tage nach seinem Tode verbreitete sich das Gerücht: Kunz komme wieder. Die Nachtwächter redeten aus: man höre alle Nächte ein schreckliches Poltern, Werfen und Fallen in des Burgermeisters Hause; die Hausthüre stehe alle Morgen offen, ob sie schon Abends verschloßen und verrie-

gelt

gelt werde. Die Pferde im Stalle trampelten und schlügen fürchterlich und alle Hunde in der Stadt machten ein erbärmliches Geheule. Doch nahm der wohlweise Magistrat von diesem Gemunkele zu Ehren seines Vorsitzers und Collegens noch keine Notiz. Eine Magd erzählete, sie wäre des Nachts dadurch aus dem Schlafe geschreckt worden, daß jemand um das Haus geritten wäre und fürchterlich angeschlagen hätte, worauf ein heller Glanz durch das Fenster geleuchtet hätte. Vor Angst sey sie unter das Bette gekrochen. Da man beim Aufstehen nachsah, so fand man in dem frischgefallnen Schnee solche Fußstapfen, die weder Menschen- noch Thierfüßen ähnlich sahen.

Den 24ten Februar versicherte der kranke Stadtschreiber dem Pfarrer, welcher ihn besuchte, Kunz sey ihm die vergangene Nacht um 11 Uhr erschienen und habe ihn angeredet: „fürchtet euch nicht vor mir, lieber Gevatter! ich werde euch nichts böses thun, sondern komme nur, mit euch etwas abzureden. Ich habe nach meinem Tode meinen jüngsten Sohn Jacob hinterlaßen, den ihr mir aus der Tauffe gehoben. Nun hat mein ältester Sohn Stephan eine Kiste von mir bey sich mit 450 Floren; das zeige ich euch hiemit an, damit mein jüngster Sohn nicht um sein Antheil betrogen werde. Ich trage euch auf vor denselben treulich zu sorgen; unterlaßet ihr solches, so mögt ihr sehen, was euch begegnen wird.“ Darauf verschwand das Gespenst, und fieng im obern Stock ein schreckliches Lärmen an, von wo es sich in den Kuhstall begab und einen Tanz mit den Kühen machte, welche aber am Morgen in ruhiger Ordnung angebunden standen.

In

In des Burgermeisters eignem Hause riß es nun vollends ins Ganze. Am schlimsten hatten es die armen Pferde, deren er fünfe hinterließ, besonders dasjenige, welches ihn geschlagen hatte. Es schwitzte kalten Schweiß und zitterte unabläßig, so daß es der Henker abstechen mußte. Auch seine eigne Wittwe plagte der Geist fürchterlich. Sie hielt Wächter im Hause und ließ eine Magd neben sich im Bette schlafen. Er jagte die Magd heraus und wollte seine Frau sogar zum Beischlaf nöthigen. Aus den Milchtöpfen soff er die Milch und reinigte zur schuldigen Danksagung die Gefäße.

Das alles würde dem Gespenste vieleicht noch hingegangen seyn, aber zuletzt blieb fast kein Ort in der Stadt und kein Mensch übrig, wo und mit welchem es nicht Unfug getrieben hätte. Am Altartuche in der Kirche machte es große Blutflecke, der Leichenstein war sonderbar befleckt und der Taufstein nicht minder. Mit einem durchreisenden Juden trieb es lächerliche Poßen im Wirthshause; einem Fuhrmann im Stalle spie es Feuerflammen auf die Füße; einen Schäfer in der Kirche weckte es gräßlich aus dem Schlafe und den Pfarrer und sein Hausgesinde verfolgte es allenthalben. Bald machte es in seinem Hause einen abscheulichen Gestank, bald einen erstickenden Dampf, wovon ihm das ganze Gesicht anschwoll. Die Hunde warf es auf die Erde, den Kühen saugte es die Milch aus und drehte ihnen die Schwänze zusammen; es fraß die Küchlein und legte die Ziegen mit gebundenen Füßen in die Krippen.

Durch dieses Unwesen wurde Bendschin so berüchtigt, daß kein Durchreisender mehr daselbst übernachten wollte, und die Einwohner befürchten muß-

mußten, nahrlos zu werden. Die Bürgerschaft wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie das desparate Mittel ergriff, mehrere Gräber zu eröffnen und die Leichen zu besichtigen, in der Zuversicht doch an irgend einer eine verdächtige Spur zu finden, woraus sich ergeben würde, ob sie als ehrliche Christen gestorben, oder mit dem Satan im Bunde gewesen und in einer Tod-Sünde dahin geschieden wären. Der Pfarrer protestirte, verweigerte die Kirchenschlüßel und stellte gründliche phisikalische und theologische Bedenken über ihr gefährliches Vorhaben aus; aber die Bendschiner, welche das Feuer auf die Nägel brannte, kehrten sich nicht daran und wollten ein für allemal mit der Spuckgeschichte ins Reine kommen.

Die Kirche muste eröffnet, der Grabstein weggehoben, der Körper herausgenommen und zu desto rechtlicherer Erkenntniß mit mehrern ausgescharrten Leichen confrontirt werden. Da kam man nun der Sache auf den Grund. Alle übrigen Leichen waren schon theils ganz verweset, oder standen in völliger Fäulniß. Nur Kunzens Leichnam war unversehrt, frisch und ganz; alle Gelenke waren biegsam und alle Glieder beweglich. Man gab ihm zur Probe einen Stab in die rechte Hand, welchen er ergriff und mit den Fingern festhielt. Die Augen schlug er auf und wieder zu, und drehte das Gesicht bald hier bald dorthin. Von einem Meßerschnitte in die Wade lief das schönste rothe Blut heraus, wie bey einem lebendigen Menschen, die Nase war ganz unbeschädigt und nicht eingeschrumpft. Im Leben war er klein und hager von Person gewesen; jetzt aber war die Leiche viel stärker, das Gesicht aufgelaufen und alles zerdunsen, so daß der

Kör-

Körper kaum mehr Raum im Sarge hatte, in welchem er vom 8ten Februar bis 20ten Julius gelegen hatte.

Vor zwey hundert Jahren war das Beweises genug; und es war nur noch die Frage: wie man den Burgermeister nun bestrafen sollte? Von höherer Instanz kam auf gethane Anfrage die Antwort: sich in der Sache nicht zu übereilen, sondern erst weitern Rath und Kundschaft einzuziehen. Aber die Bendschiner waren zu sehr erbittert und hatten der nächtlichen Spuckerey zu satt, um die Execution des todten Burgermeisters, der seines Verbrechens nach ihrer Ueberzeugung hinlänglich überwiesen war, noch länger aufzuschieben. Er wurde allgemein zum Feuer verdammt. Um ihn nicht wie ehrliche Christenmenschen zur Kirchthüre auspaßiren zu laßen, machten sie ein Loch in die Mauer beim Altar und zogen ihn mit einem Stricke zu demselben heraus. Der Körper war so schwer, daß die Stränge darüber zerrißen und man ihn kaum von der Stelle bringen konnte. Nun ward er auf den Schinderkarren, für welchen Kunzens Leibpferd gespannt war, gezogen. Das Pferd konnte ihn kaum von der Stelle schleppen und mußte unabläßig mit Schlägen angetrieben werden, so schwer war er! Ein Scheiterhaufen von 216 großen Brau-Scheiten mit Stroh und Reißig vermischt, war kaum fähig, den Leichnam zu verzehren. Es brannten anfangs, so stark auch die Flamme war, nur der Kopf, Hände und Füße weg, und der Rumpf blieb unversehrt. Da ihn aber die Henker mit Feuerhaken in die größte Glut zogen und ihn in Stücken hackten, so ward er doch, obwohl schon unabläßig entsetzlich viel Blut ausspritzte, endlich von

der

der Flamme verzehrt. Die Bendschiner streuten die Asche in den nächst fließenden Strom und so gelang es ihnen, sich Ruhe zu verschaffen, denn von Stund an hatten alle Spuckereyen ein Ende.

Siebenter Februar.

1590. Baurenprediger.

Es giebt mancherley Arten von Verwirrungen des menschlichen Verstandes, unter welchen sich gewöhnlich diejenigen als die seltsamsten und unheilbarsten auszuzeichnen pflegen, die in das Fach der Religion einschlagen. Bekannt ists, daß solche Menschen übrigens bey gesunder Vernunft zu seyn scheinen, nur bis auf einen gewißen Punkt, den man nicht berühren darf, wenn es bey ihnen nicht überschnappen soll. Jener Tollhäusler führte einen Fremden im Irrhause herum, zeigte ihm die unglücklichen Bewohner deßelben und beschrieb ihm ihre mancherley Narrheiten auf die vernünftigste Weise von der Welt. Der Fremde merkte erst, daß er mit einem Narren zu thun hätte, da dieser ihm sagte: hier sitzt einer, der bildet sich ein, Gott der Sohn zu seyn. Der Narr! ich müßte das doch am besten wißen, da ich Gott der Vater bin.

Eine ähnliche epidemische geistliche Narrheit überfiel 1590 viele Landleute um Liegnitz, Goldberg und Löwenberg. Ein gewißer Schäferknecht, Namens Anton, zu Löwenberg und ein Weib zu Goldberg, gaben den Ton an und fingen an, sonderbare Dinge zu predigen, und da diese gefäng-

lich

lich eingezogen wurden, trat ein Bauer zu Harpersdorf im Goldbergschen auf, dem bald das ganze Dorf nachfolgte. Fast in allen Häusern traten Junge und Alte, Weiber und Kinder auf und verdammten alle, die nicht ihres Glaubens wären. Unter andern behaupteten sie: in der Hölle stände ein Baum, der täglich tiefer sänke. An demselben hängen allerley Putz und Modekram, als: große Kragen, seidne Hauben, damastne Schauben-Mäntel, samtne Halskoller, grüne Schürzen, weiße Schuhe u. s. w. Nur ein einziger Ast des Baums sey noch nicht behangen. Sobald aber auch der voll seyn würde, werde der Baum versinken und dann sogleich der jüngste Tag einbrechen. Das werde höchstens noch bis zur Erndte dauern. Der liebe Gott hätte schon lange die Posaune zum Weltgericht blasen wollen, aber ein Engel sey vor ihm niedergekniet mit der Bitte, es noch so lange anstehen zu laßen, bis die Baurenprediger das Häuflein der Auserwählten bekehrt hätten. Wer sich also noch retten wolle, habe keine Zeit zu verlieren. Sie wußten das mit solchem Eifer zu versichern, daß vielen Einfältigen bange wurde. Ferner behaupteten sie: im ganzen Himmel sey auch kein einziger Engel mehr anzutreffen, sondern der liebe Gott habe sie alle auf die Erde weit und breit in dem Geschäft versendet, die Menschen zu bekehren. Sie betheuerten, daß sie in den Himmel und in die Hölle sehen könnten, und alle die gewahr würden, welche schon selig oder verdammt wären, von denen sie eine vollständige Liste hatten. Mancher davon hätte vor der Hand nur eine halbe Krone auf dem Kopf, aber bis zum jüngsten Tage hin würde sie voll ausgewachsen seyn. Die Verdamm-

ten in der Hölle ständen einer auf dem Kopf, der andre bis ans Knie, andre bis an den Hals und noch andre bis über den Kopf im Feuer. Von diesen führten sie mehrere Edelleute namentlich an. Priester, Herrschaften, Schreiber, Spielleute lägen in der Hölle zusammengekoppelt, wie des Teufels Leithunde. Etlichen stände noch zu helfen, andre wären ohne Rettung verlohren. Die Hölle wäre mit lauter Pfaffen gedielet und ausgepflastert und jeder hätte einen schwarzen Hund bey sich. Kurz vor der Erndte werde ein Erdbeben kommen, alle Gefängniße eröffnen und die Gefangnen ihres Glaubens, den Schäferknecht Anton, ihren Prediger, und andre mehr erlösen. Dabey trieben sie, wie die Quäker, seltsamen Unfug in Gebehrden, heulten, schlugen mit der Faust auf den Tisch, rangen die Hände und schrien in einem fort: Jesus! Jesus! Sie warnten, die Kirchen und ihre Diener, als den Teufel zu fliehen. Auch sahen sie den Satan oft unter sich fahren und unterließen nicht, ihm sein Recht anzuthun; sie schlugen auf ihn los und traten ihn mit Füßen. Sahen sie ein Huhn oder hörten sie einen Hahn krähen, so hielten sie solche für den Teufel. Sie verboten beim Schlafengehen und Aufstehn das Kreuz zu schlagen; auch sollte niemand sprechen: im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes, sondern nur: im Namen Jesu! Abends wiesen sie auf einen Stern und sagten: durch diesen müßen wir eingehn ins ewige Leben. Sie versicherten: des Nachts leuchteten in ihrer Versammlung zwey Lichter unter der Bank, wo auch ein Brunnen entspränge, aus welchem sie tränken. Zwey Nächte hinter einander sey der liebe Gott selbst zu ihnen

ge-

gekommen und habe geleuchtet. Weil nur ein einiger Vater im Himmel wäre, so müße kein Kind seinen Erzeuger Vater nennen. Allen Schmuck und Putz, deßen sie habhaft wurden, zerschnitten sie, fielen vor einander auf die Knie und Angesicht, bekannten einer dem andern seine Sünden, stießen mit den Köpfen gegen die Erde, aßen, tranken, schliefen wenig. Manche wollten gar nicht eßen, sondern seufzten Tag und Nacht, giengen mit niedergeschlagnen Köpfen, warfen sich auf die Erde, zitterten am ganzen Leibe, sprangen dann plötzlich auf und dankten Gott, daß er sie während des Paroxismus erleuchtet hätte. Durch allen diesen wunderseltsamen Unsinn erhielten sie großen Zulauf von Knechten, Mägden und besonders Kindern, denen die Possen gefielen und welche sie nachäfften. Da aber die Erndte endlich kam und das geweißagte Erdbeben nebst dem jüngsten Tage ausblieb, so nahm auch die Narrheit ein Ende.

Achter Februar.

1555. Auras brennt ab.

Die Kirche und die ganze Stadt giengen in Feuer auf und nur das Schloß nebst zwölf Häusern blieben stehen. Nur sechs Schritte von der Kirche stand ein mit Brettern verschlagener Glockenthurm, um welchen sich niemand kümmerte, und auch dieser blieb unversehrt. Das Feuer war bey einem Schmiede am untern Ende der Stadt ausgekommen.

Den 20ten Junius 1711 hatte die Stadt abermals dies traurige Schicksal und brannte nebst der Kirche zum zweitenmal aus, wobei alle ihre Documente und Privilegien verlohren giengen.

1708. Lutherische Consistoria werden errichtet.

Durch den bekannten Vertrag zu Alt-Ranstädt hatte der König von Schweden, Karl XII. den Protestanten eine Menge Kirchen wieder verschaft. Die toleranten Gesinnungen Kaisers Josephs I. kamen seinen protestantischen Unterthanen in allen ihren Wünschen entgegen. Unter dem 8ten Februar 1708 erschien ein kaiserliches Rescript, welches die Errichtung lutherischer Consistorien zu Liegnitz, Brieg und Wohlau verordnete, welche unmittelbar von dem Kaiser selbst abhangen und an jedem der drey benannten Orten aus einem Präses, aus einem Landstande des Fürstenthums, als ersten Beysitzer, aus einem Superintendenten, einem Weichbilds-Senior und zwey oder drey Geistlichen und einem Secretair, der Sitz und Stimme hätte, bestehen sollten.

Mit Aussterbung der Herzoge zu Brieg waren die vorigen Gerechtsame der Consistorien sämmtlich verlohren gegangen und sie selbst aufgehoben worden; nunmehr wurden sie von neuem formirt, und ihnen die Examina, Ordinationes und Inrestituren der neu angestellten Prediger, so wie die Aufsicht über dieselben von neuem übertragen. In bedenklichen Fällen, als Dispensationen, Ehesachen, Kirchen-, Buß-, Geld-Strafen sollten sie zwar ohne Vorbewust der Oberlandshauptmannschaft nichts beschlie-

schließen, aber auch diese sollte nicht befugt seyn, hierüber eigenmächtig zu verfügen, sondern die Sache an den Kaiser berichten und darüber Resolution einholen. So kam das protestantische Kirchensystem in Schlesien auf einen festen und soliden Fuß und diese Einrichtung verblieb bis auf die preußische Besitznehmung des Landes.

Neunter Februar.

1281. Heinrich IV. nimmt seine Gäste gefangen.

Heinrich IV. von Breslau (siehe Januar 17.) war auf eine hinterlistige Weise auf seinem Schlosse Jeltsch überfallen und gefangen worden und hatte mit Abtretung beträchtlicher Ländereyen seine Freiheit erkaufen müßen. Weil es nun damals nichts ungewöhnliches war, daß ein Fürst auf diese Weise dem andern etwas abzwackte, so kam er auf den Einfall, es auch so zu machen. Er lud also die schlesischen Herzoge und die von Grospohlen nach Baricz ein, unter dem Vorwande, wichtige Staatsangelegenheiten zum Besten ihrer Länder mit ihnen abzumachen. Es erschienen aber nur der Herzog Przemesls von Grospohlen, Heinrich von Liegnitz, deßen Vater Boleslav Heinrich IV. aufgehoben hatte, und Konrad von Glogau. Sie waren sämmtlich nur von einem kleinen Gefolge von Rittern begleitet, weil sie nichts böses ahndeten. Kaum waren sie aber angekommen, so ließ er sie fest machen, nach Breslau führen, jeden besonders in Ketten legen und scharf bewachen. Heinrich von Liegnitz hät-

te sich wohl am wenigsten darüber beschweren können, weil es sein Vater Boleslav eben so mit Heinrich IV. gemacht hatte und dieser jetzt nur Vergeltungsrecht gegen den Sohn und Nachfolger übte. Um desto unschuldiger waren aber die andern beiden Mitgefangenen. Die übrigen Herzoge von Schlesien und Pohlen nahmen sich der Gefangenen an und da sie durch freundschaftliche Vorstellungen die Loslaßung derselben nicht vermitteln konnten, so rückte Lesko der Schwarze, Przemisls Bruder, der Herzog von Pommern und die Ritterschaft von Grospohlen ins Breslausche ein. Sie bezeichneten ihren Zug mit Sengen und Brennen und wohin sie kamen, loderten Städte und Dörfer im Rauche auf. So trieben sie es bis an die Vorstädte von Breslau. Aber Heinrich ließ sich nicht irren und hielt seinen Fang fest. Die feindlichen Schaaren glaubten das ihrige nunmehr gethan zu haben, überließen die Gefangnen ihrem Schicksal und kehrten mit vielem erbeuteten Vieh und was sie sonst mit sich schleppen konnten, in ihre Heimath zurück.

Den gefangnen Fürsten blieb also nichts übrig, als sich selbst zu helfen. Sie capitulirten mit Heinrich. Przemisl trat ihm als Lösegeld das Wielunsche Gebiet ab, worauf Heinrich ein Recht zu haben meinte, weil es seine Vorfahren besessen hatten. Heinrich von Liegnitz und Conrad von Glogau kamen beßer weg. Sie mußten sich eidlich verpflichten, ihm gegen jeden Feind mit 30 Lanzen zu Hülfe zu kommen. Wenn die Lanzenträger damals nicht seltner oder kostbarer waren, als heut, so hätte diese Kleinigkeit wohl nicht erst verlohnt, die Herzoge zu verhaften und das Land deswegen

verwüsten zu laßen. Nach gegebenen Geißeln wurden alle drey in Freiheit gesetzt.

1677. Feldmarrschall von Seherr-Thoß gebohren.

Bey den heftigen Völkererschütterungen neuerer Zeit glänzten so viele große Männer auf, daß es nicht befremden dürfte, wenn die Augen, von dem Licht ihrer Zeitgenoßen geblendet, den Glanz entfernterer Helden nicht mehr erblicken. Soll aber darum das Vaterland ungerecht gegen seine rühmlichsten Söhne werden?

Unter dieselben gehört gewiß Hans Christoph von Seherr-Thoß. Er wurde den 9ten Februar 1677 zu Lißen in Pohlen gebohren. Bey der gewaltsamen Ermordung seines Vaters, der von einem Verwandten im Bette überfallen und umgebracht wurde, giengen schon 2 Kugeln durch seine Wiege, da er noch nicht älter als 5 Monate war. So regneten bis in sein Alter Kugeln um ihn her, die ihn zum Theil zwar verletzten, aber nicht tödteten. Im sechsten Jahre ward er vater- und mutterlose Waise und kam um sein ganzes elterliches Vermögen. Er war nun so arm, daß er oft barfuß gieng und an den nothwendigsten Bedürfnißen des menschlichen Lebens Mangel litt. Seine Armuth wurde der Sporn durch Aufbietung und Anstrengung aller Kräfte sich das wieder zu verschaffen, was ihm die Ungerechtigkeit der Menschen genommen hatte. Er hatte nichts als seinen Namen und sich selbst, und mit diesem Pfunde fieng er an zu wuchern. Schreiben,

Rech-

Rechnen, Zeichnen, lateinische Sprache und ritterliche Uebungen trieb er als Knabe in dem Hause seines Oheims von Seherr-Thoß zu Ritschütz. Mit 13 Jahren tummelte er sein Roß so meisterlich als Seidlitz, der durch die Flügel einer mahlenden Windmühle sprengte. Einen Beweis ächtlichen Muthes und der Reiterkunst gab er dadurch, daß er ein schönes, aber wegen seiner Unbändigkeit unbrauchbares Roß, das sich niemand zu besteigen getraute, weil es unbändig an alle Häuser und Mauren lief, in seinem Knabenalter dergestalt zusammenarbeitete, daß er es seinem Oheim gezähmt und fromm zurückbrachte. Daßelbe Verdienst was Generallieutenant Seidlitz um die preußische Cavallerie hatte, hatte Seherr um die österreichische, und wenn König Friedrich II. nach der Schlacht bey Mollwitz gestand, daß die feindliche Reuterey der seinigen weit überlegen wäre, so war dies größentheils Seherrs Werk.

Mit 16 Jahren trat Seherr als gemeiner Cuiraßier in kaiserliche Dienste bey dem Regiment Truchses, bey welchem sein Oheim und Pflegevater als Rittmeister stand. Seine erste Heldenthat zeigte er vor Belgrad, wo die belagerten Türken einen Ausfall thaten und die erste kaiserliche Wache niederhauten. Vor der zweyten stand Seherr im Gewehr, bemerkte den herbeyfliehenden Feind, gab Feuer und machte zuerst Lärm im Lager. Die Kaiserlichen kamen in Bewegung und die Türken zogen sich zurück. So rettete er das Belagerungscorps von einem Ueberfall. Und er war damals nicht älter als 16 Jahre. Durch Muth und Pünktlichkeit im Dienste erwarb er sich die ganze Zuneigung des Generals Truchses, der ihn mit 18 Jahren zum

Quar-

Quartiermeister machte und ihn zum Begleiter auf einer Reise nach Wien nahm.

Er hatte nun schon mehrere Beweise seines Heldenmuths gegeben. Mehr noch sichert es seinen Ruhm bey der Nachwelt, daß er den Menschen über den Helden nicht verläugnete. Bey der Belagerung von Temeswar machten 1696 die wallachischen Räuber den österreichischen Truppen viel zu schaffen. Seherr wurde mit einem Detaschement gegen sie ausgeschickt, und erhielt die strenge Order, keines Menschen Leben zu schonen. Der Befehl empörte sein Inneres und er ließ es dabey bewenden, sie zu zerstreuen und ihre Wohnungen zu zerstören, ohne sich mit dem Blute der Unglücklichen beflecken zu wollen, weil sie nach seinem Urtheil, nur ihre schlechte Erziehung zu Räubern machte. Diese Schonung hatte für ihn keine weitern nachtheiligen Folgen und er wurde noch in diesem Jahre zum Regimentsadjudanten ernannt.

Als die österreichische Armee im Succeßionskriege 1709 in Bayern eingerückt war, entdeckte man daselbst zwey wohlhabende Greise, die in ihren jüngern Jahren aus österreichischen Kriegsdiensten ausgetreten waren. Man machte ihnen den Prozeß und verurtheilte sie zum Strange. Seherr bot alles auf, um sie zu retten und verwandte sich aus allen Kräften für sie. Doch war er noch nicht der Mann, deßen Vorsprache so viel Gewicht hatte, um sie vom Galgen zu befreyen und sie wurden dennoch aufgeknüpft. So lange er lebte, kam ihm das Andenken dieser barbarischen Justiz nicht aus dem Sinne und er klagte noch im späten Alter darüber.

Das

Das große militairische Genie, Eugen, entdeckte bald in Seherrn, der 1706 zum Rittmeister avancirt, wurde, den Mann von seltnen Talenten, und zeichnete ihn deshalb durch besondere Aufmerksamkeit von vielen andern aus. Wo es auf Muth und Klugheit ankam, da wies Eugen dem jungen Helden gewöhnlich seinen Posten an, und immer rechtfertigte Seherr das in ihn gesetzte Vertrauen. Fast immer führte er den Vortrupp bey den gefährlichsten Unternehmungen an, und wenn es nicht zu weitläuftig wäre, ließen sich davon sehr glänzende Züge anführen. Er gerieth dabey oft in die Augenscheinlichste Lebensgefahr, zeigte es aber durch seine Thaten, daß er die Wahrheit redete, wenn er versicherte, daß ihm der Gedanke, er könnte im Treffen bleiben, im mindesten nicht beunruhige. Und doch war ihm oft der Tod so nah! Im Kriege gegen die rebellirenden Ungarn stürzte er mit seinem Vortrabe an dem Ufer der Waag auf 300 Tolpatschen, die vom jenseitigen Ufer noch von 4000 Mann unterstützt wurden. Seherr hielt das Feuer bis auf 50 Schritt aus und warf sich dann an der Spitze seiner Mannschaft in den Feind. Er stürzt, die Pistole zerspringt ihm in der Hand, sein Pferd bleibt, er selbst wird am Schenkel verwundet. Der Schmerzen nicht achtend läßt er einen seiner Reuter absitzen, besteigt das Pferd, erneuert das Gefecht, haut die 300 Tolpatschen nieder, schwimmt mit seinen Kroaten durch den Fluß und verjagt die 4000 Mann vom jenseitigen Ufer. In einem eben so glänzenden Lichte erscheint er in allen seinen Actionen.

Wie hätten so glänzende Verdienste nicht erkannt und belohnt werden sollen! Aber sie wurden dennoch

noch übersehen und Seherr blieb zurückgesetzt, denn er war zwar ein Held aber — Protestant. Seinen Thaten und seinem Ruhme fehlte die Krone des Glaubens und darum hatte das Wiener Kabinet keiu Auge dafür. Zweymal wurde er im Avancement zuu Obristlieutenant übergangen und Männer von geringerm Verdienst wurden ihm vorgezogen. Seherr verließ die Kränkung und blieb nach wie vor brav wie sein Degen. Die beiden größten Feldherrn der kaiserlichen Armee, Eugen der Schutzengel Oesterreichs und Stahrenberg wurden zuletzt über eine so offenbare Ungerechtigkeit gegen Seherrs Verdienste empört und machten davon dem Kaiser eine so eindringende Schilderung, daß Seherr nach Wien berufen und von dem Kaiser zum Obristlieutenant ohnerachtet aller Kabalen erklärt wurde. Der darauf folgende Feldzug in den Niederlanden, wo er in der Schlacht bey Malplaquet zwey Pferde unterm Leibe verlor, bahnte ihm den Weg zum Obristen und Commandeur deßelbigen Regiments, bey welchem er als gemeiner Reuter seine glänzende Laufbahn betreten hatte.

Der Kriegsschauplatz wurde von neuem in Ungarn gegen die Türken eröffnet. Eugen bezog mit seiner Armee ein verschanztes Lager bey Peterwardein, gegen welches die überlegenen Türken Batterien aufwarfen und es gewißermaaßen blockirten. Der Prinz faßte den kühnen Entschluß, den Feind aus seinem eignen Lager zu vertreiben. Dies Wagstück benahm der österreichischen Infanterie, in dem bey dem ersten Versuch einige tausend Mann blieben, allen Muth. Seherr gab den Ausschlag. Er rückt mit einigen Cuiraßierregimentern vor, sitzt bey dem hartnäckigen Widerstande der Türken mit zwey

Schwa-

Schwadronen ab, dringt mit dem Säbel in der Faust in die feindliche Verschanzung, und erobert das ganze Geschütz und das Lager des Gros Vizirs.

Bald darauf wurde Seherr von einer gefährlichen Krankheit befallen. Er ließ sich dadurch aber nicht abhalten, der Belagerung von Temeswar beizuwohnen. Als die Türken Miene machten, auf seiner Seite durchbrechen zu wollen, ließ er sich, so krank er auch war, aufs Pferd heben und trieb sie zurück. Bald darauf erfolgte die Uebergabe der Festung. Er und sein Regiment erhielten darüber vom Kaiser und vom Prinz Eugen öffentliche Danksagungen. Die entschiedne Ueberlegenheit, welche Seherr so oft über den Feind behauptet hatte, verdankte er nach seiner Versicherung der Einrichtung, daß er bey seinen Reutern zu gleicher Zeit den Dienst zu Fuß bey vorkommenden Umständen eingeführt hatte.

Bey der bald darauf folgenden Belagerung von Belgrad zeichnete er sich nicht weniger ruhmvoll aus. Um dieselbe ungestört zu übernehmen, beschloß Eugen abermals, die Türken in ihrem verschanzten Lager anzugreifen, wobey Seherr eine Hauptrolle übernahm. Er erhielt den Auftrag, drey Retranschements zu erstürmen. Mit den beiden erstern hatte er leichtere Arbeit, aber bey dem dritten sah er sich von 30000 Türken umringt und kämpfte mit ihnen 5 Stunden, wobey er zwey Pferde verlor und einen Schuß auf den Cuiraß erhielt. Doch blieb er Sieger, erstieg das Retranschement und Belgrad capitulirte. Ein Danksagungsschreiben des Kaisers und der Gehalt eines wirklichen Obristen war dafür seine Belohnung.

Um

Um so vieler glorreichen Thaten willen schien ihm von nun an sein Glaubensbekenntniß kein Stein des Anstoßens mehr auf der Bahn der Ehre zu seyn. Der Kaiser erhob ihn 1721 aus eigner Bewegung in den Reichsfreyherrn Stand, bald darauf zum Generalfeldwachtmeister, und einige Zeit nachher zum Chef eines Cuiraßierregiments, welches Seherr in kurzem zum Muster der Armee machte. Während des Friedens von Paßarowitz beschäftigte er sich mit Entwürfen zur Verbeßerung des sämmtlichen Kriegswesens, nach welchen späterhin Lichtenstein, Bathiani, Braun und Daun unter Maria Theresia die Reformen der österreichischen Armee unternahmen.

Als 1732 die pragmatische Sanction zu Stande gekommen war, glaubte Kaiser Carl VI. einen großen Theil seiner Truppen entlaßen zu können, welches Seherr so wie Eugen äußerst mißbilligten. Seherrs Heldenruhm strahlte bis in Petersburg wider und die rußische Kaiserin Anna glaubte den Umstand der österreichischen Truppenreduction benutzen zu müßen, um einen solchen Helden für ihre Armee zu gewinnen. Sie ließ ihm die glänzendsten Anbietungen thun, wenn er als General der Cavallerie in ihre Dienste treten wollte. Er schlug es aber aus und wurde vom Kaiser für diesen Beweis seines Patriotismus zum Feldmarrschall-Lieutenant ernannt.

Wegen der pohlnischen Thronfolge brach 1734 ein neuer Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich aus und Seherr hatte wieder den nächsten Antheil an dem Kriegsruhm Eugens, der sich eine Zeitlang, bevor die alliirte Armee zusammen gezogen wurde, mit 24000 Mann gegen eine Uebermacht von hun-

dert

dert tausend zu schützen hatte. Unser Held stieg jetzt zum General der Cavallerie empor, erhielt aber auch von nun an einen heimlichen Feind und Neider an dem Feldmarrschall Seckendorf, unter dem er commandirte, der ihm hinter dem Rücken auf alle Weise zu Schaden trachtete. Doch fiel Seckendorf selbst in kaiserliche Ungnade, worein er Seherrn zu stürzen suchte, welcher 1739 den Feldmarrschallstab erhielt.

Er focht zu dieser Zeit wieder gegen die Türken in Ungarn, wo Wallis das Obercommando führte und sich Seherrn ausdrücklich zum Gehülfen erbeten hatte. Seherr ließ sich dazu bereitwillig finden, fand aber an Wallis gar nicht den Mann, der seine Kriegsgefährten zu Rathe zog, noch weniger guten Rath von ihnen annahm. Ohnerachtet der Grosvezir die Gebirgseingänge bey Krozka sehr reichlich mit Geschütz und Janitscharen besetzt hielt, so wagte Wallis dennoch den unüberlegten Einmarsch in dieselben, wodurch die kaiserliche Armee in das gröste Gedränge kam. Achtzehn hundert Grenadiere wurden sogleich unter dem Prinzen von Waldeck niedergehauen und Seherr muste mit der Cavallerie den Feind an einem Orte angreifen, an welchem sich nicht mehr als ein Regiment formiren konnte. Zwölf Stunden lang hielt er das Feuer der Türken aus und erst, als er sich ganz verschoßen hatte, zog er sich in guter Ordnung zurück. Der Verlust der Kaiserlichen war beträchtlich und Wallis suchte aus Verzweiflung den Tod, ohne ihn zu finden. Späterhin griffen die Türken bey Paukzowa an und hatten den rechten Flügel schon geworfen; aber Seherr ließ den vordringenden Feind bis auf wenige Schritte herankommen,

brach

brach dann los und trieb ihn in großer Unordnung zurück.

Seinen Kriegsruhm hatte er genug bewährt und er zeigte nun, daß er sich auch im Kabinette keinen geringern erworben haben würde. Der Friede von Belgrad war vom Feldmarrschall Neuperg unter so wenig ehrenvollen Bedingungen unterhandelt und größtentheils abgeschloßen worden, daß ihn der Kaiser abrief und auf die Festung Glatz schickte. Seherr bekam den Auftrag das Friedensgeschäft zu beendigen und erhielt seinem Herrn noch einen Strich Landes, deßen Abtretung Neuperg schon bewilliget hatte. Carl VI. fällte daher das Urtheil, daß Seherr und Khevenhüller die beiden Männer wären, die er als Minister und Generale zugleich gebrauchen könnte. Nach des Kaisers Tode 1740 machte Friedrich II. seine Ansprüche auf Schlesien geldtend und Seherr gab Marien Theresien den Rath, die angebotne Freundschaft des Königs von Preußen nicht auszuschlagen und lieber einige Fürstenthümer aufzuopfern. Allein er wurde nicht gehört und bey ausgebrochnem Kriege zum Commendanten der Festung Brünn gemacht, in welcher er eine zehn Wochen lange Blockade aushielt und nach Friedrichs eignem Geständniße sich als ein einsichtsvoller Mann zeigte. Hier beschloß er nach 50 vollen Dienstjahren sein rühmliches Leben an den Folgen der Kolik und Gicht, die er durch eine Verkältung im hohen Grade aufgeregt hatte. Sein Leichnam ward nach Tannhausen gebracht und daselbst stille beygesetzt.

Schlesien verdankt ihm noch einen seiner bekanntesten Gesundbrunnen. Er ließ nehmlich 1723 mit Zuziehung vieler Aerzte den bey Tannhausen in

ei-

einer sumpfigten Waldgegend gelegnen mineralischen Brunnen von allen wilden Quellen reinigen, in Stein faßen und gab ihm seinen heutigen Namen Charlottebrun. In der Nähe deßelben erbaute er ein Vorwerk und mehr als 20 Häuser. 1738 erhielt er das Recht alle Arten von Profeßionisten anzusetzen und 1740 das volle Marktrecht. Und hätte er sonst kein Verdienst ums Vaterland, als daß in dieser einst öden Wüste, heut der freundliche und lebendige Marktflecken Charlottenbrun mit 2 Schulhäusern, 80 Privathäusern und 427 Einwohnern liegt, so würde ihm das schon einen Rang unter die Wohlthäter Schlesiens anweisen.

Zehnter Februar.

1504. Collowratscher Vertrag wird errichtet.

Schlesien hatte hintereinander zwey Ausländer, Rudolph und Roth, beide Schwaben, zu Bischöffen gehabt, und ein Pohle, Turzo, hatte als Coadjutor die nächste Anwarthschaft auf den bischöflichen Stuhl. Die Domherrn waren eben so unzufrieden mit dem Bischof Rothe, als die Stände mit dem Coadjutor Turzo. Letztere wünschten den Prinzen Casimir von Teschen zur bischöflichen Würde erhoben zu sehn. Es entstand darüber ein ärgerliches und für die rechtgläubigen Seelen äußerst anstößiger Streit zwischen den Ständen und der Geistlichkeit. Er wurde endlich durch folgenden merkwürdigen Vertrag, der deswegen der Collowratsche heißt, weil ihn der böhmische

Kanz-

Kanzler von Collowrath als königlicher Bevollmächtigter schloß, und zu einem Grundgesetz der politischen Verfaßung Schlesiens machte, beigelegt.

Der Coadjutor Turzo, ob er wohl ein Ausländer sey, möchte für diesmal Bischof werden und bleiben. Von nun an bis zu ewigen Zeiten sollte aber Niemand zur breslauschen Bischofswürde erhoben werden, der nicht aus Schlesien oder denen zur Krone Böhmen gehörigen Ländern gebürtig wäre. Eben so sollten zu allen geistlichen Würden und Pfründen in Schlesien nur eingebohrne Schlesier und die, welche aus Böhmen, Mähren und der Lausitz herstammten, gelangen können. Der Bischof und die schlesischen Kapitel verpflichteten sich, solche keinem Ausländer zu geben. Von den Grundstücken der Geistlichen und Stiftsgüter sollen die Landesabgaben eben so wie von den weltlichen Besitzungen entrichtet werden. Der Decem soll den Geistlichen ohne Weigerung verabfolgt werden, doch müsten sie ihn selbst vom Felde einfahren laßen.

König Vladislav bestätigte diesen Vortrag als ein Landesgesetz, aber der Pabst verweigerte seine Einwilligung, vielleicht auf Ansuchen des Kapitels und weil 1498 eine päbstliche Bulle in Schlesien bekannt gemacht worden war, welche bey Strafe des Bannes verbot, die Geistlichen mit einer Abgabe und besonders mit einer Kopfsteuer zu belegen.

Elfter Februar.

1654. Ansicht des Fürstenthums Schweidnitz nach dem 30jährigen Kriege.

Wie tief die Wunden waren, welche der dreyßigjährige Krieg dem Vaterlande geschlagen hatte, sieht man sehr deutlich aus folgenden einzelnen Zügen. Von dem nun wieder blühenden Reichenbach macht Naso folgende Schilderung.

„Der Ort, der sonst über 400 Parchent- und Mesolanarbeiter zählte, enthält jetzt kaum noch hundert Bürger. Das Rathhaus, so ziemlichen Schiffbruch erlitten, kan anjetzo, wegen Abgang der Mittel, nicht bauständig erhalten werden. Brod- und Fleischbänke, welche unter dem Rathhause sind, haben nichts mehr übrig, als das leere baufällige unbedeckte Gemäuer. Die anstoßenden Kräme besitzen die armen Leute, so kaum ein Stück Brod mit ihren unerzognen Kindern zu genießen haben. Um den Ring fallen die Häuser täglich ein und nicht weniger in den Gaßen; daß mit Wahrheit die Stadt Reichenbach die Armebach genennt werden könnte. Es wäre krin Wunder, wenn theils ausgemergelte Inwohner aus Hunger verdürben, oder ihre leere Wohnungen mit dem Rücken anschaueten."

Von dem damaligen Zustand der Dörfer giebt das „Kaiserkl. Königl. Executions-Commißions-Protoll," welches über die Einziehung der lutherischen Klrchen geführt wurde, folgend Ansicht:

Märzdorf: Dorf, Vorwerk, Pfarrhof und Kirche meistentheils verstört und ruinirt.

Röp-

Röppersdorf ist sammt der Kirche eingeäschert und wohnet nur ein einziger Mann darinn.

Jägerndorf ist eine Wüsteney. Gros- und Klein Neudorf stehen auch wüst, desgleichen Grosrosen und Gotschdorf. Häslich: die Kirche ist weggebrannt. Der Herr von Tschirnhaus und etliche wenige Unterthanen sind noch vorhanden. Michelsdorf: Kirch und Dorf wüste. Dietzdorf: die Wüsteney der Kirche und im Dorfe war so groß, daß der Erb- und Lehnsherr keine Wohnung vom Brande und Kriege übrig behalten und sich im Pfarrhäuslein aufhalten muste. Peiskersdorf: die Kirche ausgebrannt, das Dorf wüste. Neudorf: das Dorf ist mehrentheils wüste, kaum 3 oder 4 Unterthanen vorhanden; der Pfarrhof weggebrannt. Lang-Seifersdorf: die Kirche ausgebrannt; es seyn kaum 3 oder 4 Unterthanen vorhanden. Stoschendorf: das ganze Dorf ist wüst und öde und wohnet niemands drinnen; nur die Kirche stehet noch, hat aber ein böses Dach, keine Fenster noch Thüren.

Aus einem damals erschienenen „Unverfänglichem Bedenken: warum das Exercitium der augsburgischen Confeßion den Städten dieser Fürstenthümer (Schweidnitz und Jauer) zuzulaßen," ersieht man die Anzahl der Katholicken in folgenden Städten. Außer den Rathspersonen, welche sämmtlich katholisch seyn musten, waren deren

In Hirschberg	—	—	7
„ Bolkenhayn	—	—	1
„ Landshut	—	—	15
„ Lähn	—	—	
„ Lämberg	—	—	16

In Striegau	—	—	14
„ Jauer	—	—	7
„ Schweidnitz		—	30
„ Reichenbach		—	15
„ Bunzlau	—	—	10
		Summa	115

Zwölfter Februar.

1267. Gymnasium zu Maria Magdalena in Breslau gestiftet.

Laut Stiftungsbriefes unter obgenanntem Jahr und Tage ist diese Lehranstalt noch um 26 Jahre älter, als die Elisabethanische. Beider Urkunden sind fast Wort für Wort dieselben und scheinen von einander abgeschrieben zu seyn. Sie wurde, wie Elisabeth, der Domschule untergeordnet. Das A. B. C. das Vater Unser, der englische Gruß, das apostolische Glaubensbekenntniß, die sieben Bußpsalmen, und ein wenig Vocalmusik, um in der Kirche mitsingen zu können, waren die großen Künste, die hier erlernt werden sollen; außerdem sollte noch der Donat, Cato und Theodul gelehrt werden.

Bis zur Zeit der Reformation weiß man wenig vom Zustande derselben, aber von 1570 an nahm sie merklich zu, erhielt 5 Klaßen und 8 Lehrer. Während des 30jährigen Krieges giengen die mehrsten lutherischen Schulen ein, wodurch die breslauschen Lehranstalten zum stärkern Aufblühn kamen, weil sich alle Studirende hieher zu wenden genöthigt waren. Unter dem Rector Klose wurde sie den

Zoten

zoten April 1643 feierlich zum zweiten Gymnasie in Breslau erhoben, erhielt 8 Ordnungen und 11 Lehrer.

Späterhin erwarb sich der Kaufmann und Kirchenvorsteher Johann Kretschmer ein unsterbliches Verdienst um dies Gymnasium. Durch seinen Betrieb und reiche Schenkungen von mehrern tausend Thalern wurde aus dem bisherigen Almosenhause nebst einigen andern angränzenden auf der Mittagsseite des Kirchhofs ein großes maßives Gebäude zur bequemern Einrichtung für Lehrer und Schüler aufgeführt und den 26ten Junius 1710 feyerlich eingeweyht. Zum Andenken lies er auf eigne Kosten silberne Münzen prägen und solche am Einweyhungstage vertheilen. Er hatte zuvor drey Söhne durch den Tod verlohren, weswegen ihm der Rector Küpfender in der Einweyhungsrede das rührende Compliment machte, daß er sich durch seine Vorsorge statt jener drey Söhne jetzt deren 300 an den Gymnasiaster erworben hätte, welche ihn als ihren Vater verehren und von ihm sagen würden: „dieser ists, der unser Volk lieb hat und uns unsre Schule gebauet hat."

Im Jahr 1764 erhielt dies Gymnasium durch den Docktor der Theologie Steinbart, der deswegen von Frankfurth dazu eingeladen wurde, eine unsern Zeitbedürfnißen angemeßnere Einrichtung und ward deswegen den 24ten April zu einem Reale Gymnasio erklärt und eingeweyht. Vermöge derselben erstreckte sich der Unterricht von nun an auch auf neuere und lebendige Sprachen und auf allerley Kenntniße, die in das practische Leben einschlagen. Dies verursachte große Frequenz von Auswärtigen, weswegen eine besondere Pensionsan-

stalt angelegt wurde. Diese ist aber nunmehr eingegangen, weil man an andern Orten ähnliche Anstalten und Einrichtungen getroffen hat.

1737. Benjamin Schmolke stirbt.

Es ist wohl kein Protestant in Schlesien aufgewachsen, dem nicht als Kind schon Schmolkens Name bekannt gewesen wäre. Noch heute behauptet dies ehemalige Kirchenlicht einen eingreifenden Einfluß in die religiösen Gesinnungen und Gefühle vieler Tausende. Sein „zu Jesu sich nahender Sünder" war sonst ein unentbehrlicher geistlicher Hausrath für jede lutherische Haushaltung. Seine im orientalischen Styl gedichteten Lieder waren für jede fromme Seele ein geistlicher Blumenstraus und eine Haus- und Herzensapotheke, deren keiner entbehren konnte. Wenn er mit seiner feurigen Einbildungskraft und einer seltnen Gabe der Versinnlichung nicht so oft ins Spielende und Tändelnde fiele, so würden sich seine Schriften noch länger behaupten. Ehedem war dies aber allgemein herrschender Modegeschmack und daher der ungeheure Beyfall, der ihm geworden ist. Noch neuerdings versicherte Herr Miller in Itzehoe bey Ankündigung einer neuen Ausgabe seines allgemein beliebten Siegfrieds von Lindenberg, daß, außer Schmolkens Schriften, die Nachdrucker auf sein Werk solche Jagd gemacht hätten, wie auf seinen Siegfried. Doch sind sicher nicht von diesem so viele Exemplare abgedruckt worden, als von Schmolkens Sünder. Man findet ihn auch noch häufig mit goldnem Schnitt in Sammt gebunden

und

und reich mit Silber beschlagen, als ein äußerliches Zeichen des innern Werthes, welchen man darauf legte.

Schmolke wurde 1670 zu Brauchitschdorf, wo sein Vater Pfarrer war, gebohren. Es war ehedem nicht selten, daß Kinder schon in Mutterleibe zum geistlichen Amt bestimmt wurden und Schmolkens Vater machte sich auch der Schwäche und des Vorurtheils schuldig, daß er bey der Geburt seines Sohnes sich durch ein Gelübd verpflichtete, ihn dem geistlichen Stande zu widmen. Zum Glück, daß es für diesmal damit beßer ausschlug, als es in hundert andern Fällen wohl nicht gerathen seyn mag. Indeßen machte doch dies übereilte Gelübde des Vates dem Sohne vielen Kummer, welcher herzlich gern Medicin studirt hätte, aber durch das gethane väterliche Gelübd schlechterdings aus dem Gleise getrieben wurde. Er hatte die Schulen zu Schmiedeberg, Steinau, Liegnitz und Lauban besucht und gieng dann nach Leipzig. Hier war es, wo ihm das Gelübde seines Vaters vielen Kampf kostete, indeßen blieb er als ein guter Sohn ihm treu. Durch seine Poesie erwarb er sich frühzeitig Freunde und hohe Gönner und erhielt 1701 an seines Vaters Stelle den Ruf zum Pfarrer nach Brauchitschdorf und 2 Jahre darauf als Diaconus nach Schweidnitz, wo er 1714 ins Primariat rückte. Eine gute Portion Hauskreuz ausgenommen, bieten seine Schicksale keine besonders merkwürdige Ansicht dar. Sieben Jahr vor seinem Ende lähmte ihm der Schlag die ganze rechte Seite, wovon er sich zwar so weit erholte, daß er noch predigen konnte, aber mit großer Beschwerlichkeit. Zuletzt verlor der unglückliche Mann auch sein Gesicht und seine Spra-

che ließ eben so sehr als sein Gedächtniß nach. In dieser todten Abgeschiedenheit vom Leben beschäftigte er sich mit Leichengedichten, die er sehr häufig zum Andenken seiner sterbenden Gemeindsglieder verfertigte. Nach 35 Amtsjahren starb er den 12ten Februar 1737 in einem Alter von 64 Jahren.

Dreyzehnter Februar.

1453. Capistran kömmt nach Breslau.

Unter allen Sterblichen, die je zu Breslaus Thoren eingezogen, hat selbst kein König so viel Sensation durch seine Ankunft erregt, als der armselige Bernhardiner Capistran. Der Ruf einer wunderthätigen Heiligkeit gieng vor ihm her und deswegen hatte sich ihn der breslausche Bischof Peter Nowag vom Pabst erbeten, daß er durch seine Erscheinung theils die einreißenden hußitischen Ketzereyen niederschlagen, theils den Glanz des geistlichen Standes erhöhen möchte. Kein Alltagsmensch war auch Capistran sicherlich nicht, ob man ihm wohl die Wunder, die er zu Breslau verrichtet haben soll, heut zu Tage hin und wieder streitig machen wird. Schon seine ganze Lebensweise eignete ihn zu einem Wundermann, der die Augen des grossen Haufens auf sich zog. Er schlief immer in seinen Kleidern, stand vor Tage auf, betete alsdenn die Metten, die Prime, die Terzie, las Meße und predigte dann gewöhnlich jeden Tag 3 bis 4 Stunden lateinisch, welches einer seiner Gefährten in der Landessprache wiederholte, dann gieng er wieder in

sein

sein Kloster, betete, besuchte die Kranken, bey denen er sich lange aufhielt und ihnen die Hände auflegte, sie auch mit dem Biret des heiligen Bernhardin und mit dem Blute, das ihm nach seinem Tode aus der Nase geflossen war, berührte. Für alle betete er kniend. Hierauf aß er zu Abend und gab denen, die zu ihm kamen, Gehör. Nach geendigten Vespern besuchte er wieder die Kranken und nahm dann bis in die Nacht Andachtsübungen vor. Endlich begab er sich nach dem Complet und andern inbrünstig gethanen Gebeten zur Ruhe, die aber von kurzer Dauer war. Wenn er ausgieng, Meße zu halten oder zu predigen, begleiteten ihn die Vornehmsten der Stadt wie auch die Geistlichen mit brennenden Kerzen. Bey allen diesen Ehrenbezeugungen blähte er sich nicht stolz auf, sondern wurde von Tag zu Tag demüthiger und gab in allen Gott die Ehre. Wenn er die versammlete Menge des Volks sah, die ihn so hoch erhob, begab er sich in sein Gemach, hielt sich der Ehre unwürdig, dachte an seine Gebrechlichkeit und begangne Sünden und vergoß bittre Thränen.

Mit diesem Rufe vor sich her trat der Heilige seine Reise nach Breslau an uud die ganze Stadt gerieth über dem Gerücht seines Anzuges in Bewegung. Nicht geringere Sensation erregte seine Erscheinung unterwegs in allen Orten, durch welche er zog. Allenthalben glich sein Einzug dem Einzuge Christi in Jerusalem und es scheint, als ob man diesen bey seiner Bewillkommnung zum Muster genommen hatte. Aus allen Städten in Kärnthen, Steuermark, Oesterreich, Mähren, Böhmen, Pohlen, Ungarn gieng ihm die Geistlichkeit und das Volk, Manns- und Frauenspersonen, jung und alt

mit

mit Frohlocken und geistlichen Liedern als einem göttlichen Gesandten entgegen; die Ordens- und Weltgeistlichen in ihrem Ornat mit Vortragung der Reliquien, denen die Laien paarweise folgten. An einigen Orten kamen die Schüler voran, an andern die Mädchen, welche liebliche Lieder sangen. Sobald er in einer Stadt anlangte, begab er sich in die Kirche mit der gesammten Geistlichkeit und dem Volk, welches haufenweise sich zu ihm drängte, die Hände gen Himmel hob, Freudenthränen vergoß, seine Kleider küßte und ihn wie einen Engel Gottes anstaunte. Hier wurden von den Schülern und Jungfrauen mit Einstimmung der Orgel Lieder gesungen; alsdenn hielt Capistran eine kurze Rede an die Versammlung, worauf jeder sich nach Hause begab.

So erschien er auch über Goldberg und Liegnitz den 13ten Februar um 22 Uhr Nachmittags 1453 von mehr als dreyßig seiner Brüder begleitet, in Breslau. Die Geistlichkeit und das Volk giengen ihm in Prozeßion bis nach St. Nicolai entgegen und die Prälaten und Kanoniker empfingen ihn mit den Reliquien bey der St. Peterskirche auf dem Dom und führten ihn in die Kathedralkirche, wo das Te Deum unter Läutung aller Glocken gesungen und eine kurze Bewillkommungsrede vom Docktor Caspar Weigel gehalten wurde. Capistran dankte hierauf den Geistlichen und dem Volke und ertheilte ihnen den Seegen. Man führte ihn dann zurück in die Stadt, wo ihm das Haus des Johann Glacz auf dem Salzringe zu seiner Wohnung angewiesen wurde.

Vierzehnter Februar.

1453. Capistran predigt.

Schon den Tag nach seiner Ankunft zu Breslau trat der rastlose Capistran auf und ließ sich mit seiner alles besiegenden unwiderstehbaren Beredsamkeit hören. So ist nie mehr in Breslau gepredigt, wenigstens kein geistlicher Redner mit einem so allgemeinen Beyfall gehört worden. Aber es gehörte auch das Ansehen eines Capistrans und die göttliche Ehrfurcht, mit welcher man ihn huldigte und der Glaube an seine Wunder dazu, um einen so tiefen Eindruck auf das Volk zu machen. Dazu kam noch die Fastenzeit, wo ehedem besonders die Gemüther um desto religiöser gestimmt zu seyn pflegten. Und was das unerklärbarste bey der Sache ist; er redete in einer Sprache, die der große Haufe nicht verstand, lateinisch, welches von dem Bruder Friedrich deutsch wiederholt wurde, und das Volk die Uebersetzung oft nicht einmal abwartete, und dennoch würkte er über alle Vorstellung auf die Gemüther. Seine erste Predigt hielt er am Aschermittwoch in der Elisabethkirche, und da diese viel zu klein war, um die ungeheure Menge der weit und breit herbeyströmenden Zuhörer zu faßen, die folgenden alle Tage auf dem Salzringe. Unter allen zeichnete sich aber seine Rede am Sonntage Judica aus. Er zeigte unter derselben den Hirnschädel und das Bild des heiligen Bernhardin vor und führte den Breslauern ihre Pracht, Hoffart, und Eitelkeit zu Gemüthe. Darauf that er das Machtgebot, man sollte den ganzen Putz und Plunder hie-

her

ber zusammentragen und öffentlich vor seinen Augen verbrennen. Das war wohl ein großes Opfer, was er verlangte und wie würde es heute einem Bußprediger ergehen, der etwas ähnliches verlangte! Aber Capistrans Wille war ein göttliches Machtgebot und die begeisterten Zuhörer eilten nach Hause und holten fast aus der ganzen Stadt die Karten, Brettspiele, Spiegel, Larven, und eine Menge weiblichen Putz herbey. Das alles wurde auf einen Haufen geworfen; das Volk formirte um denselben einen Kreis, und zündete ein Feuer an, in welchem alle diese Herrlichkeiten der Stadt aufloderten. Das Pariser Freudenfeuer ausgenommen, auf welchem Wapen und Adelsdiplome verbrannt wurden, hat die Sonne wohl nie einen ähnlichen Scheiterhaufen beleuchtet.

Der strenge Mann achtete kein Ansehen der Person und scheute Niemand. Am Freitage nach Jubilate hielt er der gesammten Geistlichkeit in Breslau, dem Bischofe, Domherrn, Aebten und allen Welt- und Ordensgeistlichen bey verschloßnen Thüren in der Domkirche eine scharfe Rede und legte ihnen ihre Pflichten vor, indem er ihnen zeigte, wie sie wohl und christlich leben sollten. Wäre gleich damals ein Engel vom Himmel niedergestiegen, um die Breslauer zur Buße zu rufen, man hätte ihn nicht williger und folgsamer hören können. Je strenger seine Aufforderungen an die christliche Tugend waren, je sehnlicher verlangte man nach der Rede seines Mundes. Herzog Heinrich zu Glogau schrieb an Peter Wartenberg, Canonicus zu Breslau, und bat ihn: er möchte keine Mühe und Arbeit sparen, mit dem Bischoffe reden und ihn von seinetwegen freundlich bitten, daß er ihm die Gefäl-

fälligkeit erzeigte und den Capistran vermöchte, daß er doch auch um seiner und seiner Unterthanen Beßerung willen nach Glogau käme. Er würde ihn nicht nur mit aller ersinnlichen Ehrfurcht aufnehmen, sondern ihm auch seine Leute bis nach Neumark entgegen schicken und er selbst würde ihm bis in Lobin entgegen kommen und ihn mit sich nach Glogau führen.

Indeßen brachte nicht die alles fortreißende Beredsamkeit Capistrans allein eine solche übermenschliche Verehrung seiner Person hervor, mehr noch that der Ruf seiner Wunderkraft, an welche Niemand einen Zweifel hatte. Einer seiner Gefährten, Barisio, hat deren folgende aufgezeichnet, durch welche er während seines Aufenthalts in Breslau sich verherrlichte. Den letzten Februar wurde ein Fräulein zu ihm gebracht, welches dreyßig Jahre contrackt gelegen. Capistran rührte sie an und sie war gesund. Eben dies geschah einem Lahmen, welcher nicht ohne Krücken gehen konnte. Den dritten May heilte er eine Stumme, eine Blinde, eine an Händen, Gelähmte, und einen Lahmen. Den sechsten May stellte er eine Contrackte am linken Arm, einen der auf das eine Ohr taub war, und einen Blinden, der schon seit 8 Jahren nicht mehr gesehen hatte, her. Einen andern, der schon drey und dreyßig Jahre blind gewesen war, fragte Capistran, ob er lieber blind wollte selig oder sehend verdammt werden? worauf der Blinde, der ein Geistlicher und wohl gelehrt war, antwortete: heiliger Vater! ich will lieber in Ewigkeit blind bleiben und selig werden, als sehend verdammt seyn. „So bleibe dann blind," sagte Capistran und schickte ihn wieder nach Hause. Vom 9ten bis 20ten May heilte er am

Fe-

Feste St. Benedict zwey Taube, fünf lahme Weibspersonen, zwey Contrackte; imgleichen einen, der keine Luft durch die Nase hatte. Vom 20ten bis letzten May: zwey Lahme, davon der eine gleich seine Krücken wegwarf und fortlief, zwey Contrackte an Händen und Füßen; zwey lahme Frauenspersonen, eine Blinde, einen Contrackten an den Armen, einen Lahmen, einen Contrackten an beiden Händen. Das waren zusammengenommen neun und zwanzig Personen, welche zu Breslau allein als redende Zeugen seiner Wunderkraft umher wandelten. Aber, sagt jener Reisegefährte Capistrans, Barisio, in der Lebensbeschreibung dieses Heiligen: noch wohl vier- bis zehnmal so viel wurden in dieser christlichen Stadt wunderbar geheilet, die unter allen Städten Deutschlands die größte Neigung und Ehrfurcht gegen den Capistran geäußert; daher er sie auch vor allen andern Städten geliebet, und ihrer oft in seinen Reden und Schriften gedacht. Mitunter fanden sich nach andern Erzählern von den Wunderthaten Capistrans auch Ungläubige, die den frommen Mann mit seinen Wundergaben versuchten, aber auch schrecklich dafür büßten. Einige Hußiten stellten sich gut katholisch und nahmen sich vor, nicht nur ihr Spiel mit dem heiligen Wunderthäter zu treiben, sondern sie wollten ihn auch verdächtig und lächerlich machen. Was thun sie? Sie kommen mit einem Sarge vor das Haus, in welchem Capistran eben betete und schreyen: heiliger Vater! wir bitten, daß eure Heiligkeit den Todten wieder lebendig machen wolle. Capistran hörte es zwar, allein er stellte sich, als wäre er taub. Diese aber fuhren fort ungestüm zu schreyen, worauf die übrigen Geistlichen, welche sich um Capistran be-

fan-

fanden, ihn baten, er möchte doch den jungen Leuten das Schreyen verbieten. Capistran trat ans Fenster im zweyten Stock des Hauses und rief herunter: was denn da wäre? Die lärmende Bande, da sie den Capistran erblickte, schrie darauf noch heftiger: heiliger Vater! wir haben hier einen Todten, der viel Vermögen besessen, und die Liebe aller Einwohner der Stadt wegen seines tugendhaften Wandels gehabt. Er ist in der besten Blüthe seiner Jahre gestorben. Wir bitten daher aufs innigste: eure Heiligkeit wolle ihm das Leben wiedergeben. Capistran merkte ihre Tücke und die boshafte Verstellung des im Sarge Liegenden. Er schrie daher mit starker und schrecklicher Stimme herunter: Er habe sein Theil mit den Todten in Ewigkeit! und gieng alsdann vom Fenster weg. Hierauf schrien die Spötter mit Hohngelächter: Seht doch seine Heiligkeit! Sollte sich nicht unter uns einer finden, der heiliger wäre, als er und das leicht thun, was er nicht im Stande ist? Sie winkten hierauf einem von ihrer Rotte und befahlen ihm namentlich: er sollte den Todten aufwecken. Dieser trat an den Sarg und schrie: Peter! (so hieß der Bube,) ich sage dir, stehe auf! Allein Peter rührte sich nicht. Endlich sagte ihm der Auferwecker leise ins Ohr: komm doch aus dem Sarge heraus. Allein Peter war nunmehr, wie er sich Anfangs nur gestellt hatte, wirklich mausetodt und blieb's. So schrecklich rächte Capistran den Spott, welchen man mit ihm hatte treiben wollen, und verwieß die Ungläubigen, die ihn um Vergebung ihrer Mißethat baten, an den päbstlichen Stuhl, wo sie sich Absolution holen möchten. Capistrans Gefährte, Barisio, erzählt diesen Vorfall, von dem er als tägli-

cher Gesellschafter des frommen Mannes doch nothwendig hätte wißen müßen, zwar nicht in dem Leben deßelben, indeßen hätte der lose Schalk im Sarge, woferne dieser fest zugemacht war, auch wohl sehr natürlicher Weise ersticken können. Uebrigens konnte es dem Heiligen vielleicht auch gehen, wie vielen großen Männern, zu deren Ruhm man nie genug zusetzen zu können glaubt, weswegen Carl XII. König von Schweden, dem ein Höfling deswegen gratulirte, daß er funfzig Türken mit eigner Hand niedergesäbelt hätte, zur Antwort gab: halb ab, mein Freund, und dann gehandelt. Gerücht und Entfernung zeigen besonders auffallende und ungewöhnliche Begebenheiten fast immer durchs Vergrößerungsglas wie in einem optischen Spiegel, aber was pflegt doch immer daran zu seyn.

Nachdem Capistran den Grundstein zur Bernhardinerkirche in der Neustadt gelegt und eine Menge Juden hatte verbrennen laßen, wovon an seinem Orte grredet werden soll, gieng er nach einer überstandenen schweren Krankheit den 21ten August von Breslau auf sehnliches Verlangen des Königs von Pohlen mit einem großen Gefolge nach Krakau. Sein Herz hieng aber eben so sehr an Breslau als die Stadt an ihm und er kam schon im folgenden Jahre mit mehr als sechzig seiner Ordensbrüder nach Breslau zurück. Es war vor dem allgemeinen Spaziertage Breslaus, am Tage Himmelfahrt, und das Entgegenströmen aus der Stadt war wieder eben so arg, wo nicht noch ärger, als das erstemal. Die Einwohner konnten sich nicht satt an ihm sehen. Alles, jung und alt, Manns- und Weibspersonen liefen wieder haufenweise zum Thore hinaus, als ob sie ihn noch nie gesehen hätten. Er begab sich, wie gewöhnlich zuerst wieder in die Domkirche und wurde dann in das während seiner Abwesenheit ihm zu Ehren erbaute Bernhardinerkloster geführt. Sein Hauptgeschäft bestand für diesmal besonders darin, seinen Ordensbrüdern in dem neuerbauten Kloster die gehörige Verfaßung und Einrichtung zu geben. Auch

soll er damals den Breslauern ihr künftiges Schicksal, besonders in Hinsicht Podiebrads geweißagt haben; nehmlich: die Stadt würde zuerst einen böhmischen Hauptmann, dann einen böhmischen Bischof und zuletzt einen böhmischen König bekommen, unter denen die Stadt mehr denn je zuvor, so lange sie gestanden, würde gepreßt und geängstiget werden. Jedoch so Eintracht in der Stadt bliebe, würde sie alle Noth überwinden.

Am Tage St. Arnolph 1454 hielt Capistran seine letzte Predigt auf dem Salzringe, nahm feyerlichen Abschied von der Geistlichkeit und dem Volke und segnete sie. Er reisete darauf durch Mähren nach Wien. Ganz Breslau schien trostlos und wenn man den Versicherungen des Raths daselbst trauen darf, so können Kinder nicht betrübter über den Tod eines Vaters seyn. Die Rathmanne schrieben ihm einige Wochen nach seiner Abreise: „daß sie, seit er von ihnen sey, noch nicht aufgehört hätten zu weinen, und daß sie als Verwaisete nach ihrem Vater, als Schaafe nach ihrem Hirten, und als Hülfsbedürftige nach ihrem Wohlthäter sich sehnten. Sie Seufzten noch immer: warum hast du, Vater! uns verlaßen? denn sie befürchteten, daß die reißenden Wölfe die Heerde Christi anfallen möchten. Doch wäre ihnen das zum Trost und Minderung ihrer Traurigkeit, daß, ob er gleich nicht leiblich mehr bey ihnen wäre, er doch im Geist mit seiner väterlichen Liebe bey ihnen sey. Sie ersuchten ihn daher, er möchte sie doch mit seinen Schreiben erfreuen und sie zugleich von den Versuchen der Ketzer gegen sie benachrichtigen: damit sie durch seine heilsame Warnungen und Ermahnungen gestärkt, desto standhafter und treuer handeln könnten; so wie sie auch mit der Hülfe Christi dies zu thun entschloßen wären. Er würde ihnen dadurch sein Zutrauen und aufrichtige Liebe zeigen und in ihnen die Beweise seiner Neigung, die er ihnen beym Abschiede und Ertheilung des Segens durch seine Thränen dargethan, erneueren. Sie wünschten, daß er zur Vertheidigung des katholischen

Glaubens noch lange in beständigem Wohl leben möchte."

Es wäre wohl kein Wunder, wenn der gute Capistran bey solchen übertriebnen Huldigungen ein wenig eitel geworden wäre. Man beschuldigte ihn deßen auch und sagte: er wäre im Stande gewesen, sein väterliches Vermögen geringe zu achten, die Ergötzungen zu verläugnen, die Lüste zu besiegen; aber den Ruhm hätte er nicht verachten können. Wer darf sich aber herausnehmen, die innern Triebfeder und Bewegungsgründe, die den Menschen zu großen Thaten entflammen, mit Zuversicht anzudeuten. Warum konnte ein unläugbar so frommer und religiöser Mann nicht auch, den Grundsätzen seines Ordens und seines Glaubens gemäß, nicht auch von edleren Antrieben zu so großen Aufopferungen geleitet werden? Wenigstens wären sie bey einem Klostermanne noch wahrscheinlicher.

Er starb wenige Jahre darauf in Ungarn 1456 den 26ten October und die breslauschen Consuln gehören mit unter die erstern, welche auf seine Kanonisation antrugen und deswegen ausdrücklich an Pabst Pius II. schrieben. Sie bezeugten dem heiligen Vater, wie innig Capistran die Stadt Breslau vor allen andern geliebt, in welcher er viele Monate durch mit täglichen Predigten unendlich viel Gutes gestiftet, das Volk von Lastern, bösen Gewohnheiten und schändlichen Spielen abgezogen, und sie fleißiger und eifriger im Dienste Gottes gemacht hätte. Auf sein Anstiften wären viele schöne Kirchen und Klöster zur Ausrottung der Ketzerey und Befestigung des katholischen Glaubens erbauet worden. Die ganze Welt wiße, was er für große Wunder in seinem Leben gethan hätte. Unter andern hätte er auch bey seiner Anwesenheit in Breslau als ein wahrer Prophet das alles pünktlich vorhergesagt, was nunmehr die Stadt betroffen hätte.

Dennoch war dies Gesuch und mehrerer seiner Verehrer vergebens und Capistran gelangte nicht zur Ehre der Heiligsprechung. Er bleibt aber für Schlesien ein unvergeßlicher Mann.

Funfzehnter Februar.

1763. Friede zu Hubertsburg.

Nach sieben mörderischen Jahren, in welchen Friedrich den Kampf gegen die europäischen Mächte vom ersten Range, zu denen sich die schwächern gesellten, bestanden hatte, stand er noch eben so kühn und furchtbar da, als bey seinem ersten Feldzuge in Sachsen und Böhmen. Maria Theresia, von allen ihren Bundesgenossen verlassen, erkannte nun, daß der Held unüberwindlich sey und ließ sich darum, auf Ansuchen des Churfürsten von Sachsen willig und bereit zum Frieden finden. Der König redete zwar die Sprache des Siegers, erklärte aber auch, daß er des Blutvergießens herzlich müde und nicht minder bereit zur Aussöhnung wäre, nur müße der Friede anständig und ehrenvoll seyn. Er hielte sich zwar berechtigt, einen Schadenersatz für die Verwüstung seiner Provinzen fordern zu dürfen, doch thäte er darauf Verzicht und verlange keine neue Eroberung, allein nur unter der Bedingung, daß die Kaiserin in diesen Grundsatz des Friedens vorläufig auch einwillige. Zwar hätte man Kaiserlicher Seits die noch inne habende Grafschaft Glatz gern behalten, und bot dafür Entschädigung an Geld und Ländereyen an, aber der König schlug den Antrag rund ab mit der Erklärung, auch kein Dorf trete er ab. Dadurch erhielt der Friede zu Hubertsburg das Charackteristische des siebenjährigen Krieges, daß alles rasch und schnell, wie Schlag auf Schlag, beendigt wurde.

Auf dem churfürstlichen Jagdschloße Hubertsburg in Sachsen traten ohne Weitläuftigkeit und Cerimonien drey Männer zusammen, der österreichische Hofrath von Kollenbach, der preußische Legationsrath von Herzberg und der sächsische Geheimerath von Fritsch, und in wenig Wochen hatten sie das große Werk vollendet.

Nun holte Schlesien und ganz Deutschland wieder freyen Athem. Keine Mutter zitterte mehr für ihren Sohn, keine Braut für den Geliebten, kein Landmann mehr für sein Vieh und seine Saat. Sieben schreckliche Jahre hindurch war jeder Posttag ein Tag banger Erwartung gewesen, an welchem tausend Gattinnen mit schweren Herzen nur immer Todesbotschaften entgegen sahen. Kinder lernten ihre Väter kennen, und die Zahl neu gewordner Wittwen und Waisen zählte man nicht mehr nach Tausenden. In sechszehn Hauptschlachten hatte Preußen allein 180,000 Mann verlohren und der Menschenverlust aller Mächte zusammen genommen überstieg gewiß eine Million. Dem Könige hatte der Krieg 125 Millionen Reichsthaler gekostet und der Kaiserin eine Schuldenlast von 100 Millionen Reichsthalern zugezogen. Ob zwar durch die fremden Armeen das Geld stromweise nach Deutschland floß und man diesen Zufluß auf 500 Millionen berechnete, so war dennoch der Mangel allgemein.

Eben so sehr der Mangel an Menschen. Ganz Hinterpommern und ein Theil von Brandenburg, besonders da, wo die Rußen gehauset hatten, war eine Wüste. Sah man dort noch hin und wieder Menschen, so waren es Weiber hinter dem Pfluge und Mädchen, die die Arbeit der Knechte verrichteten. An vielen Orten fehlten auch diese. Alle

Spu-

Spuren des Ackerbaus waren in großen Strecken verloschen und es sah aus, wie nach der Sündfluth. In Heßen durchritt ein Offizier sieben Dörfer und fand in allen nur einen einzigen Menschen, einen Prediger, der sich Bohnen kochte.

Wie groß mußte also das Bedürfniß des Friedens seyn! wie stark die Sehnsucht darnach und wie lebhaft die Freude, als die blasenden Postillions schaarenweise einritten und keinen Zweifel daran mehr übrig ließen! Auch war der König so zufrieden mit dem Abschluß, daß er seinem Legationsrath Herzberg das schmeichelnde Compliment machte: „Er hat den Frieden geschlossen, fast so wie ich den Krieg geführt habe; einer gegen drey.“

Sechszehnter Februar.

1584. Fürstentags-Schluß, die Armen-Versorgung betreffend.

Schon 1571 den 10ten September machten die vereinigten schlesischen Fürsten und Stände den Befehl bekannt, daß keine Umläuffer, Müßiggänger, Teich- und Landsknechte, wie sie sich nannten, geduldet werden sollten. Wer ohne Kundschaft angetroffen würde, sollte gefänglich eingezogen, und wenn er nicht ums Lohn arbeiten wollte, eingeschmiedet und dergestalt dazu angehalten werden. Diese vortrefliche Verordnung schien indeßen das Schicksal zu haben, wie es die meisten Polizeygesetze dieser Art heute noch zu haben pflegen. Sie werden vorgelesen, angeschlagen und vergeßen.

Nun brach aber 1584 wegen Mißwachs des vorigen Jahres eine ziemliche Theurung ein. Zwar würde man heutiges Tages die Zeit, wo, wie damals, der Waitzen 36 Groschen, der Roggen 24 Gr., Gerste 34 Gr. und der Haber 20 Groschen gölte, ziemlich wohlfeil finden; indeßen versichert doch Pol, daß dem ohnerachtet die Armuth damals an etlichen Orten so groß gewesen sey, „daß die Leute mit ungewöhnlichen viehischen Speisen ihren Unterhalt und Rettung ihres Lebens gesucht, auch zum Theil durch Hunger hingestorben und umkommen sind.“ Dies gab Veranlaßung, daß durch einen Fürstentags-Schluß auf das nachdrücklichste verodnet wurde; jede Stadt, Dorf und Gemeine sollte ihre armen nothleidenden Leute mit christlichen Allmosen dermaßen versehen und unterhalten, damit dieselben nicht verschmachten oder Hungers halben erbärmlich umkommen noch an andern Orten umlaufen und betteln dürften, welches keinem verstattet werden sollte. Das Gemüse war in diesem Jahre, so wie das Obst, vortreflich gerathen und hätte man damals die Kartoffeln gekannt, so hätte Schlesien die Plage nicht empfunden. Statt deren mußte aber die Armuth ihre Zuflucht zu Eicheln nehmen. Zufälligerweise war in diesem Jahre der gregorianische Kalender eingeführt worden, auf dessen Rechnung der Aberglaube und Unverstand das ganze Unglück schrieb.

1654. Wegnehmung der Kirche zu Arnsdorf bey Schmiedeberg.

Meines Wißens ist das Protocoll von der Einziehung der lutherischen Kirchen im Fürstenthum Schweidnitz und Jauer, ausgenommen was Zimmermann davon gelegentlich anführt, noch nicht im Druck erschienen, weswegen ich bey denjenigen Orten, die sich dabey besonders auszeichneten, Auszüge liefern werde. Ausführlichere Nachricht von dieser merkwürdigen Commißion wird unter dem 8ten December gegeben. Von Arnsdorf im hirschbergschen besagt das Protocoll derselben folgendes:

„Arnsdorf den 16ten Februar; dem Hans von Reibnitz gehörig. Er vor seine Person hat nichts widriges erwecken lassen. Wohin der Prädicant kommen, wollte niemand wißen, aber sein Weib und Kinder seyn noch im Dorfe vorhanden. Wie man zur Kirchen gangen, dieselbe zu reconciliren und den P. Georgium Lemgauern einzuführen, ist ein Hauffen heilloses Völklein von etlichen hundert Manns- und Weibspersonen, denn dieser Ort treflich volkreich, vorgedrungen und in der Kirchen mit Geschrey, Springen, Lauffen, Bedrohen ein solch Tumultuiren vorgenommen, daß einem die Haare zu Berge stehen mögen. Wie nun kein Bitten noch Vermahnen unter der Exhortation des Offizials bey den Leuten haften wollen, sondern sie es je länger, je ärger betrieben, hat man, gröser Unglück zu vermeiden, die Kirchen unverrichter Sachen verlaßen und sich von dannen, mit Schmach und Spott beladen, begeben müßen. Nachts seyn wir nacher Lomnitz gekommen."

Der

Der Nachbarschaft und des Contrasts wegen dürfte auch die Geschichte der Kircheneinziehung zu Schmiedeberg manchem willkommen seyn. Das Protocoll davon besagt:

„Den 14ten Februar begaben wir uns von Landshut nach Schmiedeberg. Der General-Feldmarrschall-Lieutenant von Sporeck that uns die Ehre und ging mit uns. Und damit wir uns in etwas wegen besorgenden Tumults versichern möchten, nahmen wir bey 30 Musquetiers und 6 Reuter mit uns; dann das Städtlein Schmiedeberg trefflich volkreich und meistentheils von Handwerksleuten bewohnt ist: So war auch unser Meinung, den Strich im Gebirge, sonderlich vors erste diejenigen Oerter, allwo man einen Auflauf vermuthen konnte, nach einander vorzunehmen. Wir kamen Nachmittags durchs Städtlein und begaben uns auf das Gräflich Tscherninische Herrschaftshaus Neuhof, daselbst die Commißion abzulegen, zu welchem Behuf die Schöpfen und Aeltesten nebst den Kirchvätern bey 30 Mann vor uns aufm Schloß erschienen. Ihnen ward bescheidentlich zugesprochen und Ihro Kaiserl. Majestät endlicher Wille eröffnet. Sie erboten sich zu allem Gehorsam und Unterthänigkeit und versprachen uns, des morgenden Tages, wenn die Kirche eingenommen würde, sie solche Anstalt zu machen bedacht wären, daß einige Unruhe noch Aufruhr nicht zu verspüren seyn sollte: jedoch thäten sie bitten, daß dem allgemeinen Friedensschluß gemäß, sie bey der Gewißensfreyheit gelassen werden möchten. Hingegen wollten sie nicht anders darthun, als daß man sie in alle Wege vor gehorsame und getreue Unterthanen der Römisch Kaiserl. Majest. halten sollte; ließen die Kirchenschlüssel

durch

durch den gräfl. Tscherninschen Hauptmann, einem feinen katholischen Mann und fleißigen Unterbauer aller Widerspenstigkeit, George Detzawere, übergeben, thaten auch münd- und schriftlichen Bericht alles dessen, was man an sie begehret."

„Den 15ten Februar Sonntags fuhren wir in das Städtlein zur Kirchen, begleitet von unsern Musquetiers und Reutern, welches uns doch wenig geholfen haben würde, wenn die Leute, davon alle Häuser über einer halben Meile Weges zwischen denen ungeheuren Gebirgen vollstecken, sich erregen wollen. Der bischöfliche Commißarius von Rostock sehend, daß so viel Volks in die Kirche gelaufen kam, trat nach geschehner Reconciliation selbst auf die Kanzel und predigte, denen Zuhörern beweglich zuredende, die Augen ihres Herzens aufzuthun und das Böse von dem Guten zu ihrem Seelenheil zu unterscheiden."

„Zwey Prädicanten seynd allhier gehalten worden. Der eine, (George Werner) ein Alter von 73 Jahren, war noch zur Stelle, bat, weilen er noch wenig Zeit zu leben hätte, ihn in Ruhe allhier sterben zu lassen, gegen Versicherung, daß er sich friedlich und unterthänig verhalten und seiner Medicin nur allein die Praxin (worin ihm von vielen ein guter Ruhm gegeben ward) abwarten möchte, Zeugniß anführende, daß er zu jeder Zeit das Volk zu der unterthänigsten Gehorsamkeit der hohen Obrigkeit ermahnet und angeführet hätte; aber wir haben ihn an das Königl. Amt verwiesen. Der andere Predicant ist vor 2 Tagen, wie er von unserer Ankunft vernommen, weggezogen. Giengs also allhier, Gottlob! wider aller Leute Vermuthen und ausgegoßnen besorglichen Reden friedlich und

ru-

ruhig in allem wohl von Statten und blieben über Nacht allhier."

Siebzehnter Februar.

1772. Theilungstractat von Pohlen.

Die Zerstückelung Pohlens, sagt Friedrich der Große, ist das erste Exempel, welches die Geschichte von einer Theilung aufweisen kann, die zwischen dreien Mächten friedlich angeordnet und vollendet worden. Ohne die Umstände, fährt er fort, worin sich Europa damals befand, würde der geschickteste Staatsmann damit gescheitert seyn.

Diese Umstände bestanden hauptsächlich darinn: die Rußen hatten einen äußerst siegreichen Krieg gegen die Türken geführt und bestanden in ihren Friedensvorschlägen unter andern auf die Abtretung der Moldau und der Wallachey, wodurch sie Gränznachbaren mit Oesterreich geworden wären. Aus diesem Grunde wollte Oesterreich schlechterdings nicht in die Abtretung der gedachten Länder an Rußland willigen und machte sich im Gegentheil bereit, den Türken aus allen Kräften beyzustehn. Von der andern Seite stand aber Preußen mit Rußland in Allianz und hatte versprochen es gegen Oesterreich zu unterstützen, woferne dieses den Türken Hülfe leisten wollte. So hielt ein Schwerdt das andere in der Scheide und das Feuer glomm unter der Asche fort.

Während alles in solcher Gährung war, Rußland von seiner Forderung nicht abstehen, Oesterreich in dieselben nicht willigen wollte, und Preu-

ßen

ßen durch seine Allianz zwischen beide im Gedränge war, hatte es das Ansehen, als ob die Spannung der drey europäischen Mächte in einen allgemeinen Krieg übergehen würde. Der weiseste Sterbliche schien damals kein friedliches Auskunftsmittel ausfinden zu können. Der Zufall führte es folgendergestalt herbey. Oesterreich machte, weil die Rußen, einen großen Theil Pohlens besetzt hielten, gewiße Ansprüche an die Zipser Gespannschaft dieses Königreichs gültig, und besetzte solche mit Truppen. Die Kaiserin von Rußland, welche allein in Pohlen Gesetze geben wollte, war darüber äußerst empfindlich. Sie äußerte gegen den Prinz Heinrich von Preußen, welcher eben damals einen Besuch in Petersburg machte und als Gast sich daselbst aufhielt, die merkwürdigen Worte: „wenn der Wiener Hof Pohlen zersplittern will, so haben die übrigen Nachbarn des Königreichs das Recht eben daßelbe zu thun.“ Diese Rede fiel nicht auf die Erde, der Prinz benachrichtigte seinen Bruder den König davon, der darüber nachdachte und nun tagte ein Licht an dem dunkeln politischen Himmel. Nach reiflicher Ueberlegung sah der König von Preußen in der Theilung Pohlens den einzigen möglichen Ausweg, einen allgemeinen Krieg zu verhüten und die gespannten Mächte auszusöhnen und zufrieden zu stellen. Nun konnte sich Rußland für die Kosten des Kriegs mit den Türken schadlos halten und statt der Wallachey und Moldau, zu deren Besitz es ohne Krieg mit Oesterreich, woran Preußen wegen seiner Allianz hätte Antheil nehmen müssen, nicht gelangen konnte, durfte es sich eine beliebige Provinz von Polen auslesen; Preußen und Oesterreich desgleichen und so blieb alles im Gleichgewicht.

Der

Der Petersburger und Berliner Hof waren bald über das Project einverstanden. Der König von Preußen theilte es nunmehr dem Wiener Cabinette mit, welches viel Einwendungen dagegen machte. Indessen war leicht vorauszusehen, daß Oesterreich immer lieber einer friedlichen Theilung Pohlens beitreten, als sich gegen Rußland und Preußen in einen mißlichen Krieg einlaßen würde. Die beiden einverstandnen Mächte brachten vorläufig unter sich ihre Forderungen ins Reine und überließen es dann dem Kaiser, ob er ihrem Beispiele folgen würde oder nicht. Preußen eignete sich Pommerellen, den Strich von Grospohlen diesseits der Netze, das Bisthum Ermeland, die Starostey Marienburg und Culm zu, welches man ihm auch mit Ausschließung von Dantzig und Thoren zugestand. Friedrich, der in die Zukunft das Schicksal dieser Orte sah, machte darüber keine Weitläuftigkeiten und ließ sie vor der Hand fahren. Rußland nahm sich einen weit beträchtlichern Strich längst seiner alten Gränzen von der Dwina bis an den Dniester. Diese geheime Uebereinkunft wurde den 17ten Februar 1772 zu Petersburg unterzeichnet. Oesterreich entschloß sich nunmehr dieser friedlichen Ausgleichung auch beizutreten und eignete sich seiner Seits den Strich Landes zu, welcher von dem Herzogthum Teschen an bis jenseit Sendomir und der Mündung des Sanflußes liegt, wenn man eine gerade Linie längst dem Bog und von diesem Fluße längst dem Dniester an der Grenze von Podolien und der Moldau zieht. Die drey Höfe leisteten einander Gewähr für ihre gegenseitigen Besitznehmungen und sorgten dafür, daß die Republick Polen dazu ihre Einwilligung gab.

Acht=

Achtzehnter Februar.

1257. Heinrich IV. wird gefangen.

Boleslav der Kahle, Herzog von Liegnitz (siehe Januar 17.) war durch mancherley unüberlegte Unternehmungen so herab gekommen, daß er den blühenden Wohlstand seines Bruders Heinrichs IV. Herzogs von Breslau, mit neidischen Augen ansah. Gewissenhaftigkeit und Bruderliebe war eben seine Sache nicht. Er entwarf also den Plan auf Unkosten seines Bruders Heinrichs das wieder zu ersetzen, was er durch seine Unbesonnenheiten verlohren hatte. Da dieser sich ruhig im tiefen Frieden auf seinem Schloße zu Jeltsch befand, ließ ihn Boleslav des Nachts überfallen und aus den Betten aufheben. Er wurde auf das Schloß Lähn gebracht und gefangen gehalten.

Als die Nachricht von der Entführung des Herzogs nach Breslau kam, bot die Stadt alles auf, um den ihm angethanen Schimpf zu rächen und mit den Waffen in der Hand seine Befreyung zu bewirken. Mit Hülfe des Herzogs von Krakau, von Kalisch, von Posen und Herzogs Conrads von Glogau zogen sie gegen Boleslav zu Felde. Dieser, der ans Meißen, Bayern nnd Schwaben Hülfstruppen erhielt, verwüstete seiner Seits das Breslausche mit Raub und Brand. Zwischen Stolz und Proczen stießen beide Heere den 18ten April auf einander. Die erbitterten Breslauer warfen sich in den dickſten Haufen der Feinde und trieben sie zurück. Boleslav verzweifelte am Siege und entfernte sich in Begleitung eines einzigen Ritters vom

Schlacht-

Schlachtfelde. Allein sein ältester Prinz Heinrich focht wie ein Held, brachte die getrennten Haufen wieder zusammen, wand den Breslauern den Sieg aus den Händen, und nahm den Herzog Przemsl von Posen gefangen.

Nach dieser Niederlage wandten sich die Breslauer an den König Ottokar von Böhmen und übergaben ihm Glatz unter der Bedingung, daß er ihrem Herzoge die Freiheit verschaffen sollte. Ottokar, der in anderweitige Kriege verwickelt war, versuchte den Weg der Güte und vermittelte einen Frieden zwischen beide Brüder, der aber für Heinrich IV. äußerst nachtheilig war, weil er seine Befreyung mit Abtretung der Städte und Schlösser Striegau, Neumarkt, Stroppen, Greiffenberg, Pitschen und Goswindsdorf erkauffen mußte.

So wurden diese Befehdungen unter den herzoglichen Brüdern und Verwandten die erste Veranlassung, daß sie, um mächtigern Schutzes willen, einer nach dem andern ihre Herzogthümer den Königen von Böhmen als Lehen anbothen, wodurch sie endlich ihre Unabhängigkeit verloren und böhmische Vasallen wurden. Siehe: Januar 6. 17. Febr. 9.

1621. Sächsischer Accord.

Nach dem Tode des Kaisers und Königs von Böhmen, Mathias, hielten sich die böhmischen Stände berechtigt, statt seines Nachfolgers auf dem Kaisertrone und in den österreichischen Staaten, Ferdinand II. den Churfürsten von der Pfalz, Friedrich V. zum Könige von Böhmen zu erwählen. Schlesien, als ein zur Krone Böhmen gehöriges

Land,

Land, trat dieser Wahl bey, weswegen der 30jährige Krieg entstand. Friedrich V. wurde als neuerwählter König von Böhmen und Herzog von Schlesien auf dem weißen Berge bey Prag geschlagen und kam als ein Flüchtling nach Breslau. Ferdinands siegende Truppen überschwemmten alles und die Schlesier befürchteten mit Recht eine fürchterliche Ahndung und sahen dem Schicksal der Böhmen entgegen, das sich mit Enthauptung von 27 vornehmen Standespersonen zu Prag endigte. Die Schlesier entledigten sich ihres Winterkönigs, wie man ihn nannte, weil seine Regierung nur einen Winter gedauert hatte, und gaben ihm ein Reisegeld von 60,000 Gulden auf den Weg.

In der bangen Erwartung, was nun weiter geschehen möchte, legte sich der Churfürst von Sachsen ins Mittel, und übernahm das Geschäft der Aussöhnung zwischen Schlesien und seinem rechtmäßigen Landesherrn Ferdinand II. woferne sich das Land vorläufig zu folgenden Punkten verstände.

„1) Die Schlesischen Fürsten und Stände sollen erklären, daß sie zu viel gethan, indem sie sich wider die Römisch. Kaiserl. Majestät, als den obersten Herrn in Schlesien aufgelehnet; 2) um Verzeihung bitten; 3) Anerbietung machen, daß Fürsten und Stände Ihro Kais. Maj. vor Dero rechten erwählten, gekrönten, gesalbten König und Herrn, erkennen, ehren und in allem schuldigen Gehorsam leisten würden; 4) solches mit Erneurung voriger Pflicht bestätigen; 5) die Römisch-Katholischen bey dem ihrigen ruhig bleiben lassen; 6) fünf Tonnen Goldes zur Bezahlung der Kriegskosten verwilligen."

Dagegen machte sich der Churfürst anheischig, ihnen bey dem Kaiser Pardon auszuwirken, die Confir-

firmation des Majestätsbriefes und aller Privilegien zu sichern, und wenn sie der lutherischen Religion wegen dennoch bekriegt würden, sich ihrer anzunehmen.

Nach Eingang dieser Vorschläge des Churfürsten und reiflicher Erwägung derselben, schickte Schlesien eine Gesandschaft nach Dresden, welche aus dem Herzoge Carl Friedrich zu Münsterberg, dem Freiherrn von Malzan und dem breslauschen Sindicus Reinhard Rosen bestand. Man vereinigte sich über nachstehenden Vergleich, welcher in der Geschichte den Namen des sächsischen Accordes führt:

Fürsten und Stände sollen völlige Verzeihung haben, ihrer begangnen Irrthümer nicht mehr gedacht, noch über kurz oder über lang, vom grösten zum kleinsten und vom kleinsten zum grösten nicht gestraft werden. Sie erkennen Kaiser Ferdinand für ihren rechtmäßigen Herrn und König und bezahlen drey Tonnen Goldes für die aufgewandten Kriegskosten desselben; entsagen aller Verbindung mit Chur-Pfalz und allen Feinden des Kaisers; danken ihre Kriegsmacht bis auf 1000 Pferde und 3000 Fußknechte ab: alle Katholiken, Stifter und Klöster bleiben unangefochten und im ruhigen Besitz ihrer Rechte: werden die Lutherischen der Religion wegen bedrängt, so nimmt sie der Churfürst von Sachsen in Schutz. Wenn sich Herzog Johann Christian zu Liegnitz und Brieg, als Oberhauptmann in Schlesien, seinem Erbieten nach, innerhalb 6 Wochen zum Beitritt zu diesem Accorde versteht, so wird er mit in denselben eingeschloßen; aber Markgraf Johann George zu Brandenburg als Herzog zu Jägerndorf wird davon ausgeschloßen, weil er als Generalißimus Friedrichs V. vom Kaiser in die Acht erkläret war.

Der

Der Kaiser versprach hierauf den Ständen, daß alles, was dieser Accord in sich enthielte, auf das unverbrüchlichste sollte gehalten und gehandhabt werden, welches aber späterhin zum Theil sehr in Vergessenheit gerieth. — August 21. October 22.

Neunzehnter Februar.

1743. Errichtung der städtischen Feuer-Societät.

Eine der größten Wohlthaten, wodurch sich bald im Anfange die preußische Regierung für Schlesien auszeichnete, war die Errichtung der städtischen Feuersocietät. Feuersbrunst war sonst für den, welchen sie traf, ein Unglück, wovon er sich oft zeitlebens nicht mehr erholte. Heut ist das anders und wofern der Abgebrannte auf dem Schutthaufen nicht mehr bejammert, als seine eingeäscherten Gebäude, so hätte er beym Blick in die Zukunft mehr Ursache sich zu freuen, als die Hände zu ringen. Wie manches niedliche Wohnhaus steigt jährlich aus der Asche einer elenden Hütte auf und der Eigenthümer könnte die Flamme mit mehrern Recht einen Segen Gottes als eine Zornruthe des Höchsten nennen. Wenigstens steht es in der Macht eines jeden Hausbesitzers, sein Eigenthum gegen einen mäßigen jährlichen Beitrag für Brandschaden zu sichern. Man kann mit Wahrheit sagen, daß die Feuer-Societät Epoche für die Verschönerung des Landes machte und die Herrlichkeit einer vortreflichen Polizey erscheint in ihr in ihrem glänzendsten Licht. Oder sollten wohl viele Abgebrannte im

Lan-

Lande bettelnd umher irren und mit Grund der Wahrheit klagen können, daß sie die Flamme von Haus und Hof vertrieben hat?

Ehedem war das freilich sehr häuffig der Fall. Aber seitdem sämtliche schlesische Acciſtädte, Breslau ausgenommen, in Verbindung zur Feuersicherheit traten, kommt er so leicht nicht vor. Besage der Königl. Declaration hatte diese Societät zum Zweck: „die Wiederaufhelfung unglücklicher Leute, worunter die mehrsten bey erlittenen Feuerschaden um all das Ihrige kommen, in den bejammernswürdigsten Zustand gerathen, und nicht vermögend sind, die eingeäscherten Gebäude wieder zu erbauen, durch dergleichen gemeinschaftlichen Beytrag aber zu Wiederaufbauung derselben bey Brod und Nahrung auch im Lande erhalten werden, da sonst auch öfters die arbeitsamsten Bürger den Bettelstab würden ergreifen und mit den Ihrigen dem Lande zur Last fallen müßen.“ Allerdings wurde also nicht nur das Vermögen eines jeden an Häusern und Gebäuden dadurch gesichert, sondern auch die Hypotheken, die der Capitalist darauf nimmt, außer Gefahr gesetzt. Und wer kann den Vortheil berechnen, den der gewerbtreibende Bürger dadurch erhielt, daß er die auf Sicherheit entliehnen Gelder nun desto besser in seiner Handthierung verwenden konnte!

Der Monarch gab außerdem sein Königliches Wort und die gnädigste Versicherung, daß keine Feuersocietäts-Gelder eher, als nachdem in einer aßociirten Stadt ein Brandschaden wirklich geschehen und solcher in Taxe genommen worden sey, jemals gesamlet werden sollten. Auch sollte das zu-

sam-

sammen zu bringende Quantum vor die Abgebrannten niemals höher, als der Brand-Schaden taxiret geworden und die Abgebrannten ohne einigen Abzug wirklich bekommen hätten, ausgeschrieben und darüber Rechnung abgelegt werden.

Weiter heißt es: „Folglich fallen alle bey dergleichen Geldausschreibungen sonst nicht ungewöhnliche Mißbräuche völlig weg, und soll, wegen aller bey dem Werke vorkommenden Arbeit nicht das allergeringste weder an Salarien, noch Discretionen, oder andern Ausgaben, wie die auch Namen haben mögen, paßiret und gestattet werden, sondern sowohl von denen die Taxe des Brandschadens aufnehmen, als nach der bey der Kriegs- und Domainen-Kammer zu fertigenden Subrepartition die Collectur besorgenden Steuerräthen, Accise- und Magistratsbedienten, alles lediglich ex officio geschehen und bearbeitet werden."

Wie ungerecht, trotz dieser Königlichen Versicherung, dennoch der Verdacht mancher Mißtrauischen war und hin und wieder wohl heute noch ist, darüber hat eine mehr als funfzigjährige Erfahrung dermaßen entschieden und entscheidet noch täglich, daß es sehr überflüßig wäre, gegen diese Versündigung an die Regierung noch ein Wort zu reden. Wen der Augenschein und das Zeugniß so vieler tausend Abgebrannten und Wiederaufgeholfnen nicht überführt, bey dem ist Hopfen und Malz zur bessern Ueberzeugung verloren.

Zwanzigster Februar.

1153. Peter der Däne stirbt.

Mit der Laterne der Kritik in der Hand erblickt man in der Geschichte Peter Wlasts oder des Dänen freilich manchen Umstand, welcher verräth, daß sie im Ganzen kein Evangelium sey. Da es aber nach fast tausend Jahren schwer auszumitteln ist, wie viel oder wie wenig falschen Beisatz sie enthalten möge, so gebe ich auf Treu und Glauben der alten Historiker wieder, was sie von diesem um das Vaterland unsterblich verdienten Manne erzählen.

Schlesien war damals ein Antheil von Pohlen, über welches Boleslav Krzyvousti herrschte. Durch große kriegerische Thaten hatte sich dieser Regent so berühmt gemacht, daß sein Hof einer der glänzendsten war und von vielem ausländischen Adel besucht wurde, die an demselben das Licht ihrer ritterlichen Thaten in Turnieren und Lanzenbrechen schimmern ließen. Boleslavs ausgebreiteter Ruf hatte auch einen jungen dänischen Grafen, Peter Wlast, dessen Vater Schatzmeister des Königs in Dännemark war, herbey geführt. Mit Empfehlungsschreiben des Königs von Dännemark, Erichs II. versehen, wurde der junge Graf mit großer Auszeichnung an Boleslavs Hofe aufgenommen. Mehr aber noch empfahl er sich selbst durch seine persönlichen Verdienste. Durch seinen tief eindringenden Verstand, sein gefälliges Benehmen und sein Anschmiegen an den pohlnischen Hof wurde er in kurzem der unentbehrliche Liebling desselben. In kurzem redete er die Landessprache so gut und nahm

fol-

solchen innigen Antheil an den polnischen Staatsangelegenheiten, als ob er ein eingeborner Pohle gewesen wäre. Boleslav gewann ihn so lieb, daß er ihn nicht mehr von sich lassen wollte und um ihn an sich und sein Land zu fesseln, schenkte er ihm viele Schlösser, Städte, Marktflecken, Dörfer und Güter und unter andern die Stadt Skrzyn mit der dazu gehörigen Grafschaft, wovon er auch den Namen Graf von Skrzyn führte. Er heyrathete dann die Tochter des rußischen Herzogs Wlodimir, Namens Maria.

So blühte Petern das Glück in Pohlen, aber nicht minder auch in seinem Vaterlande. Hier war König Erich von seinem Bruder Abel getödtet worden und hatte einen großen geheimen Schatz hinterlassen, wovon aber niemand etwas gewust haben soll, als Peters Vater, weil er Schatzmeister des ermordeten Königs gewesen war. Ein abgesendeter geheimer Bothe an den Sohn berichtete ihn von der Lage seines Vaterlandes und daß es nicht unmöglich wäre, diesen verborgnen Schatz nach Pohlen zu bringen, wenn er mit hinlänglicher Macht seines Herrn Boleslavs in Dännemark erschiene. Peter theilte die Nachricht demselben mit und dieser gab sogleich Befehl in Danzig eine Flotte auszurüsten, auf welcher er von Petern und einem ansehnlichen Kriegsheere begleitet, im Jahr 1124 absegelte und in Dännemark landete. Das ganze Land gerieth über die Erscheinung der Flotte in Aufstand. Doch zu schwach, es mit dem bewaffneten Königreiche aufzunehmen, machte Peter unter seinen Landsleuten weislich bekannt, daß er nur gekommen sey, um den Tod des ermordeten Königs, der sein und seines Vaters Freund gewesen sey, zu rächen. So

theilte er die Gemüther seiner Landsleute und nun ward es den Pohlen leicht, sich der vestesten Plätze Dännemarks zu bemächtigen. Da es aber nur auf die Erbeutung des geheimen Schatzes abgesehen war, welcher von Peters Vater ohne Verzug auf die Flotte geschaft wurde, so segelten die Pohlen, nachdem der Brudermörder aus dem Lande geflohen war, wieder ab und überließen es den Dänen, sich einen andern König zu wählen. Peters Vater und seine nächsten Verwandten kamen auf diese Weise mit nach Pohlen.

Mit diesem dänischen Zuge mag es freilich nicht so ganz seine historische Richtigkeit haben. Aber daß Peter Geld aus Dännemark gezogen habe, scheint außer Zweifel zu seyn. Genug, er hatte dessen jetzt so viel, daß er mit dem Herzoge Boleslav nicht wuste, was sie mit den schweren Summen anfangen sollten. Peter that den Vorschlag, davon lauter große und maßive Kirchen zu bauen. Boleslav war damit zufrieden und so wurden ihrer nicht weniger als sieben und siebzig aufgebaut. Und damit sie nicht so mutterselig allein ständen, so wurden ihnen zum Theil noch Klöster und Stiftungen, mit reichen Einkünften versehen, beygesellt. Auch Schlesien hatte als eine pohlnische Provinz seinen Theil daran und besitzt die redenden Denkmale von Peters Reichthum und Schenkungen noch bis auf die gegenwärtige Stunde.

Weil aber diese Kirchenbauungen doch eine Art von Büßung gewesen zu seyn scheinen, der Peter theils wegen des geraubten Schatzes, theils wegen einer andern Ungerechtigkeit sich unterziehen zu müßen glaubte, so müßen wir auch dieser letztern noch erst gedenken. Zwischen Boleslav und den rußi-

schen

schen Fürsten, an deren Spitze ein gewisser Wladarides stand, drohte ein Krieg auszubrechen. Boleslav berathschlagte mit seinen vornehmsten Rittern über den Plan des bevorstehenden Krieges. Peter trat in der Versammlung auf und machte sich anheischig, daß er es auf sich nehme, dem Kriege vorzubeugen. Ohne sich über seinen Plan zu erklären, weil er ein tiefes Geheimniß bleiben müßte, wenn er glücken sollte, gieng er mit dreyßig auserlesenen Rittern nach Rußland, wo Peter wegen seiner russischen Gemahlin wahrscheinlich nähere Verbindungen hatte. Selbst seiner Begleitung verhehlte er, was eigentlich sein Anschlag sey.

Peter kömmt in Rußland an und giebt vor, daß er den pohlnischen Hof Boleslavs wegen der unerträglichen Grausamkeit dieses Fürsten verlassen habe und mit seinen bey sich habenden Rittern eine Zuflucht beym Wladarides suche. Dieser ahndete keine Verrätherey und nahm Petern und sein Gefolge mit Freuden auf. Auf einer Jagdparthie, der Peter mit seinen Rittern beywohnte, zog er die Larve ab, überfiel den Wladarides bey der Tafel, zog ihn mit den Haaren vom Tische, warf ihn zur Erde, band ihn und eilte mit seinem Gefangenen nach Pohlen, wo er ihn Boleslavs Händen überlieferte. Nach einem solchen Dienste glaubte Boleslav Petern nicht hoch genug ehren zu können und kam allen Wünschen desselben zuvor. Der dänische Graf wurde zum Landshauptmann über ganz Schlesien ernannt und von nun an greift sein Leben in die schlesische Geschichte ein.

Waren es Gewissensbisse besonders über die letzte Verrätherey oder nach andern eine aufgelegte Büßung des Pabstes, vermöge deren Peter sieben

Kir-

Kirchen bauen sollte, das bleibt dahin gestellt. Genug, Peter kam nunmehr auf den Geschmack Kirchen zu bauen und dieser Baugeist scheint bey ihm Leidenschaft geworden zu seyn. Unter seinen weitläuftigen Länderbesitzungen, gehörte auch der Zobtenberg und die umliegende Gegend. Peters Vater, der ihm aus Dännemark gefolgt war, wählte sich das Schloß auf dem Zobtenberge, theils wegen der herrlichen Aussicht, theils wegen der Sicherheit desselben, zur Wohnung. Peter baute auf dem Berge vor dem Schlosse noch eine Kirche und lies zur Besorgung des Gottesdienstes Geistliche aus Arras in Brabant kommen, welche ihm der Hofcaplan seiner Gemahlin, der von daher gebürtig war, besorgte. Wie beträchtlich der Umfang dieser Gebäude auf dem Zobtenberge gewesen seyn muß, sieht man noch heut an den Spuren der Ringmauer, welche unterhalb der bekannten Quelle auf demselben besonders auf der Morgenseite durch eine fortlaufende Reihe Steine sichtbar sind. Zur Unterhaltung der Geistlichen wurden ihnen mehrere um den Zobten liegende Dörfer angewiesen. Auch baute er am Fuße desselben die Kirche zu Gorkau und die Kirche auf dem Sande zu Breslau. Wegen der rauhen Luft auf dem Berge, begaben sich späterhin die Geistlichen erst nach Gorkau und zuletzt auf den Sand nach Breslau. Die Fundation des berühmten Sandstiftes in Breslau ist also Peters Werk und er würde schon hierdurch um Schlesien unvergeßlich seyn. Aber auch die ehemalige Kirche zu St. Vinzenz, wie auch die Kirche zu St. Aegidii und die Martinskirche auf dem Dom verdanken ihm ihr Daseyn. Die Kirche zu St. Michael fieng er auch an zu bauen, und sein Schwiegersohn Jaxa, Fürst von Serbien vollendete sie.

Die-

Dieser fromme Baugeist konnte indessen den guten Peter nicht vor den Schlägen des Unglücks schützen. Mit dem Absterben seines großen Gönners Boleslavs verblühte auch sein Glück. Pohlen wurde unter die vier Prinzen desselben getheilt, unter welchen es deswegen zu blutigen Kriegen kam. Peter machte dem ältesten Sohne seines Herrn, dem Herzoge Wladislav, darüber väterliche Vorstellungen, wodurch er die Gunst und Gnade desselben verlor. Wladislav besorgte, Peter, als der reichste Unterthan, möchte sich zu seinen Brüden schlagen und seine herrschsüchtigen Plane vereiteln, welches Mißtrauen er den Grafen ziemlich merklich fühlen ließ. Er wurde von seiner Gemahlin Adelheit, der Peters Ansehen ein Dorn im Auge war, noch mehr gegen ihn aufgehezt und so glühte das Feuer schon eine geraume Zeit unter der Asche, bis es bey folgender Gelegenheit zum Ausbruch kam.

Peter befand sich mit dem Herzoge Wladislav auf der Jagd. Sie verfolgten beide ein Wild bis in einen abgelegnen dicken und großen Wald. Vergebens suchen sie sich heraus zu finden; die Nacht überfällt sie. Müde und erschöpft bleibt ihnen nichts übrig, als hier zu übernachten. Sie machen sich ein Feuer und bereiten sich von dem gefällten Wilde eine Mahlzeit. Statt des Weines labten sie sich von dem zusammengeballten Schnee und legten sich dann vertraulich neben einander hin. Wie sie so lagerten, unterhielten sie sich von den Hofbequemlichkeiten, scherzten über ihre Waldtafel und über ihr hartes Lager. Ja Peter, sagte Wladislav, deine Frau wird jetzt mit dem Abt weicher liegen, als wir diese Nacht. Gewiß, erwiederte dieser, so wie die Eure mit dem deutschen Ritter.

Die-

Dieser hingeworfne Funke zündete in Wladislavs Brust. Seine Gemahlin Adelheit stand in ziemlich lautem Verdacht eines vertrauten Umgangs mit dem deutschen Ritter Dobies. Doch verbiß er seinen geheimen Groll, kam aber Tages darauf in der übelsten Laune auf seinem Schloße an. Adelheit eilte ihm freudig entgegen, merkte aber bald aus dem Betragen ihres Gemahls, daß er über irgend etwas bedeutendes brüten müße. Auf ihr liebkosendes Fragen, warum er so verändert und was ihm denn begegnet sey? erhielt sie zur Antwort: nichts! Aber sie hätte kein Weib seyn müßen, wenn sie nicht alles aufgebothen hätte, um hinter das Geheimniß zu kommen. Wladislav konnte ihren Liebkosungen nicht lange widerstehen und erzählte endlich alles, was er mit Graf Petern gesprochen hatte. Ein beleidigtes Weib, eine an ihrer Ehre und Keuschheit gekränkte Fürstin und keine Ahndung, keine Rache? guter Peter! das hättest du leicht denken können. Du aber glaubtest Scherz mit Scherz erwiedern zu dürfen und der Verläumdung deines frommen unverdächtigen Weibes eine andre Richtung geben zu müssen.

Adelheits Brust kochte von nun an Rache. Sie suchte ihren Gemahl dahin zu bewegen, daß sie ihm vorspiegelte: so lange Peter lebte, würde er nie zur völligen Herrschaft über Pohlen und seiner Brüder gelangen. Durch ihre Creaturen erweckte sie beim Herzoge den Verdacht; daß Graf Peter eine Empörung erregen und den Herzog stürzen und mit Gift vergeben wolle. Wladislav war schwach genug, dem Verdacht Gehör zu geben, nur war er unentschloßen, wie er eigentlich dem Grafen unter einem scheinbaren Vorwand zur Strafe ziehen sollte. Doch

dafür sorgte die rachsüchtige Herzogin. Sie vertraut sich ihrem Kammerherrn, dem Ritter Dobies, und dieser übernahm von Selbstrache gespornt, den Auftrag, die ihm und der Herzogin angethane Beschimpfung an dem Graf Peter zu rächen. Es fehlte nur noch an einer schicklichen Gelegenheit dazu und diese führten die Zeitumstände herbey.

Peter wollte eben seine Tochter mit Jaxa, Fürsten von Serbien, vermählen. Zahlreiche Gäste versammelten sich dazu in Breslau. Die angekündigten Turniere zogen auch fremde Ritter herbey. Unter diesen erschien auch Dobies mit einer Begleitung, welchen Peter freilich am wenigsten erwartet hatte. Doch nahm er ihn als Gast und Vertrauten seines Herrn auf und behielt ihn, nichts Böses ahndend, bis spät in die Nacht bei sich. Bald bey seinem Eintritt ins Zimmer eröffnete Dobies dem Peter, daß er mit wichtigen Aufträgen des Herzogs käme, wovon sie aber morgen bey mehrerer Muße mit einander sprechen wollten. Dobies, der vielleicht nur die Gelegenheit des Hauses hatte erkunden wollen, wünschte ihm dann gute Nacht, gieng in seine Herberge, nahm seine dazu bestellten Leute mit sich und kam mit ihnen vor Tages Anbruch auf Peters Schloß. Als Abgeordneter des Herzogs wurden ihm ohne Verzug die Thüren geöffnet und die ersten, die ihm in den Wurf kamen, war Roger, des Grafen Hauptmann und sein Sohn Aegidius; welche beide er sogleich gefangen nahm.

Peter ruhte noch im Bette. Aufgeschreckt durch den Lärm im Schloße, sprang er heraus in eben dem Augenblick, wo Dobies mit seinen Bewaffneten in das Schlafgemach trat. Er wurde sogleich gefesselt und in der größten Stille aus Breslau auf

ein

ein Schloß geführt und gefänglich verwahrt, wo er so lange bleiben sollte, bis Wladislav über sein Schicksal entschieden haben würde. So wurde das Lustspiel der Vermählungsfeyerlichkeit in ein klägliches Trauerspiel verwandelt.

Dobies erschien vor dem Herzoge und Adelheiden, berichtete die ausgeführte That und begehrte fernere Verhaltungsbefehle in Ansehung seines Gefangnen. Wladislav kämpfte einen schweren Kampf zwischen Gerechtigkeit und Leidenschaft. Peters Unschuld, seine Verdienste um den Staat, die Achtung und Freundschaft, die Boleslav ihm erwiesen hatte, das alles sprach laut für ihn. Nicht minder laut und nachdrücklich die Fürbitten vieler Bischöffe und Standespersonen. Wladislav wankte und hätte er seinem Gefühl für Pflicht und Wahrheit folgen dürfen, so hätte er sich als ein Mann mit Ehren aus diesem Kampf mit sich selbst gezogen. Allein von der andern Seite drang Adelheit, seine Gemahlin, mit allen weiblichen Künsten, durch welche ein Männerherz verführt wird, auf ihn ein. Sie bat, sie drohte, sie schwur, ihn nicht mehr für ihren Gemahl zu erkennen und sich von ihm zu trennen, woferne er ihre gekränkte Keuschheit an Petern nicht rächte. Wladislav war schwach, gab nach und Peter wurde das Opfer der Rachsucht eines beleidigten Weibes. Sie entriß ihrem Gemahl den Befehl, den Dobies nur zu treu vollführte, daß der Henker Petern die Augen blenden und die Zunge heraus reißen mußte. So wurde der unglückliche Graf ins Elend gewiesen.

Die Gerechtigkeit des Himmels übernahm seine Rache. Nicht lange hernach wurde Wladislav nebst Adelheit von seinen eignen Brüdern aus dem

Lan-

Lande gejagt und der Regierung entsetzt. Peter wurde von ihnen wieder in seine Güter eingesetzt und benuzte den Ertrag derselben zur Bereicherung der von ihm gebauten Kirchen und Klöster. Er folgte seiner Gemahlin, die im Jahr 1150 gestorben war, den 20ten Februar 1153 im Tode nach und beide Leichen fanden ihre Ruhestäte in der von ihm erbauten und späterhin eingerißnen St. Vinzenzkirche bey Breslau.

1352. Peterspfennig wird eingeführt.

Den Peterspfennig nannte man eine Art von Kopfsteuer, die jährlich von jeder Person an die päbstliche Kammer nach Rom bezahlt wurde. Diese Abgabe war ursprünglich in Pohlen üblich gewesen, aber die schlesischen Herzoge weigerten sich schlechterdings, ihre Unterthanen damit zu belasten. Als aber Herzog Heinrich II. zu Glogau eine Blutsfreundin heirathete und dazu der päbstlichen Dispensation bedurfte, so erkaufte er solche mit der Einführung des Peterspfennigs in seinen Landen. Dies geschah schon 1323. Aber die übrigen Herzoge wollten sich durchaus dazu nicht bequemen. Der Pabst that wegen dieser Weigerung die übrigen schlesischen Herzogthümer in den Bann, welches sie aber wenig achteten. Die Stadt Breslau machte zwar zu Rom Gegenvorstellungen, auf welche aber keine Rücksicht genommen wurde. Endlich unterwarf sie sich 1343 dieser päbstlichen Auflage und eben das that Bolko von Schweidnitz den 20ten Februar 1352. Wie lange diese Kopfsteuer gedauert und wann sie aufgehört habe, ist unbekannt.

Ein

Ein und zwanzigster Februar.

1476. Herzog Heinrich XI. zu Glogau stirbt.

So wenig bedeutend das Leben dieses Regenten, weil er blöden Verstandes war, ist, so merkwürdig wurde sein Tod. Er starb kinderlos und die Ansprüche, welche nun theils sein Neffe Herzog Hans zu Sagan, den Mathias, König von Ungarn unterstützte, theils Markgraf Albrecht zu Brandenburg, als Schwiegervater des Verstorbenen, theils König Vladislav von Böhmen auf das erledigte Herzogthum machten, erregten einen blutigen Krieg. Heinrich hatte seine 16jährige Wittwe Barbara von Brandenburg, die er mit 12 Jahren geheirathet hatte, zur Erbin seiner Lande im Testament eingesetzt, weswegen ihr Vater Albrecht sie mit aller Macht in ihrem Recht zu schützen suchte. Um dies noch nachdrücklicher thun zu können, verlobte er die herzogliche junge Wittwe, seine Tochter, mit König Wladislav in Böhmen, so daß nun beide, Schwiegervater und Schwiegersohn, ein gemeinschaftliches Interesse hatten. Sie rüsteten sich zum Kriege. Aber Wladislav war in anderweitige Streitigkeiten verwickelt und da seine Truppen im Schweidnitzischen geschlagen und zerstreut wurden, so kümmerte er sich nicht weiter um die glogausche Erbfolge und die Last des Krieges ruhte einzig und allein auf dem Churfürsten Albrecht, gegen den Hans von Sagan mit glücklichem Erfolge kämpfte und bis nach Frankfurth vordrang. Nachdem Glogau fünf Jahre hindurch der Zankapfel gewesen war, um welchen sich Hans und Albrecht stritten, so blieb er in dem durch Kö-

nig Mathias von Ungarn vermittelten Frieden 1481 dem Herzog Hans als Eigenthum. Doch auch Albrecht gieng nicht leer aus, sondern bekam die Gebiete Kroßen, Zillichau und Sommerfeld als eine Entschädigung für Heinrichs hinterlaßne Wittwe Barbara. Auf diese Weise erhielt das Haus Brandenburg zuerst festen Fuß in Schlesien. —

September 22.

Zwey und zwanzigster Februar.

1296. Heinrich V. Herzog von Breslau stirbt.

Spricht nicht der matte Schimmer einer Kerze, die in Klostermauern ein Grabmal Tag und Nacht durch Jahrhunderte beleuchtet, mit einem gewissen Wehmuthsgefühl an jedes weiche Herz? Ist das Flämmchen nicht Widerschein vom Charackter desjen, der durch eine solche Stiftung aus dem Grabe in die späte Nachwelt zurückdämmert? So brennt heute noch Heinrichs V. Kerze im jungfräulichen Klarenkloster zu Breslau und milde, wie ihr Glanz, war auch sein Herz. Er hat es um Breslau wohl verdient, daß heute noch die späte Dankbarkeit ihre Andacht mit dem wöchentlichen Gebet, was die Nonnen an seinem Grabe verrichten müßen, vermische. Um sie dazu auf ewige Zeiten zu verpflichten und seine Kerze nie erlöschen zu lassen, schenkte er dem Stifte zu St. Clara das Dorf Wilschowitz bey Jordansmühle. Unter den Regenten seiner Zeit erscheint kaum einer von einer so gutmüthigen und liebenswürdigen Seite, und doch war er

so

so unglücklich! (Januar 30. October 9.) Wer seine Leiden kennt, kann noch heut nicht ohne Rührung seinem Grabmale im gedachten Kloster nahen und wird theilnehmend sagen: im Leben und noch auf dem Sterbebette ward dein gutes Herz gekränkt und hier erst fandest du Ruh!

Sein Vorgänger Heinrich IV. starb kinderlos und scheint es den Breslauern überlassen zu haben, sich den Würdigsten unter seinen Verwandten zum Nachfolger und Herrn zu wählen. Sie warfen sich diesem Heinrich, mit dem Zunamen der Dicke, wegen seiner Größe und Wohlbeleibheit also benannt, in die Arme. Als Herzog von Liegnitz wurde er nunmehr auch Herzog von Breslau. Heinrich wußte dies ihm geschenkte Zutrauen gehörig zu würdigen und machte bald nach Antritt seiner Regierung ein Edict bekannt, worin er sagte: daß, weil er nächst Gott durch die Breslauschen Bürger und Landstände das Fürstenthum Breslau erhalten habe, so bestätige er bey seinem Eide, um Wohlthat mit Wohlthat zu vergelten, alle Schenkungen, Zulaßungen, Rechte und Freiheiten, welche Breslau von seinen Vettern und Wohlthätern erhalten habe. Besonders das Meilenrecht, daß keine Kaufkammern, keine Krame, keine Becker, keine Schuster, keine Fleischer, kein Kretscham, keine Handwerker innerhalb einer Meile zum Nachtheil der Breslauer seyn sollten. Und damit auch sein Erben oder Nachfolger diese Bestätigung zum Nachtheil der Stadt nicht brechen könnten, so machte er sie ebenfalls durch einen Eid dazu verbindlich. Sollten aber dennoch von ihm oder seinen Erben und Nachfolgern aus Unwissenheit oder Vergessenheit Privilegien oder Schenkungen zum Schaden der Stadt ertheilt werden, so erklärt

klärt er dieselben für ungültig und nichtig wegen seines geleisteten Eides. Breslau den 22ten Jul. 1290. Auch verewigte er sich dadurch, daß er zur bessern Vertheidigung Breslaus gegen feindliche Angriffe die Olau um die Stadt leitete. Er starb den 22ten Februar 1296 zu Liegnitz und wurde seinem letzten Willen gemäß nach Breslau geführt und in die Klosterkirche zu St. Clara begraben.

Drey und zwanzigster Februar.

1539. Heinrich XI. zu Liegnitz geboren.

Heinrichs Vater, Friedrich III. Herzog zu Liegnitz, liebte den Trunk und wurde vom Kaiser seiner üblen Wirthschaft wegen der Regierung entsetzt. Er hatte einen so unerträglichen Rausch, daß sein ältester Sohn Heinrich an die Landstände ein rührendes Schreiben erließ, worin er ihnen seine traurige Lage bey seinem Vater schilderte und sie um guten Rath ersuchte. Die Stände und das ganze Land waren nicht weniger unzufrieden mit dem Vater als der Sohn, ermahnten ihn zum kindlichen Gehorsam und fleißig zu beten, welches sie auch zu thun versprachen, in der tröstlichen Erwartung, daß Gott das Herz des alten Herrn noch auf beßre Wege lenken würde. Hieraus ersah Heinrich, daß er Gehör bey den Ständen finde und da er beym Rausche seines Vaters oft grobe Mißhandlungen erdulden muste, und seines Lebens fast nicht sicher war, so machte er sich dessen einstmalige Abwesenheit von Haynau, wo der Vater aus Unwillen gegen die

Lieg-

Liegnitzer residirte, zu Nutz und erschien unvermuthet als ein Flüchtling von 19 Jahren in Liegnitz. Der kaiserliche Hauptmann, welcher hieher gesetzt war, um eine Art von Aufsicht über die unbesonnene Regierung des alten Herzogs zu führen, nahm ihn mit offnen Armen auf und versicherte ihn seines Schutzes. Auch der Rath von Liegnitz erschien auf Begehren vor dem jungen Prinzen und gab ihm die Versicherung, daß er von Seiten der Stadt auf keinen Fall etwas nachtheiliges zu besorgen hätte. Um es mit der aufgehenden Sonne nicht zu verderben, verehrte ihm der Magistrat noch 60 Rtl. als ein geheimes Reisegeld. Da der alte Herzog bey seiner Nachhausekunft den jungen Vogel ausgeflogen fand, so tobte er gewaltig und sendete zu mehrern malen seine Räthe an den Prinzen, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Aber Heinrich entließ sie alle mit dem kurzen Bescheide: „der Herr Vater wolle sich seinetwegen nicht kümmern; er habe lange genug inne gesessen und müsse sich nun eine Weile in der Welt umsehen.“ Er säumte doch aber nicht lange zu Liegnitz und gieng in der folgenden Nacht zu seinem Onkle nach Brieg, der ihn auch willig aufnahm. Endlich wählte er den sichersten Zufluchtsort und gieng gerades Wegs an den Hof Kaisers Ferdinands I. nach Wien.

Der joviale und gewandte Prinz erlangte die Gunst des Kaisers bald in einem hohen Grade und würde es darin noch weiter gebracht und sich länger erhalten haben, wenn er seinem lutherischen Glauben weniger treu gewesen wäre. Es war damals noch herrschende Sitte, daß die christlichen Religionspartheyen auf alle nur mögliche Weise um Proselyten und Anhänger warben. Reiche und vornehme Prinzeßinnen wurden

dem

dem jungen feurigen Jünglinge als Preis seiner Bekehrung in der Ferne gezeigt, aber er drückte die Augen zu und blieb lutherisch. Schon das kühlte die Wärme der Kaiserlichen Gnade gegen ihn um ein merkliches ab, und sie erkaltete fast ganz, als der Prinz durch seinen Religionseifer bey folgender Gelegenheit auffallend anstieß. Ferdinand veranstaltete zum Andenken seines verstorbenen Bruders Carls V. eine prächtige Procession und feierliche Exsequien. Heinrich trug auf dem Zuge dem Kaiser das Schwerdt vor. Als es aber zur Messe kam, legte er es hin, entschuldigte sich herzhaft mit seinem Glauben und gieng davon. Das machte freilich großes Aufsehen und die Folgen davon konnten nicht außen bleiben. Sie zeigten sich bald. Noch desselben Tages wollte Prinz Heinrich als Mundschenk dem Kaiser bey der Tafel das Handtuch reichen. Der Kaiser riß es ihm zornig aus der Hand und ließ die bittern Worte fallen: „Herzog von Liegnitz, wollt ihr Gott nicht dienen, so sollt ihr uns auch nicht dienen.“

Heinrich war lange genug am Hofe gewesen und mochte auch wohl den Kaiser hinlänglich kennen, um zu wissen, daß sein Glück von nun an hier weiter nicht blühe. Er verbeugte und entfernte sich. Des folgenden Tages beurlaubte er sich bey Kaiserlicher Majestät, welche ihn aber doch mit ihrem Bildniß an einer goldnen Kette hängend und mit einem stattlichen und wohl gezierten Roße beschenkte, und ihn unter Versicherung aller kaiserlichen Gnade entließ.

Während Heinrichs Aufenthalt zu Wien war es unterdessen mit der Staatswirthschaft seines Vaters so arg und durch seine thörichte Verschwendung die

Schuldenlast so groß geworden, daß ihm der Kaiser nicht nur den wenigen Antheil, welchen er noch an der Regierung gehabt hatte, nehmen, sondern ihn auch gänzlich absetzen und sogar in gefängliche Haft bringen ließ. Die Regierung wurde Heinrich, als seinem ältesten Sohne unter den Bedingungen übertragen, daß er seine Mutter, Bruder und Schwestern unterhalten, des Vaters Schulden so viel möglich bezahlen, alle Pracht vermeiden, in der Religion und Gottesdienst keine Aenderung vornehmen, und wenn er am Kaiserlichen Hofe gegenwärtig wäre, sich Ihrer Kaiserlichen Majestät Kirchen nicht entschlagen sollte. Eine Hälfte dieser Bedingungen, nemlich seine Familie zu unterhalten und die väterlichen Schulden abzutragen, war bey Zerrüttung der fürstlichen Finanzen schwer zu erfüllen, und die andere Hälfte, als protestantischer Fürst die katholischen Kirchen in Wien zu besuchen so demüthigend für ihn, daß er sich schämte, dem Rath zu Liegnitz solche auf seine Bitte mitzutheilen. Dazu kam noch, daß ihm zur Pflicht gemacht war, in wichtigen Angelegenheiten ohne Zuziehung des Bischofs zu Breslau und Herzogs George zu Brieg, nichts zu unternehmen. Obenein mußte er gewissermaßen der Gefangenwärter seines eingekerkerten Vaters seyn, der in einem Zimmer seines Schlosses aufbewahrt wurde und den regierenden Sohn auf mancherley Weise kränkte, so daß er ihm sogar ein Pasquill auf ihn und seinen Hofprediger auf die Kanzel legen ließ.

Alles vereinigte sich, ihm diese Verhältnisse zu verleiden. Dazu kam obenein noch eine unglückliche Ehe, die er mit Sophien, des Markgrafen Georgs zu Anspach Prinzeßin Tochter, im Jahre 1560 schloß.

schloß. Doch zeigte Heinrich durch Thatsachen, daß er fest entschlossen wäre, seinem Hause und seinem Lande wieder aufzuhelfen. Er schränkte den Hofstaat ein, besetzte die Aemter mit einheimischen und würdigen Landskindern, hörte jedermann geduldig an, gab liebreichen Bescheid und saß selbst in der Kanzley bey Justizsachen. Er las die Bitten selbst, resolvirte schleunig, liebte Recht und Gerechtigkeit, schützte, bestätigte und vermehrte die Privilegien des Landes und der Städte, besuchte fleißig die Predigten an Son- und Wochentagen, duldete keinen Flucher und Gotteslästerer und nahm seine Landwirthschaft so wahr, daß er die Anzahl seines Viehes, Aussaat und Erndte auf seinen Vorwerken genau wuste. Dabey besuchte er öfters seinen Vater, dem er Wein aus seinem Keller schickte, bey welcher Gelegenheit Vater und Sohn sich nicht selten bezechten.

Doch dünkte auf die Länge dieser eingeschrenkte Wirkungskreis Heinrichs kühnem Geiste zu enge, wozu noch kam, daß ihm seine häusliche Lage durch seine Gemahlin ganz zuwider wurde. Er gieng häufig mit einem großen Hofstaat auf Reisen, zog im römischen Reich mit großen Pomp umher und trat ganz in die Fußstapfen seines Vaters. Die nächsten Folgen davon waren, daß er mit seinen Einkünften nicht auslangte und Schulden machte. Seine Mutter und sein jüngerer Bruder Friedrich IV. erhielten den angewiesenen Unterhalt nicht mehr und in seiner Abwesenheit wurde das Murren über sein kostspieliges Umherschweifen allgemein. Wozu treibt Geldnoth den Menschen nicht! Heinrich suchte von seinen Unterthanen mit Gewalt zu erpressen, was

sie mit Güte nicht geben wollten und erregte dadurch gegen sich große Beschwerden bey dem Kaiser.

Unterdessen war auch sein jüngerer Bruder Friedrich IV. mündig geworden, und sollte nach Kaiserlicher Anordnung Mitregent seines ältern Bruders im Fürstenthum Liegnitz seyn. Das war ganz gegen Heinrichs Plan. Er wollte alleinherrschend und unabhängig seyn. Sein Stolz erwachte, wenn er seine Blicke nach Pohlen, dem chemaligen Reich seiner Väter richtete. Hier regierte König Sigismund, alt und kinderlos. Heinrich kam auf die Gedanken, daß es wohl nicht unmöglich wäre, sein Nachfolger werden zu können und die Herrschaft seiner Väter wieder zu erlangen. Die Sache wurde von fernher unterbaut und Heinrich fand bald Anhänger unter den pohlnischen Magnaten. Der alte König Sigismund von Pohlen, war es zufrieden, daß ein Reichstag nach Lublin ausgeschrieben würde, um daselbst über seinen Nachfolger zu rathschlagen. Was der Mensch wünscht, das hoft er leicht. Um desto mehr, weil dem Herzoge ins Ohr geraunt war, daß, wenn er auf diesem Reichstage in Person als Gast erschien, so würde er seinen Zweck um desto sicherer erreichen.

Er machte sich darauf mit aller ersinnlichen Pracht und großem Gefolge auf den Weg nach Lublin, und unterließ nichts, um den Pohlen einen hohen Begriff von sich und seiner Macht beyzubringen. Sein Einzug in Lublin war wahrhaft königlich. Ohne die Menge Zugpferde hatte er achtzig berittne Roße mit sich, welche dergestalt mit gelben Federn und großen Federbüschen geschmückt waren, daß man die Pagen, welche sie ritten, von vornenzu nicht wohl sehen konnte, und jeder derselben hat-

te

te eine Panzerkette von tausend Ducaten am Halse, nebst silbernen Dolch und Schwerdt. Der ganze Zug blizte von Sammt und Seide, von Gold und Silber. Seine Aufnahme war nicht weniger königlich, denn der alte Sigismund schickte ihm zur Bewillkommung eine Gesandschaft auf 300 Pferden entgegen.

Heinrich glaubte die Gelegenheit bey den Haaren ergreiffen und jetzt nichts schonen zu müssen, um ein für allemal seiner Lage eine glänzendere Wendung zu geben. Er warf das geborgte Geld mit vollen Händen weg, überreichte dem Könige kostbare Geschenke, zwey Löwen *), ein krystallnes, mit Diamanten und Schmaragden besetztes Trinkgeschirr, köstliche Säbel, vergoldete Röhre u. s. w. Der König nahm das mit Dank an und zog den Herzog dafür nur einmal zu Tische, bewirthete ihn aber so kärglich, „daß auch der Herzog in seinem Losament täglich stattlicher speisen ließ, als damals der König." Die Königlichen Gegenpräsente waren eben so ärmlich und bestanden nur in zwey Zimmer Zobeln und zwey Zimmer Marder, und weiter nichts. Heinrich hätte schon hieraus abnehmen können, daß er wohl einen Fehlgriff nach der pohlnischen Krone thun würde, doch ließ er sich das nicht irren und hoffte durch verschwenderische Gastmahle und köstliche Saufgelage sich der Gemüther der pohlnischen Großen zu versichern. Für diesmal wurde indessen nichts entschieden und er kehrte auf Hoffnung besserer Aussichten mit einem vergeblichen Aufwande von 24000 Thalern zurück.

Nach

*) „Aus Kleinodien" sagt Thebes; nach Herrn von Schweinichen sind es aber lebendige in einem hölzernen Gegitter auf einem Wagen gewesen.

Nach dem Tode seines gefänglich gehaltnen Vaters muste Heinrich seinen Bruder Friedrich zum gemeinschaftlichen Mitregenten des Fürstenthums annehmen. Die Mißverständnisse zwischen ihm und seiner Gemahlin, welche gerechte Ursache hatte, auf eine gewisse Frau von Kitlitzin eifersüchtig zu seyn, wurden so groß, daß er einst der Herzogin mit den Worten: „du sollst wissen, die Frau Kitlitzin ist keine Hure," eine solche Maulschelle gab, daß sie davon taumelte. Diese Thätlichkeit kam ihm aber in der Folge so theuer zu stehen, daß sie ihn „in groß Jammer und Noth und um Land und Leute brachte," weil sein Schwiegervater, der Markgraf von Anspach, als der einzige, der ihn hätte retten können, ihn seinem Schicksale überließ. Obenein erwachten seine Gläubiger, und mahnten und drängten ihn von allen Seiten, so daß sein Zustand warlich nicht beneidenswerth war.

Er suchte ihn durch ein wüstes Leben, worin er immer tiefer sank, zu vergessen. Die Verzweiflung und der Hausunfriede trieb ihn zu sonderbaren Lustigkeiten. Fast ein ganzes Jahr hindurch besuchte er alle Abende vermummt einen Bürger nach dem andern in Liegnitz. Einer sah ihn gern, der andre nicht. Gemeiniglich waren vier Mönche und vier Nonnen; und der Herzog war allezeit als eine Nonne verkleidet und fuhr auch öfters in solcher Mummerey auf einem großen Wagen nach Goldberg und Haynau. Herren und Damen spielten verkehrte Welt, bey welcher Gelegenheit es mit Zucht und Ehrbarkeit so genau nicht genommen wurde. So vergaß sich Heinrich! so tief sank er! —

Daß

Daß ihn diese schaalen Vergnügungen bald anekelten, konnte nicht fehlen. Nun blieben ihm keine andere übrig als — Reisen. Auch nöthigten ihn die unabläßigen Mahnungen seiner Gläubiger und die sichtbare Unzufriedenheit der Landstände dazu. Der edle Fürst bequemte sich zu der Rolle eines Krippenreuters im heiligen römischen Reich; wollte bey allen Reichsfürsten und allen Reichsstädten Geld borgen und suchte sich auf die thörichte Weise dadurch Credit zu verschaffen, daß er allenthalben mit einem Dutzend Paukenschläger und Trompeter, die ihn begleiteten, eingezogen kam. Auch sprach er die Reichsfürsten um Beystand gegen seine Unterthanen an, die ihn bey dem Kaiser hart verklagt hatten. Sie entließen ihn mehrentheils mit einem dürftigen Geschenk und leidigen Vertröstungen ihrer Fürsprache in Wien. Indessen blieb er immer lustig und guter Dinge und ließ den Muth nicht sinken. „Es war Ihrr. Fürstl. Gnaden und unser Thun nur dieses, schreibt sein Hofmarrschall von Schweinichen, daß wir spatziren giengen, in die Kirchen, Zeug- und Provianthäuser, uns nach schönen Jungfern umsahen, soffen, spielten und guter Dinge waren.“

Man kann noch heute nicht ohne Wehmuth und inniger Theilnehmung die bittern und kränkenden Erfahrungen lesen, die er in diesem jämmerlich-lustigen Leben zu machen Gelegenheit hatte. In Nürnberg wollte er 4000 Gulden vom Stadtrath borgen, die ihm aber abgeschlagen wurden und zur Abreise verehrte man ihm, als Pflaster auf die Wunde, einen schönen Gaul und hundert Floren als Reisegeld. Der Herzog von Bayern war weichherziger,

borg-

borgte ihm tausend Thaler und seine Gemahlin schenkte ihm ein Kleinod von 500 Thalern an Werth. Höhnend und fast empörend war dagegen das Betragen des reichen Fuggers zu Augsburg gegen ihn. Er lud den Herzog ein, zeigte dem Geldarmen Fürsten aus grausamer Eitelkeit seine gewaltigen Reichthümer, einen Schatz von Kleinodien und Edelsteinen, den er selbst auf eine Million taxirte, schloß einen Kasten auf, worin 200,000 Gulden lagen, fürte ihn auf ein Thürmlein, welches von der Spitze an bis auf die Hälfte herunter mit lauter guten Thalern gedeckt war. Der Gelddurstige Heinrich war darüber entzückt bis in den dritten Himmel und meinte nun an den rechten Mann gerathen zu seyn, der seiner großen Geldnoth abhelfen könnte und würde. Er lies ihn um 4000 Thaler Vorschuß ansprechen, wurde aber höflich abgewiesen, mit der Entschuldigung, Fugger müsse sein vorhandnes Geld an den König von Spanien zahlen. Doch verehrte er ihm Tages darauf 200 Kronen, einen schönen Becher und ein Roß mit einer schwarzen Sammtdecke. Nun ward der Magistrat in Augsburg um eben diese Summe ersucht; auch hier bekam er abschlägige Antwort, doch schoß ihm der Stadtrath gegen Revers 1000 Gulden auf ein Jahr ohne Interessen vor, und verehrte ihm zum Trost einen stattlichen Gaul. Da das aber zur Bezahlung der in Augsburg gemachten Schulden noch nicht hinreichend war, so versetzte der Herzog seinen silbernen Tischservis für 800 Thaler und — welcher Leichtsinn! — gab dafür den Vornehmsten der Stadt einen kostbaren Abschieds-Schmaus. So gerieth er immer tiefer in Dürftigkeit und Creditlosigkeit. In Cölln war es so weit mit ihm gekom-

kommen, daß der Gastwirth Beschlag auf seine Habseligkeiten legte und solche nicht verabfolgen ließ. Als er sich zuletzt gar nicht mehr zu helfen wußte, kam er auf den tollen Gedanken, die Königin von England zu heyrathen und trug seinem Hofmarrschall Schweinichen auf, als sein Freiwerber nach London zu gehen und die Königin nebenbey um 50,000 Kronen anzusprechen.

Die Noth trieb ihn endlich wieder ins Vaterland zurück und er erschien unvermuthet in Liegnitz. Aber wie sehr war nun erst seine Lage verschlimmert! Während seiner Abwesenheit war ihm vom Kaiser, weil er auf wiederholte Citation zur Huldigung nicht erschienen und wider des Kaisers Willen im Auslande umhergeschweift war, das Fürstenthum genommen und die Regierung desselben seinem jüngern Bruder Friedrich ausschließend aufgetragen worden. Friedrich hatte zwar Befehl gegeben, ihn nicht zum Thore einzulassen, aber Heinrich kehrte sich nicht daran und trat in der Stadt, in der er wegen seiner Popularität so viele Freunde und Anhänger hatte, ab. Der Rath war seines dem Herzoge geleisteten Eides nicht förmlich entbunden worden, hielt es also für seine Pflicht ihn aufzunehmen, bewillkommte und beschenkte ihn mit Wein und Fischen. Heinrich lud ihn dafür zu Tafel, wobey sich, weil er ohne Musik nicht leben konnte, 6 Trompeter hören ließen und schickte seine sämmtlichen Gäste berauscht nach Hause. Der Zustand des Fürstenthums war äußerst traurig, weil Niemand wuste, an welchen von beiden Brüdern er sich halten sollte. Dieser Wirrwarr führte die Begebenheiten und das traurige Ende Heinrichs herbey, welches unter dem Ein-

und zwanzigsten Januar erzählt wurde, wo der Leser nach Belieben jetzt den Faden des Zusammenhangs anknüpfen kann.

Vier und zwanzigster Februar.

1539. Theilung der Herzogthümer Brieg und Liegnitz.

Die Geburt des unglücklichen Heinrichs XI. dessen Leben unter vorstehendem Dato erzählet ist, war die nächste Veranlassung, daß sein Großvater Friedrich II. Herzog zu Liegnitz und Brieg, Tages darauf sein Testament machte, in welchem er seine Fürstenthümer unter seine beiden Söhne Friedrich III. und George noch bey Lebzeiten theilte. Er gieng dabey äußerst gewissenhaft zu Werke, um keinen zum Nachtheil des andern zu begünstigen. Nachdem er seine Lande in zwey gleiche Theile getheilet hatte, wovon ein Theil aus Liegnitz, Haynau, Goldberg, Grädiţberg, und Lüben; und der andere aus Brieg, Ohlau, Strehlen, Rimtsch, Kreuzburg, Pitschen, Wohlau, Steinau, Raudten, Winzig, Herrnstadt und Ritzen bestand; so ließ er seine Söhne darum losen. Dem Aeltern, Friedrich III. fiel das Liegnitzische; dem Jüngern, George, das Briegsche zu. So wurden durch diese Zerstückelung die Schlesischen Herzoge mit jeder Generation unbedeutender und in der Wage des politischen Systems leichter. Alle Urkunden und Privilegien der beiden bisher vereinigten Für-

sten-

stenthümer sollten nach väterlicher Anordnung auf dem Schlosse zu Liegnitz bleiben und dem Herzoge George von Brieg davon eine Copie gegeben werden. Im Falle einer oder der andre von seinen Söhnen unbeerbt stürbe, so sollte er nicht Macht haben seine Lande und Leute einem Fremden zu vergeben oder zu verkauffen, sondern er müsse solche seinem Bruder oder dessen Leibeserben überlassen, auch sollten Stände und Unterthanen keinem andern in solchem Falle zu huldigen berechtigt noch verpflichtet seyn. Sollte einer oder der andere von seinen Söhnen in die Nothwendigkeit gerathen, ein Stück Landes verpfänden oder verkauffen zu müssen, wofür er sie väterlich warnte, so sollte er solches zuerst seinem Bruder antragen. Ferner berühret dies Testament noch den in der Geschichte so wichtigen Punkt, daß, weil er sich mit König Vladislavs 1511 und mit König Ludwigs 1524, ja auch mit Ferdinands I. Königs zu Ungarn und Böhmen Bestätigung und confirmirten Privilegien in eine erbliche Verbrüderung mit seinem Oheim und Schwager Markgraf Joachim, Churfürsten zu Brandenburg, eingelassen habe, so solle auch dieselbe von seinen Söhnen und denselben Leibes Lehns-Erben für und für von Wort zu Wort zu ewigen Zeiten unverbrüchlich gehalten werden.

Es ist dieß durch seine spätern großen Folgen fast das wichtigste Testament in der schlesischen Geschichte und deswegen sind selbst die Namen derer zum Theil heut noch lebenden Familien merkwürdig, deren Ahnherrn es unterzeichneten; nemlich: Friedrich III. Herzog zu Liegnitz; George II. Herzog zu Brieg; von Dohna, Bartholomäus Kürs-

dorf,

dorf, Otto von Zedlitz, Franz Grun, Albrecht von Bock, Johann von Leining, Daniel Stange, Johann Aichholz, Wenzel Rothkirch, Caspar von Junge, Balzer Motschelnitz, Hans Czettritz.

1529. Elisabetthurmspitze stürzt ein.

Der Elisabetthurm zu Breslau prangte weiland in einer noch ehrwürdigern Gestalt als heute und reyhte sich an seine coloßalischen Brüder zu Wien, Rom und Straßburg merklich näher an, so daß er dem Münsterthurm zu Straßburg, dem Könige aller Türme, nur um 34 Fuß nachstand. Seine Spitze trug eine Last von 402 Centnern Bley und 79 Centnern Kupfer. Man merkte schon seit geraumer Zeit, daß ihm sein Haupt zu schwer würde, und der Rath zu Breslau bot 300 Floren, wenn es jemand wagen wollte, den einsturzdrohenden Körper abzutragen. Es fand sich aber niemand, der dies Geld verdienen wollte.

Den 24ten Februar, zwey Stunden nach Sonnenuntergang, wütete ein fürchterlicher Orkan, der, wie man vermuthete, von einem Erdbeben begleitet war. Er warf den ungeheuren Körper, der 119 Ellen hoch war, durch ein Meisterstück von Sturz, herunter. Betäubt von dem fürchterlichen Toben des Sturms, wurden die Nahanwohnenden das glückliche Unglück nicht einmal gewahr, obgleich die entferntern ein gewaltiges Krachen vernahmen. Keine menschliche Weisheit und Kunst hätte dem Wurf eine glücklichere Richtung geben können, als er selber nahm. Der Orkan hielt die Menschen in ih-

ren

ren Wohnungen zurück, so daß keine lebendige Seele an diesem sonst so frequenten Orte auf dem Wege war. Nur ein einziges Häuschen von denen, die den Kirchhof von der Straße scheiden, wurde ringsum verschüttet und das Dach davon eingeschlagen, wobey nur eine Katze ums Leben kam. Die Einwohner desselben merkten wohl eine kräftige Erschütterung, vermutheten aber doch nichts weniger, als daß ein Theil der Thurmspitze auf sie läge. Wie sie aus dem Hause treten und nachsehen wollten, was geschehen sey, wurden sie gewahr, daß ein Bollwerk von Trümmern um sie liege, in welchem sie sich wie verschanzt befanden. Die Hauptmasse lag zwischen beiden Eckhäusern des Ringes gegen die große Waage zu. Der Kopf war auf dem Ring vor der Waage und das 4 Ellen lange schöne und vergoldete Kreuz bis vor dem jetzt Kornschen Hause neben dem Zollamte geschleudert worden.

Im Jahr 1535 erhielt dieser Thurm seine gegenwärtige Haube, wodurch er von seiner ehemaligen Riesenhöhe 45 Ellen verloren hat.

Fünf und zwanzigster Februar.

1253. Stiftungsurkunde des Mathias Klosters für die Kreuzherrn mit rothem Stern.

Daß die Kreuzherrn Kinder der Kreuzzüge seyn mögen, verräth das ganze Gepräge ihres Ordens. Wir lassen ihren Ursprung in der graumvollen Dunkelheit der Vorwelt dahin gestellt seyn,

und

und fassen sie hier nur in sofern ins Auge, als sie eine merkwürdige und noch fortdaurende Erscheinung in Schlesien sind.

Zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts wurden sie zuerst in Böhmen als Tröster der leidenden Menschheit bekannt, welches Amt ursprünglich im Geist ihres Ordens zu liegen scheint und warscheinlich auch schon in Palästina ihre Sache und die Veranlassung ihrer Verbrüderung gewesen seyn mag. Wodurch konnten sie sich wohl besser empfehlen, als durch den Ruf, Pfleger der Kranken und Verwundeten gewesen zu seyn! Zu Prag wurde damals ein großes Hospital erbaut und die Kreuzherrn erboten sich, die Aufsicht desselben zu übernehmen. Sie waren also in dieser Hinsicht sehr willkommen und König Wenzeslav von Böhmen verlieh ihnen deswegen 1235 große Privilegien, welche vom Pabst Gregor IX. in zwey Bullen bestätiget wurden. Der Pabst legte ihnen das Prädicat Ordinis Canonici bey, erklärte sie für exemt und unabhängig von aller bischöflichen Jurisdiction, und verlieh den Brüdern das Recht, sich bey eröfneter Vacanz ohne irgend Jemandes Einspruch einen Großmeister aus ihrem Mittel zu wählen.

Der Orden verdankte diese königlichen und päbstlichen Begünstigungen vorzüglich den Bemühungen seines damaligen Großmeisters Albert von Sternberg. Die Brüder glaubten das Andenken desselben aus Dankbarkeit unter sich verewigen zu müßen. Sie thaten es dadurch, daß sie das Wapen desselben, welches in einem sechseckigten rothen Stern bestand, noch zu ihrem bisherigen Ordens-

zei-

zeichen hinzufügten, wodurch sich dieser böhmische Ordenszweig von seinen auswärtigen Brüdern von nun an unterschied. Wegen dieser Neuerung wurden sie eine Zeitlang sehr angefochten; allein Pabst Innozenz IV. trat auch hier ins Mittel, bestätigte den Stern auf Rock und Mantel und erklärte alle in den Bann, die was dawider einreden wollten.

Der Großmeister Albert von Sternberg war ein Mann von großem Einfluß. Er benuzte ihn vorzüglich dazu, daß er seinen Orden weiter auszubreiten und ihn auch in andre Länder anzusiedeln suchte. Einem seiner Mitbrüder, Merboth, dem er noch einige andere zugesellte, gab er den Auftrag, ihr Glück in Schlesien zu versuchen. Sie kamen und die Stadt Kreuzburg, verdankte ihnen, wo nicht ihre Existenz, wenigstens den Namen und Stadtgerechtigkeit. Hier errichteten sie auch ihr erstes Hospital und machten diesen Ort zu ihrem ersten Sitz und Commende.

Da sie nun einmal festen Fuß im Lande hatten, so fanden sie bey ihrem wohlthätigen Zweck, Versorger der Armen und Kranken zu seyn, bald weitern Eingang. Die Herzogin Anna, Heinrichs II. der in der Tartarschlacht bey Wahlstadt geblieben war, hinterlaßne Wittwe, verwandelte ihre Hofkirche zu Breslau in ein Kloster und erbaute ein Hospital zu Ehren der heiligen Elisabeth, welches sie beides der Aufsicht der Kreuzherrn mit dem rothen Stern zur Verwaltung anvertraute. So entstand denn zu gleicher Zeit das Hospital zu St. Elisabeth in Breslau und zwar mit der merkwürdigen Clausul, daß die Hospitaliten nicht von den

Kreuz-

Kreuzherrn, sondern diese als Verwalter der Hospitalgüter leben sollten.

Die Freigebigkeit der frommen Fürstin sorgte dafür, daß beide Theile sehr wohl bestehen konnten. Sie schenkte dem Kloster und Hospital nicht allein die Pfarrkirche zu St. Elisabeth mit allen dazu gehörigen Häusern und Zehnten, sondern auch die hinter dem Kloster befindliche Mühle und die Hälfte von der Mühle bey der Kirche zu Allerheiligen. Dazu kamen noch die Dörfer Mokron, Boguſicz, Sechenicz, Sedeliz, Dſoborow, Kaminicz, Ulbrichsdorf, Honowdorf, Coßonowiz und 150 Huben in den drey Dörfern Kojakowiz, Konowicz und Blascha und unter mehrern unbeträchtlichern Schenkungen die Freiheit, die Stadt Kreuzburg nach deutschem Recht anzulegen. Eine Hauptbedingung dieser Stiftungsurkunde war ausdrücklich: daß von vorgenannten Hospitalgütern nicht das Geringste außerhalb Schlesien gezogen werden, sondern alle Nutzungen davon im Lande bleiben, und lediglich zum Unterhalt der dürftigen Hospitaliten und ihrer Aufseher, der Kreuzherrn zu Breslau, verwendet werden sollten. Die weise Herzogin traf noch die Vorkehrung, daß der jedesmalige Prälat zu Breslau nicht von dem Prager Ordensgroßmeister, sondern von seinen in Pohlen befindlichen Ordensbrüdern erwählt werden sollte, um zu verhindern, daß der Großmeister zu Prag sich auf keine Weise eine Oberherrschaft über die schlesischen Fundationsgüter anmaßen könnte.

Durch die Länge der Zeit sind indessen mit diesen Stiftsgütern beträchtliche Veränderungen vorgefal-

fallen und es sind deren zum Theil einige hinzu und andere davon gekommen, je nachdem die Prälaten gute Oeconomen waren oder nicht. Walther I. erhielt das Kirchenlehn zu Tillendorf, die Commende zu Liegnitz, Münsterberg, Schweidnitz, die Stadtpfarre zu Kreuzburg und kaufte das Gut Münsterdorf zum Stifte, erlangte auch die Obergerichte über sämmtliche Stiftsgüter. Während des hußiten Krieges muste dagegen Berkenschoer mehrere Klostergüter verkaufen. Scultetus trat die Pfarrkirche zu St. Elisabeth an den Rath zu Breslau ab. Unter Johann X. wurde das gegenwärtige Stift und Hospital neugebaut. Fiebiger machte sich besonders als Schriftsteller bekannt und schrieb „das in Schlesien eingerißne Lutherthum" wie auch „Herelii Sibsiographie renovata." Eben so wollte er auch Henels vermehrte Breslographie herausgeben, woran ihn aber der Tod verhinderte. Schlecht kaufte das Dorf Stabelwitz und Lißa, weil er aber das prächtige Schloß auf letzterm baute, so mußte es sein Nachfolger Hellmann Schuldenhalber wieder verkaufen. Johann XI. Jähnsch war ein wahrer Klostermann und aß täglich mit seinen Brüdern an einem Tische. Der gegenwärtige Prälat Herr Johann Fromm, machte als ehemaliger Stadtpfarr zu Reichenbach durch seine körnigten Vorträge selbst bey Protestanten große Sensation und auch von seinen Prälatenverdiensten wäre viel rühmliches zu sagen, wenn es nicht bekannt wäre, daß seine Bescheidenheit keinen Weyhrauch liebt.

Dermalen besitzt das Stift noch folgende Dörfer: Pirschen, Knopfmühle, Margareth, Oberhof,

Niederhof, Steine, Tschechniz, Wüstendorf, einen Theil von Kattern, einen Theil von Elbing zu Breslau, Krüpelberg, Commende zu Münsterberg, Commende zu Neuhof, Merzdorf, Gräbelwiz, Michelsdorf und Kunzendorf.

1634. Wallenstein ermordet.

Nach der verlornen Schlacht bey Lützen, wo die Schweden den Sieg mit dem Tode ihres Königs erkauften, schien Wallenstein dem Kriegsglück nicht mehr zu trauen, sondern suchte durch List und Ränke seinem großen Ziele näher zu rücken. Er sah von Prag aus den mächtigen Fortschritten der schwedisch-sächsisch-brandenburgschen Armee ruhig zu, nahm die Güter der kaiserlichen Minister eben so hart als seiner Feinde mit und beschenkte seine Anhänger damit fürstlich, so wie er andre Offiziere, denen er entweder nicht traute oder die nach seinem Urtheil nicht brav genug gewesen waren, despotisch bestrafte. Der Kaiser lies sein Mißtrauen und seinen Verdacht gegen Wallenstein ziemlich deutlich merken und dieser trat nun in geheime Verständnisse mit den feindlichen Mächten und Generalen. Bei einer mündlichen Unterredung mit dem sächsischen General Arnheim sagte er im prahlenden Tone: daß er gekommen wäre, mit den Schweden und den Reichsfürsten einen ewigen Frieden zu schließen, und wenn der Kaiser nicht einwilligen wollte, so würde er sich mit den Protestanten verbinden und ihn zum Teufel jagen. Würde man ihm zur Krone von Böhmen behülflich seyn, so wolle er die Wiederherstellung des verjagten Pfalzgrafen Friedrich-

drich bewürken, den Protestanten in Böhmen und allenthalben volle Religionsfreiheit verschaffen und sich für Meklenburg, Sagan und Glogau durch das Markgrafthum Mähren entschädigen. Man sollte ihm die Armeen zusammen übergeben; er wolle damit nach Wien gehen und den Kaiser zu allem zwingen.

Diese gefährlichen Anschläge blieben in Wien nicht verborgen. Um alle Gegenentwürfe des Kaisers zu vereiteln, berief Wallenstein die vornehmsten Offiziere zu sich nach Pilsen, um sich mit ihnen näher zu verbinden und ihrer Treue sich zu versichern. Von seinen hochfahrenden Plänen ahndeten diese nichts. Unter der Vorspiegelung: er wolle das Commando niederlegen und bedaure sie, daß sie nach seinem Abschiede keine Entschädigung für ihre großen aufgewandten Kosten erhalten würden, vermochte er sie, daß sie eine Schrift unterzeichneten, in welcher sie ihn um Beybehaltung des Oberbefehls baten und ihm in allem Treue und pünctlichen Gehorsam versprachen. Einer derselben, Piccolomini, eilte mit der Nachricht von diesem Vorfalle nach Wien. Er kam bey der Nacht an, wie der Kaiser schon schlief, ließ ihn aber wecken, um ihm die drohende Gefahr zu berichten. Man setzte noch hinzu, daß die Truppen, die in der Gegend von Wien ständen, bereit wären, die Stadt zu überfallen; daß in derselben schon eine große Anzahl Mitverschworne versammelt wären, welche nur auf ein Zeichen warteten, um einige Häuser anzuzünden, die Burg zu überfallen und die kaiserliche Familie niederzumachen. Der Kaiser erschrack über diese Nachricht so sehr, daß er bey anbrechendem

Tage ganz Wien durchsuchen und alles verhaften ließ, was von Wallensteins Befehlen abhängen konnte. Ihn zur Verantwortung zu ziehen, dazu war er zu mächtig. Es blieb also nichts übrig, als seine Absetzung zu erklären und sich seiner mit List oder Gewalt, todt oder lebendig zu bemächtigen.

Diese Gegenvorkehrungen des Kaisers wurden bald in Wallensteins Armee bekannt, die grösten-theils von ihm abtrat. Er selbst gieng nach Eger, weil er sich dort am sichersten hielt. Drey Obristen, Lesle, Buttler und Gordon, verbanden sich feyerlich, Wallenstein zu ermorden. Sie wurden einig, daß Gordon die Grafen Illo, Terzky und Kinzky, imgleichen den Rittmeister Neumann, Wallensteins vornehmste Anhänger, auf das Schloß zum Abendessen einladen sollte. Gegen Abend entdeckten sie ihren Entschluß dem Oberstwachtmeister Buttlers, Geraldino, der sich zur Theilnahme an der Ausführung durch einen Eid verband, und sich erbot, sechs entschloßne Soldaten auszusuchen, welche die Mordrolle übernehmen sollten. Eine Stunde später wählten sie noch 3 Hauptleute, welche in dieser Nacht die Wache auf der Burg hatten, zu Gehülfen.

Nach allen diesen Vorbereitungen fanden sich die vier Eingeladenen zum Abendessen bey dem Obrist Gordon ein. Als man sich zur Tafel gesetzt hatte, kamen auch 30 buttlersche Dragoner in die Burg. Die sechs, welche die Hinrichtung besorgen sollten, begaben sich nebst dem Major Geraldino in ein an das Speisegemach anstoßendes Zimmer. Die übrigen stellten sich vor die beiden Thüren des

er-

erstern, damit die Bedienten der Eingeladenen ihnen nicht zu Hülfe kommen könnten. Als der Nachtisch aufgehoben wurde, traten die sechs bestimmten Mörder mit blanken Gewehr ins Speisezimmer und riefen: es lebe Ferdinand! Zugleich traten 24 andre Dragoner zur Thür herein vor die Tafel und riefen: wer ist gut kaiserlich? Gordon, Buttler und Lesley antworteten: es lebe Ferdinand! es lebe Ferdinand! Jeder nahm ein Licht von der Tafel und hielt es in die Höhe. Dies war die abgeredete Losung. Die Tafel wurde umgeworfen und die Mörder verrichteten ihr Geschäft. Kinsky, der unten an der Tafel saß, wurde sogleich erschoßen, Illo wollte sich wehren, wurde aber auch bald niedergemacht. Terzky bat um Schonung seines Lebens; Neumann flüchtete in ein Gewölbe, wurden aber beide mit vielen Wunden umgebracht. Der Mord geschah Abends zwischen 7 und 8 Uhr.

Wallenstein wohnte auf dem Markte neben den Ermordeten Kinsky und Terzky nnd ahndete nichts. Noch hatte er mit seinem Astrologen Seni über die ihm obschwebende Gefahr gesprochen und die Constellation der Gestirne in Ansehung seines Schicksals erwogen und sich dann ruhig zu Bette gelegt. Der Rittmeister Deveroux von Buttlers Regiment trat mit sechs Hellebardirern ins Haus. Wallensteins Wache ließ ihn ruhig die Treppe hinange-

hen,

hen, in der Meinung, daß er einen Rapport abzustellen habe. Als er sich der Stiege näherte, wollte ein Page, der ihm mit einem goldnen Becher voll Bier begegnete, Lärm machen, welcher aber sogleich mit einer Pike erstochen wurde. Kurz darauf gieng einem Soldaten die Muskete los. Wallenstein erwacht, tritt ans Fenster und frägt die Wache: was es gebe? da tönte ihm das Heulen und Wehklagen von den Gemahlinnen der Ermordeten aus den Fenstern des nächsten Hauses entgegen. Er verrammelt sich. Die Mörder sprengen die Thüre. Der Herzog stand am Tische gelehnt im bloßen Hemde, so wie er aus dem Bette gesprungen war. „Bist du der Verräther, schrie ihn Deveroux an, der das kaiserliche Kriegsvolk dem Feinde zuführen und dem Kaiser die Krone rauben will? Du must sterben. „Unerschrocken stand Wallenstein da und sagte kein Wort. „Du must sterben!" brüllte Deveroux noch einmal. Wallenstein schwieg, entblößte seine Brust, breitete die Arme aus und so empfieng er von Deveroux mit der Pike den Todesstoß. Er stürzte sogleich zwischen den beiden Fenstern nieder und gab ohne Aechzen den Geist auf. Sein Blut sprützte im Fallen an die Wand. Einige Minuten stand Deveroux mit seinen Mordgehülfen bestürzt da. Buttler und Lesley verschlossen sogleich die Kanzley, nahmen die

Schlüs-

Schlüssel zu sich und ließen Wallensteins Leichnam in einen rothen Fußteppich, der vor dem Bette lag, einwickeln und in Lesleys Kutsche auf die Burg führen. Hier blieb er noch den ganzen folgenden Tag im Hofe liegen und wurde dadurch von Kälte so erstarrt, daß man ihm, als er in den Sarg gelegt werden sollte, die Beine biegen muste.

Buttler reiste am andern Morgen ganz früh, nebst dem Rittmeister Deveroux nach Wien ab. Sobald Ferdinand, der eben in seiner Hofcapelle war, Buttlern erblickte, reichte er ihm die Hand, rief ihn auf sein Zimmer, lobte seine Treue, seine geleisteten Dienste und ließ ihm durch den Erzbischof von Wien eine goldne Kette mit einer Medaille umhängen. Er gab ihm überdies den Kammerherrnschlüssel, ernannte ihn zum Grafen und wies ihm einige von Terzkys Gütern an. Im gleichen Verhältnisse wurden die übrigen Theilnehmer des Mordes belohnt. Gordon erhielt Terzkys Güter, die im königgrätzer Kreise lagen. Eben solche Güter nebst einer goldnen Kette bekam Deveroux. Lesleyn wurde die ganze Herrschaft Neustädtel, der Kammerherrnschlüssel, die Hauptmannstelle bey der Trabantengarde, ein Regiment Fußvolk und der Grafentitel zu Theil. Jedem von den übrigen Offiziers, die sich zur Unternehmung hatten brauchen lassen, wurden 20,000 Gulden baar ausgezahlt.

Wallensteins Güter wurden an Generale verschenkt und das Herzogthum Sagan behielt der Kaiser für sich. Um sich mit den Geistern der Ermordeten auszusöhnen, lies er für sie drey Tausend Seelenmessen lesen. So ein klägliches Ende nahm die Herrlichkeit Wallensteins. Siehe September 14.

Sechs und zwanzigster Februar.

Piast, Stammvater der schlesischen Herzoge.

Von Piast, dem Ahnherrn der schlesischen Herzoge und mehrerer Könige von Pohlen, erzählen die alten Chroniken folgendes.

Er wurde zu Crußeritz in Pohlen 775 gebohren. Sein Vater war daselbst ein Bürger, Namens Cußisco und nährte sich vom Ackerbau und der Bienenzucht. Eben das trieb auch der Sohn in seinen mannbaren Jahren. Der damalige Herzog von Pohlen Popiel, ein grausamer und verhaßter Mann, residirte zu Krußeritz. Zwo Männer, deren Gesicht und Kleidung was übernatürliches verrieth, näherten sich dem fürstlichen Pallast und wollten hineingehen; sie wurden aber abgewiesen und nicht eingelassen. Sie kehrten darauf beym Piast mit der Bitte um eine Herberge ein. Er nahm sie mit seinem Weibe freundlich und

lieb-

liebreich auf und setzte ihnen zur Bewillkommung einen Schweinbraten und ein Fäßlein Meth (ein Getränk von Honig und Wasser) vor, welches beides eben zu Ehren seines neugebohrnen Sohnes zubereitet hat. Die unbekannten Gäste ließen sichs schmecken und o Wunder! so viel sie auch von den Braten aßen und von dem Meth tranken, so nahm doch beides nicht ab, sondern vermehrte sich unter den Händen. Sie trugen ihm auf: er sollte so viele Gefäße und Tröge als möglich von seinen Nachbaren borgen und sie mit seinem Vorrath füllen. Er gehorchte und der Meth stieg wie Quellwasser in den Gefäßen empor und von dem einzigen Schweine, das er geschlachtet hatte, füllte er zehn ganze Tröge voll an. Darauf geboten ihm die sonderbaren Fremdlinge, er sollte nunmehr hingehen und den Landesfürsten, nebst seinem Hofstaat und Soldaten zur Tonsur und Benahmung seines Sohnes, denn Taufe und Christenthum war noch in Pohlen unbekannt, einladen. Piast that, wie ihm geboten war. Die Fremdlinge verrichteten selbst die Tonsur und gaben dem Kinde den Nahmen Semovit. Nun wurde der sonderbare Segen aufgetischt und so wenig man seiner auch schonte, nahm er doch kein Ende. Und die Fremdlinge? — waren verschwunden.

Nach einiger Zeit starb Herzog Popiel und wurde von Ratten und Mäusen, die sich mit aller Gewalt nicht abwehren ließen, als gerechte Strafe des Himmels gefressen. Zu gleicher Zeit stellten sich die unbekannten Fremdlinge wieder beym Piast ein. Wie er sie aufnahm, das läßt sich leicht denken. Sie grüßten ihn als Herrscher von Pohlen. Piast erstaunt. Sie befehlen ihm: setze ein Fäßlein Meth vor dein Haus und laß daraus trinken, edel und unedel, wer Lust und Belieben hat. Das geschieht und es stellten sich bald zahllose Liebhaber ein. Dennoch war das Gefäß nicht zu erschöpfen. Tags darauf war die Wahl des Landesfürsten und alle Stimmen fielen einmüthig auf Piast. Er lehnte die Ehre anfangs mit aller Bescheidenheit ab und schützte seine Niedrigkeit und Armuth vor, ließ sich aber durch inständiges Bitten endlich dazu bereden. Um das Jahr 842 soll Piast zur Regierung gekommen seyn und bey seinem löblichen Regiment ein alter von 120 Jahren erreicht haben. Ihm folgte sein Sohn Semovit und so lauft die Reihe dieses piastischen Stammes, laut der Genealogie, bis auf das Jahr 1675 fort, wo er mit dem letzten Herzoge von Brieg, George Willhelm, erlosch.

Sie-

Sieben und zwanzigster Februar.

1786. Erdbeben in Oberschlesien.

In der Nacht vom 26ten bis 27ten Februar wurden in mehrere Orten Oberschlesiens merkliche Erderschütterungen verspürt. In Loslau hörte man Nachts um 1 Uhr die Dächer, Balken, Wände und Thüren vieler Häuser knicken und knastern. Gegen 3 Uhr ließ das Geräusch nach. Um halb 4 Uhr erfolgte eine neue Erschütterung von 4 bis 5 Minuten. Alle Gebäude wankten, die darinn befindliche Sachen, sie mochten frey liegen, oder befestiget seyn, wurden stark bewegt, Fenster, Gläser und Geschirre klirrten und die Schlafenden wurden in den Bettstellen erschüttert. Jedermann verlies die Zimmer. Die Luft war rein und klar, der Himmel heiter und gestirnt.

In Leobschütz wurde dies Erdbeben um ein Viertel auf 5 Uhr verspürt. Die Schlafenden wurden durch hin und her Bewegen geweckt und die Wachenden versicherten ein fürchterliches Getöse gehört zu haben. Bey manchen haben Gläser und Tassen geklungen und die Glocke auf dem Rathsthurm läutete.

Ein Cavalier bey Katscher im Leobschützischen konnte in eben dieser Nacht wegen heftigen Kopf-

weh

weh nicht schlafen. Er stand auf, setzte sich auf einen Stuhl neben dem Bette eines andern in der Stube schlafenden Cavaliers und ließ einen Bedienten rufen, mit dem die Hauskatze hereinkam. Diese bezeigte sich höchst unruhig, lief in der Stube einigemal hin und her, wollte zur Thüre heraus, in dem Augenblick aber machte sie auf einmal einen gewaltigen Satz von der Thüre bis zu dem Ofen und verkroch sich darunter. Zugleich ward das ganze maßive Haus gewaltig erschüttert; der auf dem Stuhle sitzende Cavalier wurde mit seinem Stuhl und der liegende mit seinem Bette in Bewegung gesetzt; der Bediente schwankte auf dem Fußboden, das Bretterwerk, die Tische und Schranken knasterten, das Porcellan auf dem Tische erklang und eine Taschenuhr und ein Gebund Schlüssel, welche an dem Spiegel hiengen, schlugen drey bis vier mal an einander, so daß die Anwesenden, welche wohl zehn Schritte entfernt standen, es deutlich hörten. Wie nach der Uhr gesehen wurde, bewegte sich die Kette noch eine ziemliche Zeit. Alle Bediente und Mägde im Hause, Verwalter, Schaffer und Schäfer wurden in und außer dem Bette sehr heftig erschüttert. Die Dorfwächter verspürten unter sich eine Bewegung und vernahmen ein Gerassel, wie von einem entfernten Wagen; aber alles dauerte nur einen Augenblick.

Auch

Auch in Frankenstein hat man um die nähmliche Zeit diese Erschütterung empfunden. Viele weckte sie aus dem Schlaf und die Vögel flatterten in den Käfigen herum. Am stärksten aber war sie in Krakau, wo viele Menschen in der Kathedralkirche bey der Frühmesse versammelt waren. Der hohe Altar fieng an zu wanken und alles drängte sich angstvoll wieder zur Kirche heraus. In der Herrschaft Pleß war dies Erdbeben nicht weniger heftig. Man empfand in der Stadt drey schnell aufeinander folgende Stöße, welche die Einwohner mit großem Schreck aus den Betten jagten. Das Schloß des Herrn von Gusner in Paulowitz ward so stark erschüttert, daß seine Spieluhr anschlug und das Stück der Stunde zu spielen anfieng, ob es gleich zwischen vier und 5 Uhr war. In der Gegend um Neiße waren die Erschütterungen geringer und schienen sich um Nimptsch und Heinrichau ganz zu verlieren. Weit heftiger hingegen in dem österreichischen Schlesien, dem größten Theil Mährens, der Grafschaft Glatz und den angränzenden Orten von Böhmen. In Neu-Heyde im Glätzischen fieng auf einmal ein sonst ganz mäßiger Quell, der rund um gefroren war und davon das Wasser unter dem Eise weggieng, an, in großer Menge heraus zu stoßen und über seine Ufer zu ergießen, weil es in der mit Eiß bedeckten Dorfbach nicht eher fort

konn-

konnte; bis durch das weggeschafte Eiß sein gewöhnlicher Lauf wieder frey gemacht wurde. Das ungewöhnlich starke Quellen des Wassers aber dauerte doch ohngefähr einen halben Tag fort.

In verschiedenen an der Oder belegnen Orten wurde die Erschütterung zwar auch, aber äußerst schwach verspürt, wie in Ratibor, Ober-Glogau, Oppeln und Brieg.

Acht und zwanzigster Februar.

1643. Plünderung Grünbergs.

Je nahrhafter ein Ort zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges war, eine desto stärkere Lockspeise war sein Wohlstand für die Helden deßelben. Das war auch der Fall mit Grünberg, welches binnen vierzehn Jahren nicht weniger als siebenmal rein ausgeplündert wurde. Die drey erstenmale geschah es 1629, wo auch viele Bürger dabey erschoßen wurden, und 1632. 1633. Dennoch muste die Stadt 1638 noch durch 2 Monate lang 2000 Kroaten unterhalten; und das Jahr darauf eine Zeitlang 4000 Schweden; welche es späterhin den 9ten und 12 Julius plünderten und dadurch viele Bürger zum Auswandern nach Pohlen bewogen.

gen. Den 28ten März 1642 plünderten sie es abermals und den 28ten Februar 1643 thaten die Kaiserlichen dasselbe. Dazu kam in eben dieser Periode, nehmlich 1631 noch eine fürchterliche Pest, welche von 10,000 Einwohnern, die damals Grünberg zählte, nur 3000 übrig ließ und also deren nicht weniger als 7000 hinwegrafte. Und damit das Sprüchwort wahr würde, wenn Unglück kömmt, so ists mit Hauffen, so gieng den 25ten April 1627 am Abend Jubilate die ganze Stadt nebst Vorstädten im Feuer auf und nach zween unbedeutendern Bränden 1631 und 1638 loderten 1651 den 24ten August 665 Wohnhäuser nebst Kirche, Schule und Rathhaus auf.

1779. Treffen bey Neustadt.

Wird die Nachwelt es glauben können, sagt König Friedrich, daß während den ernstlichsten Friedensunterhandlungen, ein General Wallis mit 8 bis 10,000 Mann auf einmal vor dem Städtchen Neustadt erschien, wo das Regiment von Preußen und das Bataillon von Preuß in Besatzung lagen und da er die Stadt nicht wegnehmen konnte, aus etwann 20 Haubitzen, die er mitgebracht hatte, so viele Granaten hineinwarf, daß das Feuer die Schindeln, womit die meisten Häuser gedeckt

wa-

waren, ergriff und 240 Wohnungen in die Asche legte. Die brave Besatzung ließ sich das alles nicht irren und behauptete unter Dampf und Flammen ihren Ort. Aus Furcht von dem herbeyeilenden Succurse abgeschnitten zu werden, zog sich Wallis nach Zuckmantel und von da weiter zurück.

König Friedrich meint, diese Unternehmung sey vom Kaiser Joseph, der wider Willen auf Antrieb seiner Mutter Theresia Friede machen muste, nur darum erfunden und dem General Wallis aufgetragen worden, um dadurch den König zu erbittern und die Friedensunterhandlungen abzubrechen; worinn er aber seinen Zweck verfehlte.

Im Grunde war diese Feuersbrunst mehr eine Wohlthat als ein Unglück für Neustadt, welches seit der Zeit seinen Namen mit doppelter Wahrheit führt. Wie hätte der König so einen Schaden sehn und ihn nicht heilen sollen! Das that er auch und schenkte nach und nach 127,500 Rthlr., wovon Neustadt jetzt eine Menge maßive Häuser aufzuweisen hat.

Mårz.

Erster März.

1524. Schweidnitzer Vergleich.

Die Unruhen zu Schweidnitz wegen der Münze (7ter Januar.) dauerten noch immer mit Heftigkeit fort. Je nachsichtiger König Ludwig gegen die Schweidnitzer war, um desto weniger kehrten sie sich an seine Befehle und Verordnungen. Sie schimpften nicht nur auf ihre Rathsherren, sondern auch auf die breslauischen. Ein hinkender Schuster, Namens Kroll, spielte dabey die Hauptrolle und prahlte: „die Böswichte, die Herren zu Breslau seyn ihrer Gemeine viel zu klug und zu bescheide gewesen, daß sie sie in die schwere Münze geführt haben. Der Teufel wird ihnen mit der Zeit das Lohn geben. Wo sie allein ihrer Gemein nicht zu stark wären. Aber wir sind dem unsern wiederum viel zu klug und stark genug gewesen.“ Der Rath zu Breslau beschwerte sich über den Meister Kroll bitterlich gegen die königlichen Commißarien und konnte doch keine Satisfaction erhalten. Auch ließ sich die Gemeine zu Schweidnitz verlauten, daß, sobald nur der König von Prag und aus Böhmen würde weggezogen seyn und sie ihr angefangenes Spiel wieder in die Hände bekämen, so würden sie schon wissen, was sie mit dem Rath und seinem Anhange vornehmen sollten.

Sie hielten auch treulich Wort. Kaum waren die Rathsdeputirten von Prag zurückgekommen, so

gieng der Lärm von neuem los. Sie durften es nicht wagen öffentlich auszugehen, durften ihre Bürgerorber und häusliche Nahrung nicht treiben und waren mit einem Worte ihres Lebens nicht sicher. Die Anhänger des Raths wurden durch ein Bündniß für treulose und ehrvergeßne Leute erklärt, und wenn ihre Weiber in die Kirche kamen, so liefen die andern Weiber alle davon, klapperten und trommelten sie aus und thaten ihnen alle nur ersinnliche Schmach und Schande an.

Die Gemeine gieng noch weiter. Sie rief die Rathsältesten aufs Rathhaus und zwang sie, den Rädelsführern ein gerichtlich beglaubigtes Attest zu geben, daß diese die Gemeine stets vor Gewalt und Unrecht geschützt, und daß, wenn sie solches nicht gethan hätten, sie längst in Leib- und Lebensgefahr gekommen seyn würden. Der Rath wollte sich zwar zu diesem Zeugniß nicht verstehen, aber die Androhung des Gefängnisses nöthigte ihm das widerrechtliche Zeugniß ab. Sobald die Gemeine solches in Händen hatte, fertigte sie damit einen Rädelsführer, Namens Glückhans, nach Prag ab. Indessen sorgte der breslauer Rath dafür und traf Vorkehrungen, daß dieser abgedrungne Ehrenversorg bey dem Könige keinen Eindruck machte.

Hierauf erfolgte an die Fürsten und Stände des Landes der Königliche Befehl: „die ungetreue Gemeine zu Schweidnitz nirgend zu fördern, mit ihnen weder zu handeln noch zu wandeln, nichts ab- noch zugehen lassen, auch von allen Zechen und Handwerkern nach löblicher Gewohnheit nicht meistern zu lassen; sondern sie mit ihrem Gesinde allenthal-

ben

ben aufzutreiben und untüchtig zu hal-
ten, so lange bis sie ihre Untreu bereu-
ten, sich demüthig in königliche Strafe
untergäben und dem gehorsamen Theil
ihren Schaden und Verderben erstat-
teten."

Schweidnitz war nunmehr förmlich in die Acht erklärt. Ohnerachtet dieses königliche Mandat an alle Fürsten, Stände und Städte ergangen war, so war es doch sonderbar, daß sie sämtlich Bedenken trugen, solches ihres Orts anschlagen und publiciren zu lassen. Sie wünschten alle, daß es in Ansehung Schweidnitz zu dieser Extremität nicht kommen möchte, und thaten alles, die Gemeine in Güte mit ihren Rathsherrn auszugleichen. Die königlichen Patente wurden also nicht bekannt gemacht, sondern man verzögerte allenthalben damit. Besonders erließ der Magistrat zu Breslau ein bewegliches Schreiben an die Gemeine zu Schweidnitz, worin er derselben nachdrücklich vorstellte: sie möchte ihr, ihrer Kinder und Nachkommen Ehre bedenken und zu Gemüthe ziehen, und sich nicht ferner in Ungehorsam freventlich wider des Königs Sentenz setzen; sondern Wege und Mittel suchen sich zu vertragen. „Denn so das nicht geschähe, fährt er fort, und ihr des Königs Befehl eigenwillig übertreten würdet, hättet ihr zu bedenken, wenn wir zu der Publicazion und Anschlagen der königl. Befehle gedrungen würden, was euch, euren Kindern und Nachkommen vor Nachtheil, Schande und Schmach davon entstehen und in was vor Noth durch die Acht und Bann des Königs ihr kommen müstet; und würde viel ärger bey euch, denn vor achtzig Jahren zugehen, von welcher Zeit die Stadt

Schweid-

Schweidnitz und ihre Einwohner bis anher sich von den empfangenen Schaden nicht erholet noch zu Kräften kommen sind. Und so nun auch diese itzige Handlung wider euch vorgehen sollte, ist zu fürchten, daß diese löbliche Stadt und ihr alle untergehen müsset. Trösten uns aber, ihr werdet diese eure äußerste Noth, eure, eurer Kinder und Nachkommen Ehre bedenken und es dahin nicht kommen lassen."

Da die Schweidnitzer sahen, daß sie unmöglich wider den Strom schwimmen könnten und sie auf ihr Gesuch, den Elisabethmarkt zu Breslau mit ihren Haab und Gütern beziehen zu dürfen, abschlägliche Antwort erhielten, so legten sie sich endlich zum Ziele und söhnten sich durch Vermittelung einiger Abgeordneten aus den Weichbilden der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer den 1ten März 1524 mit dem Rathe aus, aber in die neue Münzordnung willigten sie immer noch nicht, woraus ferner noch viel Unheil entstand. Januar 7. Julius 12. 14. November 19.

Zweyter März.

1464. Hinrichtung des Barons von Wisenburg zu Glatz.

Während des Zwiespalts zwischen König Georg Podiebrad und der Stadt Breslau ereignete sich durch Veranlassung derselben ein schauderhafter Justizmord zu Glatz. Ein schlesischer Baron, Hans von Wisenburg, der die Rolle eines Krippenreuters

ge-

gespielt zu haben scheint und ein großer Neuigkeitenträger war, suchte sich bey beiden Partheyen beliebt zu machen und ritt zwischen Glatz und Breslau und mehrern schlesischen Orten ab und zu. Einst kam er nach Breslau, und entdeckte den Rathmannen im Vertrauen, daß der König vorhabe, die Striegauer zu überfallen, sie sollten solche deswegen warnen, aber ihn ja nicht verrathen. Dieß thaten sie. Unterdessen reißte er im Lande herum und breitete die Neuigkeit in mehrern Städten aus. Auf diese Art erfuhren es die Striegauer, daß die Nachricht von ihm herkäme. Sie schickten abgeordnete an den König und fragten an: warum er sie denn überfallen lassen wolle? sie wären ja seine treuen geschwornen Unterthanen; wenn er kommen oder die Seinen senden würde, so sollte Striegau ihm jederzeit offen stehen. König George erstaunte darüber, da er von dem allen nichts wuste, und fragte sie: wer ihnen das hinterbracht hätte? Sie antworteten: sie hätten dies von den Breslauern und noch von vielen andern, denen es der Baron von Wisenburg gesagt habe. Nun wurde dem Könige das Betragen des Barons, der auch ihm mancherley Zeitungen von den Breslauern zutrug, verdächtig. Er ließ ihn daher gefänglich einziehen und behandelte ihn als einen Spion. Auf seinen Befehl wurde Wisenburg von dem Hauptmann zu Glatz, Hans von Warnsdorf, mit dem Beynamen Wölfel, verhört. Dieser befragte ihn: was er mit den Breslauern habe? der König habe erfahren, daß er von dem Legaten und den Breslauern Geld bekommen hätte, um dem König mit Gift zu vergeben. Der arme Wisenburg, dem so etwas nicht in den Sinn gekommen war, erschrak

über

über diese Anschuldigung und betheuerte, er wisse nichts davon. Warnsdorf aber, der ein Verbrechen suchte, legte ihn ohne Umstände auf die Folter in der festen Zuversicht, daß sich schon eins finden würde, worin er sich auch nicht betrog. Während des Folterns sagte Wisenburg, wenn man ihm sein Leben sicherte, so wolle er alles bekennen. Allein man marterte fort und da sagte er, was Warnsdorf ihm selbst in den Mund gegeben hatte: der Legat und die breslauer Rathmanne hätten ihm ein stählernes Fläschgen mit Gift gegeben und ihm tausend Gulden versprochen, wenn er den König, seine Gemahlin und Kinder vergiften würde. Die leidige Tortur! —

Weil man nun glaubte, daß er nicht allein eine solche That würde haben vollbringen können, so kam man auf die Vermuthung, daß er wohl Helfershelfer haben würde. Man marterte also von neuem auf ihn los und sagte ihm, daß er seine Mitschuldigen bekennen solle. Wisenburg, der keinen hatte und wuste, bekannte aus Angst endlich auf einen ehrlichen Knecht, Hans Czirna. Warnsdorf, der zum Henker gebohren schien, zog auch diesen ein und ließ ihn auf das heftigste martern. Aber der arme Schelm hielt die Schmerzen geduldig aus und sagte kein Wort. Der Hauptmann konnte das nicht begreifen und da weiter nichts herauszubringen war, so legte er die Acten dem Könige vor.

Dieser befahl, daß ein Landtag nach Glatz ausgeschrieben würde, zu welchem seine Vasallen aus Böhmen, Mähren und Schlesien eingeladen werden sollten, um der Hinrichtung Wisenburgs beyzuwohnen. Der Hauptmann schrieb also überall hin, berich-

richtete ihnen die Begebenheit und ersuchte dieselben, sie möchten Abgeordnete nach Glatz senden, um die Verrätherey wider ihren König und Herrn anzuhören und der Hinrichtung beyzuwohnen. Es kamen daher aus Böhmen, Mähren und Schlesien von den Fürsten, Ständen und Städten, darunter auch die Schweidnitzer waren, Abgeordnete in großer Menge nach Glatz. Diesen erzählte Warnsdorf in der öffentlichen Versammlung, wie der Legat Rudolf und die Breslauer den Hans von Wisenburg erkauft hätten, ihren König, die Königin und ihre Prinzen zu vergiften. Er habe dies sowohl in der Marter als auch außer derselben bekannt und läugne es auch itzt nicht. Auch erzählte er noch andere Sachen von dem von Wisenburg und bat sie im Namen des Königs, sie möchten dies Bekenntniß von ihm selbst hören. Doch schien Warnsdorf sein übereiltes und grausames Verfahren bey diesem peinlichen Prozeß zu fühlen. Ehe noch die Landesversammlung gehalten wurde, begab er sich zu dem gefolterten Baron, redete ihn mit süssen Worten an, versprach ihm Freiheit und Sicherheit, wenn er vor der Versammlung sein Bekenntniß bestätigen und nicht läugnen würde. Aus Furcht für neue Marter und aus Hoffnung endlicher Erlösung versprach es Wisenburg. Darauf wurde er vor die Versammlung geführt und der Hauptmann redete ihn an: er sollte nun öffentlich bekennen, was er vorhin schon bekannt habe.

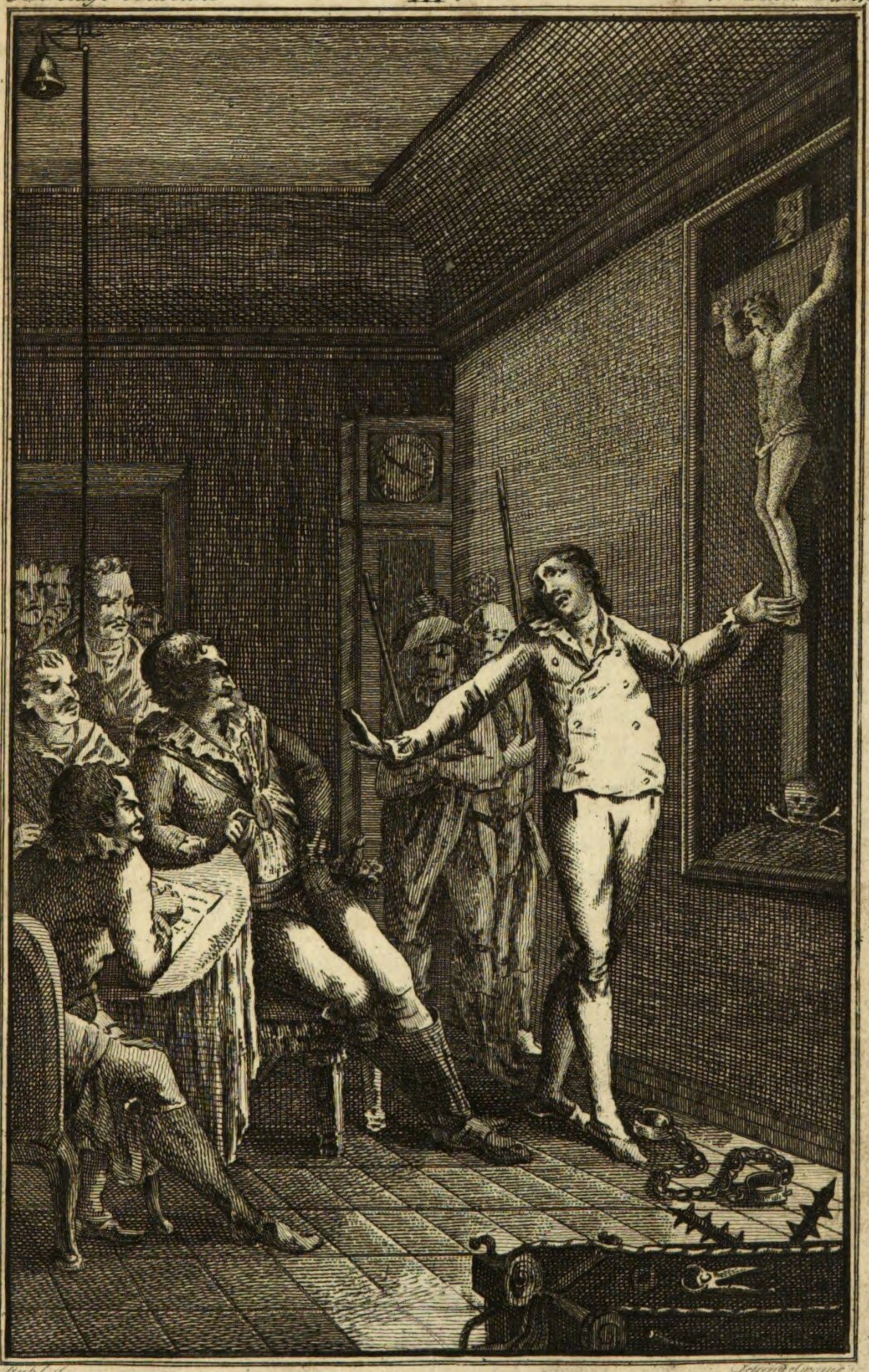
Wisenburg sah aber deutlich ein, daß es ihm allem Anschein nach ans Leben gehen würde. Er wandte sich an ein an der Wand gemahltes Kruzifix und rief vor der Versammlung mit lauter Stimme aus: „O süssester Jesu! durch dieses Bild leh-

rest du mich, daß du unschuldig für mich und die ganze Welt den Tod gelitten hast. Du hast mir eine reine Seele gegeben, welche ich dir heute wenigstens von diesem Verbrechen rein, darbringen will. Du weist, daß diese abscheuliche That nie in mein Herz gekommen; auch die, welche ich beschuldigt habe, wissen nichts davon. Was ich von dem Legaten, von den Breslauern und von Hans Czirne bekannt, das alles haben mir die grausamen Marter ausgepreßt und die süssen Verheissungen, mich frey zu lassen, abgelockt. Aber, ach du grausamer Wolf! heut überliefert du mich unschuldig dem Tode."

Das hatte Warnsdorf, Wölfel genannt, nicht erwartet. Ganz außer Fassung erwiederte er mit gröster Wuth: „Du heilloser Verräther! warum widerrufst du, was du ungemartert, während der Marter und nach derselben bekannt hast. Ich will dich aufs neue wieder peinlich abfragen lassen. Wisenburg öffnete sein Kleid, entblößte sich, zeigte seine verbrannte und zerfleischte Seiten, daß die Dastehenden seine Eingeweide, Lunge und Leber sahen und rief dabey: warum drohest du, mich noch mehr martern zu lassen? hast du deine Wuth noch nicht an mir gesättigt? —

Wolf sagte hierauf zur Versammlung: „Wenn man Bösewichte deswegen, weil sie wiederrufen, frey lassen sollte, so würde kein Schuldiger nimmermehr gerichtet. Allein ich will die Rechte über sie ergehen lassen; dann werdet ihr hören, worauf sie sterben werden." Die Versammlung erwiederte: Herr Hauptmann! ihr habt den Wiederruf des Barons gehört und von Hans Czirne habt ihr durch die Marter nichts herausgebracht, daher sollte er

wohl



Buchh. sc. Schwendemann sc.

Ach du grausamer Wolf! heut überlieferst du mich unschuldig dem Tode."

ohl auch nicht gerichtet werden. Wollt ihr ja wider den Baron die Gerichte ergehen lassen; so mögen die Richter und Schöppen wohl zusehen, wie sie über ihn zu urtheilen haben.

Wolf befahl hierauf im Namen des Königs, die ganze Versammlung sollte mit zur Gerichtsstäte hinausgehen, um zu hören, worauf er sterben würde. Der Baron wurde vors Gericht geführt, und wegen seines Bekenntnisses, das er doch wiederrufen hatte, verdammt und durch den Büttel öffentlich beschrien. Unterwegs nach dem Richtplatze wurde er mehrmalen befragt; allein er wiederrief beständig und mit vernehmlicher Stimme. Als er schon auf der Fleischbank gebunden lag, liebkosete ihm Wolf und vermahnte ihn, sein erstes Bekenntniß zu bejahen. Wisenburg antwortete und schrie mit lauter Stimme: alles was ich auf mich, auf den Legaten, auf die Breslauer und besonders auf den Hans Czirne bekannt habe, ist nicht wahr; sondern die heftigste Marter hat mich dazu gedrungen, es zu erdichten. Wolf ertheilte hierauf dem Scharfrichter Befehl: er sollte fort machen. Dieser that zwey Hiebe durch die Achsel. Gleich schrie Wolf: halt! redete alsdenn dem Baron nochmals zu: du siehst nun, daß du des Todes bist und kannst durch keine Arzeney beym Leben erhalten werden. Ich bitte dich, bedenke deine Seele und rede die Wahrheit. Hierauf versetzte der halb todte Baron: „ich habe die Wahrheit gesagt; ich bin unschuldig, und auch alle die sind unschuldig, die ich angegeben habe; so will ich jetzt meinem Gott meine Seele empfehlen.“

Er

Er wollte nun noch weiter reden, aber Warnsdorf Wolf befahl dem Scharfrichter, er sollte ein Ende machen. Da dieser das außerordentliche sah, was mit dem Baron vorgieng, erschrak er und sprach: warum soll ich den Unschuldigen hinrichten? warf das blutige Beil von sich und wollte weglaufen. Allein er wurde durch Drohungen gezwungen, ihn endlich in vier Stücke zu zerhauen.

Hans Czirne wurde nicht hingerichtet; aber er war durch die Marter so übel zugerichtet, daß man an seinem Leben verzweifelte.

Nach der Hinrichtung Wisenburgs sagte sowohl der König als auch Wolf, da sie auf keine andere Weise ihre Ehre zu retten und ihren Blutdurst zu beschönigen wußten: der Beichtvater hätte es dem Wisenburg verboten, er sollte das, was er bekannt habe, nicht gestehen. Und wenn der König es nicht aus Achtung gegen den Bischof Jodocus, der mit dem Beichtvater vom Orden der Kreuzherrn war, gethan hätte, so würde er den Beichtvater ebenfalls zu Tode haben martern lassen. Das Abgeschmackte dieser Entschuldigung fällt aber nur zu deutlich in die Augen. Die Breslauer, welche sich durch diesen Verdacht äußerst gekränkt an ihrer Ehre und guten Namen hielten, schrieben deswegen an den Pabst und die sämmtlichen Stände Schlesiens und reinigten sich zur Genüge von demselben.

1620. Huldigung Friedrichs von der Pfalz.

Unter dem Kaiser und Könige von Böhmen, Mathias, waren die Religions-Gährungen in voller Arbeit und aus dem in dieser Hinsicht schon bekannten Charackter seines Nachfolgers Ferdinands II. schloß man, daß sie unter seiner Regierung den höchsten Grad erreichen und zum Ausbruch kommen würden. Es war kein Geheimniß, daß er vor dem Altar der Jungfrau Maria zu Mariazell das Gelübde gethan hatte, mit Gefahr seines Lebens alle unkatholische Christen aus seinen Landen, besonders aus Böhmen und Schlesien auszurotten. Mit diesem furchtbaren Religionseifer verband er noch Herrschsucht, Stolz, Grausamkeit und eine entschiedene Vorliebe gegen den Jesuitenorden. Die Protestanten sahen mithin unter seinem Regiment einer graunvollen Zukunft und gänzlicher Vertilgung entgegen.

Sie glaubten allen diesen drohenden Gefahren nicht besser entgehen zu können, als wenn sie ihn, ob er gleich rechtmäßiger Thronfolger war, von der Regierung ausschlössen. Böhmen, Schlesien, Mähren und die Laußnitz verbanden sich daher und erklärten auf einem im Julius 1619 gehaltnem Landtage Ferdinanden der Krone für verlustig und setzten sie durch die Wahl dem Churfürsten von der Pfalz, Friedrich V. auf, welcher dadurch das Haupt der protestantischen Union in Deutschland wurde. Sie rechneten dabey besonders auf nachdrückliche Unterstützung seines Schwiegervaters, Königs Jakob von England, worin sie sich aber sehr irrten, denn dieser konnte kein blankes Schwerdt

se-

sehen und hat sich in der Geschichte durch nichts ausgezeichnet, als daß er über theologische Streitpunkte disputirte und ein Gebethbuch schrieb. Krieg führen war seine Sache nicht.

Friedrich selbst war auch gar nicht der Held, der einem so kritischen Zeitpunkte gewachsen war und die Protestanten hätten sich mit keinem unfähigerm Oberhaupte berathen können. Jung, leichtsinnig, dem Schwelgen und Praßen ergeben wurde ihm die Krone zugeworfen, ohne die mindeste Eigenschaft an sich zu haben, wodurch er sie verdienet hätte. Dabey war er so unvorsichtig, daß es ihm gar nicht einfiel, diejenigen zu schonen, die ihm solche aufgesetzt hatten. Der reformirten Confeßion zugethan, ließ er alsbald in Böhmen und Schlesien den Lutherischen Crucifixe und Altäre nehmen und ertheilte seinen Glaubensgenossen auffallende Privilegien und Freiheiten, wodurch er es mit der Parthey, die ihn zur Krone befördert hatte, im ersten Anfange verdarb und den Grund zu seiner baldigen Entthronung legte.

Nachdem er 1619 in Prag gekrönet worden war, so kam er im Anfange des folgenden Jahres nach Breslau um daselbst die Landeshuldigung von Schlesien anzunehmen. Man machte es späterhin zu einer ominösen Vorbedeutung, daß am Tage seines Einzugs zu Breslau in der Elisabethkirche das 21te Capitel Hesekiels war erklärt worden, in welchem 26. 27. die Worte vorkommen: „So spricht der Herr Herr: thue weg den Hut und heb ab die Krone, denn es wird weder der Hut noch die Krone bleiben, sondern der sich erhöhet hat, soll genie-

niedriget werden, und der sich erniedriget, soll erhöhet werden. Ich will die Krone zu nicht, zu nicht, zu nicht machen, bis der komme, der sie haben soll, dem will ich sie geben." Ob man zwar damals diese Worte auf Ferdinanden und die letzte re Hälfte derselben auf Friedrich von der Pfalz deutete, so litten und erfuhren sie doch bald eine entgegengesetzte Anwendung. An der Spitze des lutherischen Ministeriums bewillkommete unter der Halle der Elisabethkirche der Doktor Theologiä Herrmann den König mit den Worten: „der allerhöchste Gott der setzet fort und bestätiget die Königreiche, von dem ist es geschehen, daß Ew. Köntgl. Majestät zu des Königreichs Böhmen Königl. Thron und Regierung der einverleibten und unirten Länder, als Mähren, Schlesien und Lausnitz, glücklich und furchtsamlich erhaben sind. Vom Herrn ist es geschehen, daß Ew. Königl. Majestät die Stadt Breslau in gesundem Zustanden zu ihr einziehend findet, u. s. w."

Auch die Domkirche besuchte der König und wurde daselbst von dem Canonicus und Doktor Gebauer, mit der Bitte um freye Religionsübung bewillkommet. Er antwortete ihm: Aedes vestras Regio more solito invisere cupio, privilegia confirmabo, confirmata habitote, modo sitis fideles. (Nach altem Königlichem Gebrauch will ich eure Kirche sehen, eure Privilegien bestätigen und die ihr schon habt mögt ihr behalten, nur seyd getreu.) Die Stände machten ihm darauf ein Bewillkommungsgeschenk von 60,000 und der Königin ein anderes von 40,000 Rthl. —

December 23.

Drit-

Dritter März.

1727. Kospothsches Testament für die Schule zu Oels.

Eine der merkwürdigsten Stiftungen, deren Schlesien zum Besten junger Studirenden sich rühmen kann, ist die gräflich von Kospothsche zu Oels. Den 3ten März 1727 deponirte der Königl. und Churfürstl. Sächsische Kämmerer und General-Lieutenannt der Kavallerie, Joachim Wenzel, Reichsgraf von Kospoth bey dem Magistrat zu Breslau sein Testament, vermöge dessen er das ansehnliche Kapital von Ein Hundert und Funfzig Tausend Gulden der Schule zu Oels bestimmte. Seinem Bruder und Universal-Erben Carl Christian Reichsgrafen von Kospoth ward die Ausführung seines letzten Willens übertragen. Dieses Kapital sollte als eine immerwährende Hypothek auf die im Oelsnischen Fürstenthum gelegnen gräflichen Güter Kritschen, Zantoch, Mühlatschütz, Krumpusch, Briese, Hönigern, Grospeterwitz, Pinxen, Protsch, Kowe, Thaar und Ruche stehen bleiben, und die jährlichen Interessen davon zu 5 pro Cent mit 7500 Floren nach der Absicht des Stifters verwendet werden. Nach der Zeit sind aber die sogenannten Peterwitzer Güter von der hypothekarischen Verbindung frey gesprochen worden, so daß die Fundation dermalen noch auf folgende Dörfer: Krütschen, Zantoch, Kronpusch, Mittel-Mühlatschütz, Oberbriese, Niederbriese und Hönigern beruht.

Da aber diese Stiftung blos das Beste protestantischer Jünglinge zum Zwecke hatte, so hielt es bey den damaligen Zeitläuften sehr schwer die Kaiserliche Confirmation dazu zu erhalten und es verzog sich damit bis 1736, wo sie endlich erfolgte, aber mit gewissen Veränderungen, welche sich die Testamentsvollzieher gefallen lassen mußten. Nach der Kaiserlichen Bestätigungsakte vom 3ten Julius 1736 wurde die Anwendung der jährlichen Interessen von 7500 Floren folgendermaaßen festgesetzt:

1.) Die Ritteracademie zu Liegnitz erhält davon jährlich tausend Gulden in zweyen Terminen zu 500 Fl. Dafür genießen daselbst zwey aus dem Oelsnischen Fürstenthume gebürtige Cavaliers, die von den Administratoren der Stiftung gewählt werden, drey Jahre lang freyen Unterhalt und Unterricht. Führen solche aber den Geschlechtsnamen derer von Kospoth, so haben sie nicht nur, wenn sie auch gleich nicht aus dem Fürstenthum Oels gebürtig wären, vor allen andern den Vorzug; sondern es erhält dann auch noch jeder derselben jährlich 100 Fl. Zuschuß aus der Academie-Stifts-Casse, um seine anderweitigen Bedürfnisse zu bestreiten.

2.) Die sämtlichen Lehrer am Oelsnischen Seminario erhalten zu ihrer besseren Salarirung, nebst dem Schreib- und Rechenmeister 1100 Gulden. Ueberdies noch der Rektor zu einem Schulactus, der jährlich zum Andenken des verdienstvollen Stifters gehalten wird, 36 Fl. Ferner der französische Sprachmeister 250 Fl.; der Fecht- und Tanzmeister 150 Fl.

3.) Werden alle vier Jahre von den Administratoren zwölf junge mittellose Fundatisten, sechs Adliche und sechs Bürgerliche erwählt. Diese geniessen nicht allein während den vier bestimmten Jahren freyen Schulunterricht im ölsnischen Seminario; sondern erhalten auch überdies in vierteljähriger Vorausbezahlung zusammen 1380 Fl. oder jeder Adliche 140, jeder Bürgerliche 90 Fl. Ferner alle zusammen auf Schulbücher 50 Fl. und drey, welche sich im halbjährigen Schulexamine am besten auszeichnen, ein Prämium von 15, 12 und 9 Fl. zusammen 36 Fl. jährlich. Diese Stipendiaten sollen laut Testaments sämtlich im Fürstenthume Oels gebohren seyn und solches durch Taufzeugnisse erweisen. Die Söhne gräflicher Wirthschafts-Beamten haben bey der Wahl den Vorzug vor andern. Zwar ist die Anzahl nur auf zwölfe festgesetzt; doch da sich bey jeder neuen Wahl eine grosse Anzahl junger Personen zu diesem Beneficio melden, so wird jetzt gewöhnlich das für 6 Bürgerliche bestimmte Quantum unter Zwölfen getheilt. Wenn während den bestimmten 4 Jahren einer dieser Zwölfe abgeht, stirbt, oder durch schlechte Aufführung sich dieser Wohlthat verlustig macht, muß seine Stelle bis zur neuen Wahl doch unbesetzt bleiben; das für ihn ausgesetzte Geld aber wächst dem Kapital für die Unterthanen zu, davon bald mehr zu sagen seyn wird.

4.) Nach Endigung dieser vier Jahre werden aus sämtlichen Stipendiaten Vier der Geschicktesten und Fähigsten erwählet, nemlich 2 Adliche und 2 Bürgerliche. Diese erhalten zur fernern Fortsetzung ihres Studirens auf Universitäten durch drey Jahre

re 1378 Fl. und zwar jeder 450 Fl. oder 300 Rthrl. und jeder Bürgerliche 239 Fl.

5.) Zur Bessern Salarirung der Dorfschulmeister auf den gräflichen Gütern werden jährlich 400 Fl. verwandt.

6.) Zu guter Pflege und Versorgung sowohl der Stipendiaten zu Oels als auch der armen und kranken Unterthanen auf den gräflichen Gütern ist ein Medicus mit 250 und ein Chirurgus mit 150 Fl. angesetzt. Ersterer erhält überdies jährlich noch 100 Fl., wofür, nach den Worten der Stiftungsacte „zwar nicht kostbare, doch nützliche Medicamente angeschaft, dabey aber nicht mehr Patienten übernommen werden, als zu deren Verpflegung dieses Quantum hinlänglich ist.

7.) Um arme, hülfsbedürftige Unterthanen derer 12 oben benannten gräflichen Güter, hauptsächlich bey Mißwachs und theuren Jahren zu unterstützen, ist jährlich ein Kapital von 1040 Fl. bestimmt, von dessen Zinsen sie in vorkommenden Fällen mit Getreide und Gelde thätigen Beystand erhalten. Zu diesem Kapital kommen auch alle diejenigen Gelder, welche durch die etwann unter der bestimmten Zeit erledigten Stipendiatgelder inne behalten werden. Auch haben die Unterthanen der Güter, auf welche dermalen das Fundationscapital nicht mehr hypothekarisch haftet, demohnerachtet gleichen Antheil daran. Und damit endlich

8.) Diese Stiftung ihrem ganzen Inhalte nach angewendet und vertheilet würde, so bestimmte der

ehrwürdige Stifter aus den Ständen des Fürstenthums Oels vier Administratoren; nemlich: 2 Adliche, den Senior der Geistlichkeit und einem Bürgermeister oder andern Gelehrten aus den Städten Oels und Bernstadt wechselsweise. Zu diesen verordnete die Kaiserliche Bestätigungsacte noch einen fünften im Nahmen der Regierung. Dieses Administrations-Collegium, bey welchem der jedesmalige Besitzer der Gräflichen Güter entweder selbst oder durch einen Bevollmächtigten das Präsidium führt, besorgt alle Angelegenheiten dieser Stiftung, wählt alle, welche Theil an den Pensionen und Wohlthaten haben sollen, wohnet den halbjährigen Schulübungen bey und läßt alle Rechnungen fertigen, die der Herzoglichen Regierung zur Revision vorgelegt werden müssen. In zweifelhaften und streitigen Fällen entscheidet die Mehrheit der Stimmen und jeder der 5 Administratoren erhält jährlich 36 Fl. für seine Bemühung.

Eine solche Stiftung bedarf keines Rühmens und geht über alle Lobsprüche, denn sie hat ihr Zeugniß bey sich.

Vierter März.

1572. Fastenpredigten zu Breslau eingeführt.

Ein Breslausches Manuscript sagt von diesem Jahr und Dato: „ist von einem erbaren Rath geordnet worden, daß man in der Fasten in beiden Pfarrkirchen nach der Vesper hat geprediget, in der Mittwoch zu St. Elisabeth und dem Freitage zu St. Maria Magdalena.“

Fünf-

Fünfter März.

1420. Kreuzpredigt gegen die Hußiten.

Nur unter der Bedingung einer freyen Religionsübung und völliger Gewissensfreiheit wollten die Hußiten in Böhmen dem Kaiser und Könige Sigismund die Huldigung leisten. Er war aber weit entfernt, ihnen solches zu gewähren und ließ sogar einen Rathsherrn aus Prag, Namens Krasa, der sich in Breslau aufhielt, wegen seiner Glaubensäußerungen hinrichten. Ganz Böhmen gerieth darüber in Aufstand und Sigismund entschloß sich die widerspenstigen Hußiten durch Gewalt der Waffen zu dämpfen. Daraus entstand jener in der Geschichte so berühmte fürchterliche Hußitenkrieg, der durch empörende Grausamkeiten eines wüthenden Religionseifers beyder Partheyen charackteristisch geworden ist.

Einer der merkwürdigsten Tage im Anfange desselben war der fünfte März 1420, an welchem in Breslau von einem Legaten des apostolischen Stuhls das Kreuz wider die Hußiten gepredigt und allen und jeden, die gegen sie ziehen würden, gänzliche Erlassung aller Sünden versprochen wurde. Eben war es der Sonntag Lätare, und ein rother Kreis, den man am hellen Himmel gesehen haben wollte, bestärkte die Rechtgläubigen noch mehr in ihrem frommen Eifer. Dieser Tag brachte unbeschreibliches Elend und Verderben über Schlesien und wenn es späterhin unter der Geißel der Hußiten blutete, so hatte es sich den gerechten Vorwurf

zu machen, daß es sie selbst herbeygezogen hatte. Auch muß man leider gestehen, daß die Schlesier zuerst das Beispiel jener unmenschlichen Grausamkeiten gaben, wodurch sie die Hußiten zur strengen Vergeltung berechtigten. Ein Heer von 20,000 Schlesiern, von 14 Herzogen angeführt, fiel in Böhmen ein und begieng empörende Unmenschlichkeiten. Manns- und Frauenspersonen wurden von dem Kreuzheere niedergehauen, und ohngefähr 40 hußitischen Knaben hieb es den rechten Fuß und die linke Hand oder den linken Fuß und die rechte Hand ab und einigen wurde noch obenein die Nase abgeschnitten. In der Hoffnung, daß Schlesien sich eines bessern besinnen und als ein zu Böhmen gehöriges Land sich endlich mit ihnen vereinigen würde, zögerten die Hußiten bis 1426, wo sie dann endlich mit Heeresmacht einbrachen und Jammer und Mord in Schlesien verbreiteten. März 12. 15.

1620. Majestätsbrief der Reformirten.

Durch einen gewissen Ursinus, Rektor der Elisabethschule zu Breslau, fand die reformirte Religion zuerst Eingang in Schlesien. Aber sowohl dieser, als ein gewisser Matern Eckel, Prediger zu Elisabeth, der jenen in Verbreitung derselben unterstützte, musten sehr bald den lutherischen Glaubenseiferern weichen und ihre Aemter niederlegen. Gleiches Schicksal erfuhr ein gewisser Magister Schilling, Lehrer an der hirschbergschen Schule, welcher öffentlich den heidelbergschen Katechismus erklärte. Auch der Superintendent des liegnitzischen

Für-

Fürstenthums, Leonhard Krenzheim, welcher sich auffallend auf die Seite der Reformirten neigte, zog sich deswegen eine Untersuchungs-Commißion von Wittenberg aus zu und ward genöthigt abzudanken. Endlich erklärte sich Johann Christian Herzog zu Brieg öffentlich für dieselbe und stellte in der Schloßkirche daselbst einen reformirten Hofprediger an, worauf die reformirte Religion ansehnliche Fortschritte in Schlesien machte. Sowohl das Gymnasium zu Brieg als auch das damals neuerrichtete zu Beuthen wurden mit reformirten Professoren und Lehrern besetzt. Um indessen nicht den Kaiserlichen Hof zu reitzen, mußten sich die Reformirten in enge Schranken halten. Als aber Churfürst Friedrich von der Pfalz zum Könige von Böhmen erwählet worden war und die Huldigung zu Breslau eingenommen hatte (März 2.) hielt ers für Pflicht seinen Glaubensverwandten einen ausgezeichneten Beweiß seiner Gnade zu geben und ertheilte ihnen unter dem 5ten März 1620 einen Majestätsbrief, vermöge dessen, sie freye Religionsübung in Schlesien erhielten. Er gab ihnen darin Vollmacht, Kirchen und Schulen nach ihrer Nothdurft zu erbauen und sie mit Lehrern zu bestellen. Auch räumte er ihnen unterdessen, bis sie eine eigenthümliche Kirche in Breslau erbaut haben würden, den großen Saal auf der Königlichen Burg daselbst zur Abwartung des Gottesdienstes bis auf weitere Verfügung ein und verbot bey Leibesstrafe, daß niemand sie auf irgend eine Weise stöhren oder ihnen hinderlich seyn sollte.

Die Herrlichkeit Friedrichs von der Pfalz dauerte aber kein ganzes Jahr und mit ihr verschwan-

den

den auch alle Privilegien und Freiheiten der Reformirten, welche ihnen erst unter preußischer Regierung zurückgegeben wurden.

1649. Willhelm von Rehdiger bittet im Namen der protestantischen Stände den Kaiser Ferdinand III. um freyen Gottesdienst.

So groß auch die Versprechungen waren, welche während des dreyßigjährigen Krieges den schlesischen Protestanten von Schweden und Sachsen wegen ihrer künftigen Religionsfreiheit gemacht wurden, so blieben sie doch im westphälischen Friedensschlusse der willkührlichen Gnade des Kaisers überlassen. Zwar waren ihnen die gütlichen Vermittelungen und Interceßionen auswärtiger Mächte vorbehalten worden; aber sie urtheilten sehr richtig, daß ihnen solche wenig nutzen würden. Die Fürstenthümer Breslau, Schweidnitz, Jauer, Glogau und auch einzelne Städte schickten also Deputirte nach Wien. An der Spitze der erstern stand Willhelm von Rehdiger, der diese merkwürdige Sendung in einem weitläuftigen Manuscript aufbehalten hat.

Nach vielen und langen Schwierigkeiten und Demüthigungen gelangte er endlich den 5ten März 1649 zur Audienz und hielt vor dem Kaiser wörtlich folgende klägliche Rede, die er zugleich abschriftlich in die Hände desselben übergab und wovon ich ihrer Weitläuftigkeit wegen nur einen Auszug liefern will. In seinem an seine Mitstände abgestattetem Bericht bemerkt er von dieser Audienz

vor-

vorläufig folgendes: „Den 5ten März als ich gleich bey der Mahlzeit gewesen, bin ich von neuem durch den Oberthürsteher Johann von der Maß zur Königl. Audienz allergehorsamst mich um vier Uhr einzustellen, erfordert worden. Da denn um vier Uhr ein venetianischer und bald darauf ein hungarischer Gesandter, hernacher auch Ich, unter 13 Parthen der dritte, allergnädigst vorgelassen worden. Hier kann ich nicht genugsam rühmen oder loben" wie allergnädigst und mit einer recht holdseligen Miene Ihro Kaiserl. Majestät sich erwiesen; indem sie mich nicht allein stehende admittiret, sondern auch meinen allerunterthänigsten Vortrag, welchen ich von Wort zu Wort gethan, allergnädigst angehöret. Wobey zwar dieser Irrthum vorgefallen, das allerhöchst gedachte Kaiserl. Majestät, als ich die Formalien:" „salva omnia, dummodo Ferdinandus Tertius salvus" „allergehorsamst und mit tiefstem Reverenz vorgebracht, meine Proposition vor gänzlich geendiget geschätzet *) und mit Dero allergnädigsten Resolution ohngefähr auf diese Meinung: daß Sie dasjenige, so der Gesandte wegen seiner Prinzipalen vorzubringen gehabt, allergnädigst verstanden, und sich der abgelegten Gratulation auch präsentirter beharrlichen Devotion und treuherzigsten Anwunsches allergnädigst bedanken thue; die Sache aber belangende, wenn solche schriftlich eingegeben seyn würde, sich mit mehrerm informiren zu lassen und mit Dero getreuen Räthen daraus

*) Die Zeit mochte dem Kaiser wohl ein wenig lang über Anhörung der Rede geworden seyn, denn eine gute halbe Stunde, wo nicht länger, muß sie wenigstens gedauert haben.

aus nothwendig zu communiciren und dem Gesandten darauf eine nachrichtliche Resolution wiederfahren zu lassen, und wie jederzeit der gesamten Prinzipalen also auch sein allergnädigster Kaiser, König und Herr zu verbleiben geruhten, eingebrochen und mich also mein Concept zum Schluße und Orte zu bringen verhindert: Weil aber die Substantialia bereits vorüber, es also an wenig Compltmenten noch ermangelt, habe ichs nur in Gottes Namen dabey bewenden lassen, Ihro Kaiserl. Majestät aber die schriftliche Nothdurft supplici manu allerdemüthigst überreichet und also meinen allerunterthänigsten Abschied genommen."

Rehdigers Anrede und schriftlich in des Kaisers Hände übergebenes Memorial besagte:

„Allergnädigster Kaiser, König und Herr!

Ew. Kaiserl. Majestät präsentiren Dero allergehorsamste Vasallen, Bürger und Unterthanen, Herr Joachim Freyherr von Maltzan auf Militsch vor sich und seine Gebrüder; die evangelischen Stände der Münsterbergischen und Breslauischen Fürstenthümer und zugehöriger Frankensteinischer, Neumärktscher und Namslauischer Weichbilder, item der freyen Herrschaften Wartenberg und Trachenberg, wie auch die Besitzer der beiden Burglehner Auris und Gros-Peterwitz respective ihre beständige allerunterthänigste Treue und ungefärbte Devotion und wünschen Derselben samt dem ganzen höchst erlauchtesten Erzhause u. s. w.

Können demnach Ew. K. K. Maj. in allerunterthänigster Demuth durch meine Wenigkeit vorzu-

tra-

tragen, nicht unterlassen, wie daß Sie sich aus den zu Oßnabrück und Münster verhandeltem Friedensschluße gar erfreulich haben berichten lassen, wie endlich der edle und erquickliche Friede wiedergebracht worden. Wie hoch sie sich nun hierdurch erfreuen, so wollte doch, wenn Sie aus dem publicirten Instrumento, sonderlich aus deme Ew. K. K. M. getreuste und gehorsamste Erbfürstenthümer in Schlesien concernirendem passu, wie weit sie wegen ihrer Kirchen und dem Exercitio A. C. versorget und begnadet zu ersehen haben und bekommen nicht geringe Bestürzung und dieses traurig Nachdenken, ob sie auch dergestalt der von E. K. K. M. sonder Zweifel allergnädigst vergönnten gänzlichen Beruhigung theil- und genüßhaft würden seyn und bleiben können.

Denn obwohl Ew. K. K. M. denen Augsburgschen Confeßionsverwandten und zugethanen Grafen, Freyherrn u. s. w. in Dero Fürstenthümer und Landen, nicht allein die Freiheit der Gewissen allergnädigst gegönnet; jedoch wenn meine Prinzipales am andern Theil erwegen, daß gleichwohl hierdurch die hievevor über 100 und mehr Jahre geruhig gehabte Religionsfreyheit über die Maaßen beschränkt, und da sie sich vielmehr einer gnadenreichen Erweiterung als was andern unterthänigst versehen, so finden sie sich darob nicht wenig bestürzt, und zwar um desto mehr, weil über dieses leicht zu errathen, wenn dem Friedensschlusse so präcise und stricte nachgegangen und keine Milderung zu erlangen seyn sollte, was für große Difficultäten und widrige Dispute, Strittigkeit und Irrungen zwischen einer Ehrwürdigen Kath. Priesterschaft und denen Evangelischen Inwohnern bevorab wegen der Tauffe, Trau-

un-

ungen, Begräbniß, Besuchung der Predigten und Kinderzucht, Abgebung der nicht zustehenden Decimen, (die zugehörige und hiebevor gewöhnliche bleiben billig anhero gezogen) und sonsten in viel Wege unausbleiblich erfolgen; Ja was vor Seelenangst, zumal bey alten verlebten oder sonst kranken Leuten, schwangern Frauen und dergleichen Personen, wenn sie das heil. Abendmahl zu genießen begierig, dazu wegen der Ferne des Wegs und daß sie zum Reisen ungeschickt, nicht gelangen könnten, entstehen; in was vor traurige Gedanken diejenigen Eltern, welchen ihre Kinder, ehe sie die heil. Taufe erreichet, Todes verfahren, möchten gerathen; wie sehr es sterbenden Leuten an nothwendigen Trost, da sie nicht ihrer Confeßion verwandte Kirchendiener an der Hand haben sollten, ermangeln; was für ein ruchloses Leben auch die Jugend wegen Abgang evangelischer Schulen und zuverläßlicher Institution, außer aller Andacht, Disciplin und Gottesfurcht führen und nehmen und was des Kümmerlichen Wesens mehr seyn würde; Ja was insonderheit vor großer Jammer und vieler tausend betrübten evangelischen Seelen himmelschreyendes Wehklagen bey den armen Städten, da dieselben, weil ihrer im Friedensschluße nicht gedacht, vor gänzlich ausgeschlossen geachtet, und ihnen also ein mehrers nicht als das flebile emigrandi exercitium übrig gelassen seyn sollte, unfehlbar zu gewarten stehn, und also gar nicht die Gewissen unbeirret und unbetrübt verbleiben, sondern vielmehr in neue Drangseligkeit, Noth und Gefahr kommen sollten; So müßen sie nur bekennen, würde Sie auch niemand verdenken können, daß sie eben daher in höchster Wehmuth und Herzenskummer begriffen sich befindeten.

Zu-

Zumalen wenn sie ihr Nachdenken dahin bringet, auch dieses zu befahren, daß der gemeine Mann, welcher ohnedas erschöpften Zustandes und aufschwellender Landesbürden wegen nicht feste, sondern recht zum Sprunge sitzet, ja täglich in das Feld gebieten thut und von seiner Herrschaft kaum bey Haus und Hof und in officio bishero erhalten worden, sothane Gewissensangst nicht erwarten, geschweige dann dieselbe in die Länge ausstehen, sondern ad exemplum vieler Hundert ja vieler Tausend, welche eben aus Ermangelung des freyen Exercitii den kläglichen und verderblichen Eingang gemachet, sich gleichfalls bey Zeiten aus dem Staube zu machen, das unglückselige Vaterland verlassen, hergegen zu ihrem sichern Verbleiben sub alio sole calentes terras erwählen, sich nach Gelegenheit ganz offnen Landes catervatim und haufenweise in die benachbarte Kron Pohlen, allwo die vorige Emigranten ganz neue Städte und Flecken erbauet, und daselbst ihre Handlungen, Gewerbe, Handarbeit und Nahrung in gutem Gemach und genugsamer Sicherheit treiben, sich begeben; ja wohl gar in Preußen oder das Römische Reich unter die evangel. Chur- und Fürsten, allwo bereit nicht minder als hier, großer Volkmangel, sich niederlassen und das mühselige Vaterland verlassen, und dasselbe der arbeitenden Mannschaft zum großen Nachtheil und Schmälerung Ew. K. K. M. Renten und Kammergefällen entblößen und dadurch aller Nahrungsmittel, worüber die Herrschaften ihre Poßeßtonen verlassen, die Städte auch allen Handel und Wandel aus Handen legen müsten, entsetzen. Bey solchem Bewandniß aber kein Gut, Dorf noch Haus durch gar keinen Kontrackt, auch wohl nicht verschenkter, an den

Mann

Mann zu bringen, sondern unbewohnet bleiben und wie der Anfang bereit stattlich gemacht worden, folgends injuriis coeli conficiret und zu nichte gemacht werden würden.

Nachdem aber meine Prinzipales gleichwohl ex eodem instrumento pacificatorio so viel, daß bey Ew. K. K. M. Ihnen die Gnadenthüre nicht gänzlich verschlossen, sondern indem neml. bey E. K. K. M. denen Evangelischen Churfürsten und Ständen in und außer künftigen Reichs-Conventen respectire vor Sie zu interveniren und zu intercediren, ausdrücklich reserviret und bedinget ist, aus Kaiserl. Milde und Höchst Erlauchtester Erzherzogl. Oesterreichischen Sanftmuth und, quod maxime attendendum, proprio motu nullaque imploratione prævia dieselbe was bessers zu erhalten, allergnädigst offen gehalten, wahrgenommen; hat dessen Betrachtung sie nicht allein wiederum in etwas aufgerichtet, erquicket und getröstet, sondern auch zu dergleichen zuverläßigen Gedanken und Hoffnung, wenn Sie nächst Gott zu Ew. K. M., als der von Gott selbsten, Ihnen und allen Bedrängten, zu einem tröstlichen Asylo fürgestellten höchsten Obrigkeit, aus allerunterthänigstem Vertrauen Ihren nothgedrängten Recurs recta nehmen thäten, es würde der Allerhöchste, als welcher aller Könige und Regenten Herz in Händen hat, Ew. K. K. M. Gemüth dergestalt mildern und sänftigen, daß Sie sich durch ihr allerunterthäniges fußfälliges Suppliciren zu einer erträglichern Resolution, als vielmehr vermittelst fremder Intervention geschehen möchte, bewegen lassen. In so steif und festgefaßter Confidenz erkühnen sie sich, verhoffentlich ausu veniali, Ew.

K. K.

K. K. M. ihr so hohes Anliegen und Gewissens-angst durch meine wenige und ohnmächtige Person beweglichst, jedoch andrer Gestalt nicht als in tiefster Demuth zu entdecken, und Dieselbe um Gottes Barmherzigkeit und um des theuren Verdienstes Jesu Christi willen anruflichst zu bitten, Sie geruhen als ein vortreflichster höchstlöblicher Potentat sich ihrer zwar übermäßig armen, ermergelten und höchst verderbten, doch sonder Ruhm treu verbliebner Unterthanen allergnädigst zu erbarmen, fürnehmlich aber in diesem passu religionis Dero angebohrne allergnädigste Kaiserl. und Königl. Clemenz, Dero hochlöblichsten Vorfahren Exempel nach dergestalt gegen ihnen hervorblicken und gleich als die liebe Sonne nach großem Ungewitter scheinen zu lassen, geruhen wollten, hiemit Sie, ihre Kinder und werthe Posterität bey vollständiger Freyheit ihrer Gewissen, neben dem wohl hergebrachten freyen unturbirten Besitz und Gebrauch Ihrer Evangelischen Kirchen und Schulen, zusammt denen dazu gewiedmeten Einkünften, vornehmlich aber dem unverhinderten exercitio der Religion Augsp. Confeß., wie sie sich dato in der Poßeßion befinden, hinführo ungeirret und ungewehret bleiben, auch davon diejenige, so zwar in katholische Kirchen eingepfarret, aber der Religion nicht seyn, doch der Kirchen Zustand unbeschadet, nicht ausgeschlossen werden möchten. Die aber, welchen das publicum religionis exercitium, als insonderheit bey den Städten Münsterberg und Frankenstein, wie auch etlichen Dorfschaften, insonderheit mit der Kirche zu Baumgarten, dem Geschlecht derer von Reichenbach zuständig, ohngeachtet dieselbe von undenklichen Zeiten, je und allewege mit evangelischen

Pfar-

Pfarrern besetzt gewesen, geschehen ist, manu militari wider Dero Willen entzogen worden, in integrum restituirt und in denjenigen Stand, darin sie sich über aller Menschen Gedenken vor diesem allerdings geruhlich befunden, wirklich wiederum besetzet, alles was darwider attentirt und vorgenommen, gänzlich cassiret und abgethan, und Sie also insgesamt, neben dem so lange und von Herzen erwünschten Landfrieden, auch des Kirchen-Religions- und Gewissensfriedens und Freiheit nicht weniger als die evangelischen Fürsten und die Hauptstadt unsers geliebten Vaterlandes, denen meine Principales solche ihre Glückseligkeit von Grund ihrer Herzen gönnen, theilhaftig gemacht, und dadurch, wie zuförderst und vor allen Dingen Gott, was dessen, also auch Ew. K. K. M., was Deroselben ist, mit ungekränktem Gewissen zu prästiren und zu leisten, desto mehr veranlaßt, verholfen und gestärkt werden möchten.

Es erwägen E. K. K. M. bitten meine unglückseligen Principales, was sie bey einem 30jährigen Kriege und neunjährigen sede belli ausgestanden haben; sonderlich aber, was sie an Seel und Geist von Freund und Feind wegen von Tag zu Tag ersonnener; neuer und impune fortgesetzter Insolentien, Verachtungen und Betrübungen, darüber kein Wunder, wenn die so hart gekränkte Seele vor der Zeit ausgefahren wäre, ausstehen; an Ehr und Existimation vor lädirliche, doch unerweißliche Injurien, Beschimpfungen und denn auch an ihrem Haab und Vermögen, indeme zusamt den edlen, bevorab bey vorhabender Anbauung ganz unentbehrlichen Kredit, alle Prätiosa, Gold, Silber, Perlen und

Edel-

Edelgesteine, ja der Kirchen Ornat und Vermögen selber, alles entweder dem Soldaten seine unersättigte Concupiscenz zu stillen, oder sich doch vor größern und unerwindlichen Schaden zu präserviren nicht ohne Wehmuth und schmerzliche Seufzer, darüber auch die Steine zum Mitleiden bewogen werden mögen, einstecken oder doch zu dero unbarmherzigen Raub und Preiß lassen müssen, dergestalt, daß ihrer viel nicht allein darüber vor Kummer und Herzeleid gestorben; die meisten der Ueberlebenden aber ihre Zeit in altissima sordium congerie zubringen, dero Stand und adliche Ankunft, wenn ihnen nur die Notorietät und der kindliche Respect gegen ihre verstorbne liebe Eltern nicht entgegen stünde, gerne verläugnen, ja, wenn es christlich und willkührlich, den Tod vor das Leben erwählen würden."

Nachdem Rehdiger dem Kaiser noch verschiedene politische Bewegungsgründe zu Gemüthe geführet hatte, um Ihn zur Gewährung seiner Bitte zu bewegen, fuhr er fort:

„Durch diese verhoffte, allergnädigste Bewegung werden Ew. K. K. M. Gott dem Herrn, als der die Hülfe, Armen, Noth und Quaal leidenden Leuten erzeiget, hochzuachten pfleget, gar ein gefälliges Werk vorbringen, die armen Fürstenthümer, Weichbilder und Städte à præsentissimo exitio et exidio vindiciren, viel tausend trostlose Seelen allergnädigst erquicken und von allbereit erzielter Flucht zurück und zu erbaulicher Nahrung im Lande erhalten; denen bereits Entwichenen patriæ repetendæ stimulum beybringen, Handel und Wan-

del wieder in Schwung, consequenter die geschwundenen Kammer-Gefälle und also E. K. M. hohes Landesfürstl. Interesse zu empfind.ichen Aufnehmen befördern, und denen armen Ländlein und Districten in einen solchen Stand, daß sie mit der Zeit æreus ante fuit, qui nunc est aureus orbis, werden rühmen können, verhelfen; Gloriam servatorum Civium, qua major vix detur, auf dieser Welt und in der andern copiosam mercedem und bey Dero getreusten Unterthanen diese Freudenstimme und Exclamatio: „Salva Germania, salva Silesia, salva omnia, dummodo Ferdinandus Tertius salvus!“ erwecken.“ —

Hier war es, wo der Kaiser dem Gesandten, als er solches „mit tiefstem Reverenz“ vorbrachte in die Rede fiel, weil er solche für geendigt hielt, und ihm den oben angeführten mündlichen Bescheid ertheilte.

Den 7ten März wurde Rehdiger darauf zu dem geheimen Raths-Präsidenten Grafen von Trautmannsdorf beschieden, von welchem er in Ansehung seines Gesuchs folgenden Bescheid empfieng:

„Mein Herr Gesandter! ich bedanke mich gegen seine Herrn Principalen, wie wegen Dero gethanen gutherzigen Anwünschens und erbotener Dienste, also, daß sie sich ihres negotii halber bey mir anmelden wollen, gantz freundlichst, möchte mir auch wünschen, daß ich denen Herrn Ständen in andre Wege viel zu Gefallen seyn möchte. In diesem passu aber will es sich gar übel machen lassen. Man

hat

hat eben über dieser Sache gantzer drey Jahre zugebracht, des Churfürsten von Sachsen und anderer evangelischen Reichsfürsten Gesandte haben auch das ihrige gethan, also daß nichts, was hiebevor nicht schon geschehen, in Consideration kommen kann. Ist aber doch ein mehrers nicht, als was bereits in dem instrumento pacificatorio einkommen, gerichtet worden. Nunmehr aber, da besagtes Instrumentum nicht nur besiegelt, unterschrieben und publicirt, sondern auch von allen Intereßenten die Ratificationes ausgewechselt worden, sehe ich zumal nicht, wie an einem so vollkommnen und omnibus numeris absolvirtem Werk füglich was geändert werden kann. Es wird gar sehr schwer hergehen. Ich habe es auch den Schweidnitzischen und Jauerschen Herrn Gesandten zu verstehn gegeben. Daß viel Kinder ohne Tauffe versterben möchten, wird gar impertinenter, angezogen. Haben die Leute nicht lutherische Prädicanten an der Hand, können sie doch die Katholischen erreichen. Wenn sie nur die katholische Tauffe, wie wir von der unkatholischen urtheilen, vor sufficient und rechtmäßig paßiren thäten. So ist auch, daß die Leute aus Mangel eines durchgehenden Exercitii entlauffen würden, weder Ursach zu vermuthen, weniger zu befahren. Haben sie doch die Stadt Breslau und der regierenden Fürsten ihre Kirchen an der Hand, und deren sich zu gebrauchen freye Macht und Erlaubniß. So ist auch das Leben und Verbleiben in Pohlen so köstlich nicht, daß sich jemand dahin zu sehnen, geschweige denn zu reißen habe."

Rehdiger bat um Erlaubniß reden zu dürfen und sagte: er sey zwar von seinen Principalen nur

demüthigst zu sollicitiren und zu bitten, nicht aber zu repliciren angewiesen, doch wage er es aus angebohrner Offenherzigkeit vorzustellen, daß u. s. w. Worauf der Graf von Trautmannsdorf erwiederte: „Er habe es einmal geredet, es werde schwer hergehen. Rehdiger möchte nur vernünftig in sich gehen und nachdenken: Ihro Kayserl. Majestät thäten nichts ungefehr, vielweniger ex odio oder Abgunst wider Dero getreue Unterthanen, sondern alles, was geschehe, geschehe mit gutem Bedacht und aus lauter Pietät, landesväterlicher Treue und daß Ihro Majestät alle Ihre Unterthanen gerne selig wissen wollten.“

Weil noch mehrere Gehörsuchende im Audienzzimmer warteten, so hielt es Rehdiger für Schuldigkeit, den Grafen nicht weiter aufzuhalten und beurlaubte sich.

Im Namen der schweidnitzischen Landstände waren in eben dieser Angelegenheit Heinrich von Poser und Conrad von Sack; und im Namen der glogauschen Ritterschaft Hans Christoph von Seeher und Adam von Kottwitz nach Wien gesendet worden, kamen aber alle gleich unverrichteter Sache zurück.

Sechs-

Sechster März.

1420. Große Enthauptung zu Breslau.

Das Urtheil dieser Enthaupteten lieferte der fünfte Januar der Jahrstage. Den 6. März, Montags nach Reminiscere ward die schauerliche Sentenz vollzogen. An der Ecke des Ringes beym St. Elisabethkirchhofe der Odergasse gegen über ward unter freyem Himmel der Urteltisch aufgeschlagen. Die Verbrecher wurden vorgeführt, der Stab über sie gebrochen und zur Hinrichtung mit dem Schwerdte verdammt, wozu acht Henker bestellt waren. Es waren namentlich folgende: 1. Peter Scherer. 2. Bochezicz, ein Kretschmer. 3. Lotterpfaffe. 4. Ottendorf. 5. Goldmann. 6. Petze Gotze. 7. Fredecke. 8. Wäscher. 9. Henges Weib, läutete die Rathsglocke. 10. Steinichen. 11. Klement, Messerschmidt. 12. Höneman, Geisler. 13. Paschke mit dem Krummen Munde. 14. Sölzer, ein Taschner. 15. Wiederan, ein Fleischer. 16. Radeburg. 17. Schubart. 18. Lorenz, Schwerdtfeger. 19. Gnözel. 20. Nickel Schöps. 21. Philipp, der Schneider. 22. Hans von Tachow. 23. Kreuzberg, der Büttner, hatte den Rathsthurm aufgehauen.

Fünf und Funfzig andere, deren Namen man im Faber verzeichnet findet, hatten sich bey Zeiten aus dem Staube gemacht und wurden vogelfrey erklärt.

Die

Die Enthauptung geschah auf dem Burgfelde, im Angesicht Kaisers Sigismunds, der am Fenster stand und zusah. Sie giengen alle herzhaft in den Tod und knieten unerschrocken nieder, um sich die Köpfe abschlagen zu lassen. Kein einziger bat um Gnade, sondern ihre ganze Aufmerksamkeit war Vorbereitung zu einem seligen Ende. Daniel Kreuzberg, der den Raththurm aufgehauen, wurde zuerst, und Hengesweib, zuletzt hingerichtet. Ihre Köpfe wurden auf die Thürme der Stadtmauer gespießt und damit die Nachwelt eine warnende Erinnerung hätte, so wurden sämtliche Leichname unter die bekannten viereckigen großen Steine auf dem Elisabethkirchhofe begraben, über welche der gewöhnliche Weg vom Ringe in die Kirche geht.

Aus weiser Vorsorge für die Zukunft glaubte Sigismund noch mehr thun zu müssen und verbot den sämtlichen Handwerkern zu Breslau alle Brüderschaften; auch sollten sie keine Morgensprache halten und nie mehr als sechs Personen zusammen kommen dürfen, um sich über ihres Mittels Angelegenheiten zu berathschlagen. Doch wurden das Jahr darauf auf vielfältiges Bitten und Anhalten den Zechen ihre Zusammenkünfte wieder erlaubt, unter der Bedingung, daß jeglicher Zeche ein Beisitzer vom Rath zugeordnet würde, der Zeuge von allen Reden und Unterhandlungen wäre. Eine weise und löbliche Einrichtung, die seit jener Zeit heute noch besteht. Ferner sollten die Handwerker kein Lehn noch Selgerete oder Vermächtniß mehr inne haben, sondern die Rathmanne sollten sich derselben unterwinden und Gewand und Schuh den Hospi-

spitälern und armen Leuten, nach ihrem Eide austheilen. Und weil die Fleischer des Auflaufs Anheber und Vollbringer gewesen, so soll kein Fleischer innerhalb der innern Stadtmauer sein Haus haben, sondern sie und die Geisler sollten fürbas nicht in der Stadt schlachten und alles Vieh, was sie verkaufen wollten in den Kuttelhöfen abthun und bereiten. Auch sollte zu ewiger Strafe kein Fleischer in seinem Hause Mordwaffen haben noch an seinem Leibe tragen, ausgenommen damit sie ihr Vieh schlachten. — Julius 17. 18.

1789. Wiederherstellung der Himmelfahrtsfeyer.

Unter die vom Könige Friedrich II. im Jahr 1773 abgeschafften Feyertage, gehörte auch das Fest der Himmelfahrt Christi. Es sollte auf den nächsten Sontag Exaudi verlegt und zugleich mit gefeyert werden. Schon damals schien die Aufhebung dieses Feyertages vor allen übrigen eine besondere Theilnahme zu erregen und ohnerachtet seiner Confiscation blieb er der General-Spatziertag des breslauschen Gesindes, welches an diesem Tage nach einer alten Sitte schaarenweise auszuströmen pflegte. Der religiöse Sinn Friedrich Willhelms II. ließ sich auch aus andern Ursachen bereitwillig finden, und der König verordnete unter dem 6ten März:

„Nachdem Wir erwogen, was gestalt unter denen ehemaligen verschiedenen Festtagen, deren Abschaffung in unsern Landen bereits unter voriger Regierung zum wahren Besten des Nuhrungsstan-

des

des und der untern Volksclasse verordnet worden, gleichwohl die Himmelfahrtsfeyer unsers Herrn Jesu Christi für dessen Anhänger und Bekenner von vorzüglicher Wichtigkeit bleibe und daher deren Wiederherstellung nicht zu unterlassen sey: Als haben wir dem zufolge laut Kabinetsordre vom 4ten huj. allerhöchst resolvirt, daß von nun an dieses Fest in Unsern gesamten Staaten und Provinzen an dem Tage, wo solches der Zeit nach einfällt, hinwiederum, wie ehemals, und gleich andern hohen Festtagen besonders gefeyert und damit in diesem Jahre der Anfang gemacht werden solle."

Siebenter März.

966. Einführung des Christenthums.

Nach einer bekannten schlesischen Volkssitte gehen arme Kinder am Sonntage Lätare zum Sommer und treiben den Tod aus, weswegen er auch der Todten-Sonntag genennt zu werden pflegt. Dabey singen sie gar erbaulich:

Nun treiben wir den Tod hinaus,
Den alten Juden in das Haus,
Den Jungen in den Kasten,
Morgen wollen wir fasten. u. s. w.

An den meisten Orten ist nur das Sommergehen oder Betteln mit den bekannten Versen noch üblich, wobey die Kinder einen grünen Fichtenreiß mit Eyerschalen und Goldpappier geschmückt in den

Hän-

Händen tragen. Daß in Breslau die Hospitalkinder bey dieser Gelegenheit eine ziemlich starke Fichte, der Mayenbaum genannt, vor sich hertragen lassen und die Straßen singend durchziehen, ist allgemein bekannt. Ehedem und 1785 noch in Glogau (ob es seitdem abgestellt ist oder heute noch fortdauert, weis ich nicht) wurde aber der Tud förmlich ausgetrieben. Ein Augenzeuge beschreibt die Farce so: „Sie bilden einen Strohmann, den sie mit einem zerlumpten Rocke bekleiden und mit einer Mütze, oder des größern Spaßes wegen mit einer ausgedienten Perrücke bedecken. Zween Stecken, welche die Arme vorstellen, dienen den zwey Jungen, die ihm zur Seite gehen, dazu, ihn anzugreifen und zu schwenken. Hinterher folgen noch einige mit Stecken, um den Tud aus der Stadt zu treiben. So geht denn die Procession unter einem sehr albernen Gesange bis auf die Oderbrücke hin, wo das Kinderspiel sich damit endigt, daß der Popanz ins Wasser gestürzt wird.“

Es kann wohl seyn, daß ehedem bey diesem Possenspiel der Aberglaube zum Grunde lag, daß an dem Orte, wo der Tod nicht ausgetrieben würde, in diesem Jahre die Pest ausbräche. Auch soll man den vorüberziehenden muthwilligen und singenden Kindern deswegen Geld gegeben haben, daß sie den Popanz oder Tud nicht etwann einem ins Haus werfen, weil man den Aberglauben hegte, daß in einem solchen Hause das Jahr jemand stürbe. Nach der Meinung der Gelehrten soll aber hiebey nicht vom Tode, sondern von dem alten heidnischen Götzen Tot oder Tut die Rede gewesen seyn.

Wie dem auch sey, so geht aus allen historischen Zeugnissen so viel als Zuverläßig hervor, daß dieß Tod austreiben, Beziehung auf die Einführung des Christenthums in Pohlen, zu welchem damals Schlesien gehörte, habe und die jährliche Feyer dieser höchst merkwürdigen Begebenheit andeuten sollte. Die Veranlassung dazu soll folgende gewesen seyn.

Der heidnische Herzog Miesko oder Mieslav von Pohlen hatten sieben Gemahlinnen und beklagte sich öfters, daß er von keiner derselben einen Erben bekäme. Verschiedene Personen, von geist- und weltlichem Stande, die aus den benachbarten Provinzen, wo schon das Christenthum eingeführt war, an seinen Hof kamen und bey ihm in Ansehen standen, riethen ihm: er sollte die Abgötterey verlassen, den einigen wahren Gott erkennen und den christlichen Glauben zugleich mit seinem Volke annehmen, alsdenn würde er Erben bekommen und in allen Unternehmungen glücklich seyn. Der Herzog gab diesen Vorstellungen Gehör, und wurde durch die Schilderungen, welche ihm Mönche und Geistliche von der Abscheulichkeit des Götzendienst und den künftigen immerwährenden Qualen der Götzendiener vor Augen mahlten, noch mehr geneigt zum Christenthum überzutreten. Er versprach nicht nur für seine Person den christlichen Glauben anzunehmen, sondern auch seine Unterthanen dahin zu bringen. Er gab seinen sieben heidnischen Frauen den Abschied, schickte eine Gesandschaft an den böhmischen Prinzen Boleslav und ließ um dessen Tochter Dambrovka werben. Boleslav ertheilte zur Antwort: er wolle recht gern ei-

nen

nen so großen und erlauchten Fürsten zum Schwiegersohn annehmen, nur müsse er der Abgötterey entsagen und sich zum christlichen Glauben bekennen. Eben so antwortete Dambrovka den Gesandten: es schicke sich nicht für sie, als eine Christin, einen Götzendiener zu ehligen; wenn aber der Fürst das Heidenthum abschwören und sich taufen lassen wolle, so würde sie sich nicht weigern, ihn zu heirathen.

Die Gesandschaft kam mit dieser Antwort nach Pohlen zurück und Miesko versammelte die Vornehmsten des Reichs, um sich über diese Angelegenheit zu berathschlagen. Man konnte sich aber nicht vereinigen und verschob den Schluß bis auf den folgenden Tag. In dieser Nacht hatte sowohl der Fürst, als auch die meisten seiner Räthe einen Traum, in welchem ihnen nachdrücklich befohlen wurde, die vorgeschlagnen Bedingungen anzunehmen. Sie sollten ja nicht, wurde ihnen angedeutet, das Glück des Reichs verscherzen, welches das Christenthum bis auf die späteste Nachwelt über Pohlen verbreiten würde.

Durch diesen Traum bewegt, faßte der Herzog nebst den Vornehmsten seines Reichs den einmüthigen Entschluß, sich zur christlichen Religion zu bekennen. Eine andere Gesandschaft gieng darauf nach Böhmen ab, welche im Namen ihres Herrn versprach: daß nicht allein Er, sondern auch die ganze pohlnische Nation sich entschlossen habe und bereit sey, den christlichen Glauben anzunehmen. Der Herzog von Böhmen gab hierauf seine Einwilligung und schickte seine Tochter Dambrovka mit ei-

nem ansehnlichen Gefolge von böhmischen Baronen und Edlen nach Pohlen. Als sie sich Gnesen näherte, gieng ihr der Herzog mit seiner Hofstaat entgegen, dabey die pohlnischen Damen im prächtigsten Schmuck erschienen. Nach verlauf weniger Tage, in welchen sich der Herzog Mieslav von den Geistlichen und Mönchen, die deswegen besonders nach Gnesen berufen waren, in den Hauptstücken der christlichen Religion unterrichten ließ, entsagte er nebst den Vornehmsten des Reichs und den Ortsobrigkeiten, dem Götzendienst und ließ sich zu Gnesen taufen. Bey der Taufe wurde der Name Miesko in Mieslav verwandelt. Seine Schwester noch eine Jungfrau, empfieng ebenfalls die Taufe und nahm den Namen Adelheit an. An eben dem Tage wurde er mit der Dambrovka vermählt und die Hochzeitfeyerlichkeiten dauerten mehrere Tage.

Hierauf nahm ganz Pohlen den christlichen Glauben an. Auf den ernstlichsten Befehl des Herzogs Mieslav wurden alle Götzen zerbrochen und ihre Bilder nebst den Tempeln verbrannt; die Verehrer derselben mit Verlust ihrer Güter und ihres Lebens bestraft; alle Ceremonien, Feierlichkeiten und Festtage, wie auch alle öffentliche zu Ehren der Götzen sonst gehaltne Schauspiele verboten und endlich alle Wahrsager, Zeichendeuter und Beschwörer aus dem Lande gejagt. Weil aber fast in allen großen und kleinen Städten, wie auch in den vornehmsten Dörfern Pohlens Götzenbilder und Haine waren, die man noch nicht nach dem Befehl des Herzogs abgeschaft hatte; so lies Mieslav eine wiederholte Verordnung bekannt machen, daß man auf den siebenten März durch ganz Pohlen die

Gö-

Götzen abschaffen sollte. Und als dieser Tag erschien, mußte jede Stadt, jedes Dorf die Bilder ihrer Götzen zerbrechen, und sie also zerstümmelt in Sümpfe, Teiche und Seen, in Begleitung einer Menge Volks beiderley Geschlechts, versenken und Steine darauf werfen. Die Götzendiener und alle die, welche Gewinn davon gezogen hatten, seufzten und weinten zwar heftig bey diesem Aufzuge; aber aus Furcht vor den herzoglichen Beamten musten sie sich darein ergeben. Diese Verstümmelung und Versenkung, da man die Bildnisse der Götzen auf einer langen Stange trug und am Sonntage Lätare in Sümpfe warf, ist durch den Gebrauch des Todaustreibens in Schlesien und Pohlen im Andenken erhalten worden.

Ohnerachtet das Bekehrungsgeschäft damals weit leichter gewesen seyn muß, als heut, so entsprach es doch den Befehlen und Erwartungen Mieslavs nicht ganz. Er versuchte also den Weg der Güte und begab sich in mehrere Städte, Flecken und Dörfer, wo er Erwachsne und Kinder beiderley Geschlechts tauffen ließ und sie durch Geschenke an Gelde und Kleidern in ihrem neuen Glauben zu bestärken suchte. Doch auch das glückte nicht ganz und er erfuhr, daß noch 980 die meisten seiner Unterthanen, sowohl Adliche als Bauern, die Abgötterey nach wie vor trieben und den Götzen in ihren eignen Häusern opferten, ohne sich um die Taufe zu bekümmern. Er schickte deswegen in jede Provinz Statthalter und Herolde mit dem strengsten Befehl: sämtliche Unterthanen sollten sich in die ihnen am nächsten liegende, von ihm erbaute Kathedralkirche begeben und sich

oh-

ohne Widerrede taufen lassen. Wofern das nicht geschähe und sie in der vorgeschriebenen Zeit in den Kirchen nicht erschienen und sich taufen ließen, so sollten ihre Güter eingezogen werden. Das wirkte gewaltig; die Menschen kamen schaarenweise herbey und empfingen die Taufe. Sie wurden zugleich von den Bischöfen und Priestern in den Hauptstücken des christlichen Glaubens unterrichtet, zu den Ceremonien und Gebräuchen angeführt, und musten die Sonntage, die Christ- und Marienfeste, wie auch die Apostelтage feyern; imgleichen alle Mittwoch, Freitag und Sonnabend fasten.

Die Nachfolger Mieslavs setzten das Bekehrungswerk mit eben dem Eifer fort. „In dem Reiche Boleslavs, sagt die dittmarsche Chronik, sind viele mancherley Gebräuche, die bey aller ihrer Strenge, doch zum Theil zu loben sind. Denn sein Volk muß nach Art der Ochsen regiert und wie faule Esel gezüchtigt werden, da ohne schwere Strafe es nicht möglich ist, daß der Fürst, wenn er anders nicht das Wohl des Reichs ganz aufgeben will, es beherrschen kann. Wenn jemand eine fremde Frau mißbraucht, trift ihn gleich nachfolgende Strafe. Er wird auf die Brücke des Markts geführt, seine geheime Theile werden an einen Pfahl genagelt und dazu ein Scheermesser gelegt, da er die traurige Wahl hat, sein Leben damit zu endigen oder zu erwarten, ob er davon kömmt. Welcher betroffen wird, daß er in der Fasten Fleisch gegessen, dem werden zur Strafe die Zähne ausgerissen. Einer Ehebrecherin wird die Schaam abgeschnitten und auswendig an die Hausthüre genagelt, damit jeder Hineingehende

-dies

dies sehen und sich belehren und warnen lassen soll, sich dafür zu hüten."

Ueber diese wahrhaft pohlnische Bekehrungsmethode ließe sich wohl manches erinnern, was ich aber meinen Lesern überlasse.

Achter März

1526. Kirche zu St. Bernhardin in Breslau wird protestantisch.

Durch die Streitigkeiten, welche die Bernhardiner mit den Brüdern zu St. Jacob hatten und derentwegen sie endlich auswanderten, kam ihre Kirche in die Hände des Magistrats zu Breslau, wofür er dem Könige tausend Reuter zum Türkenkriege stellte. Sie wurde darauf zur dritten evangelischen Pfarrkirche der Stadt Breslau bestimmt. Noch heute führt der erste Prediger derselben den Titel Probst zum heiligen Geiste und zwar aus der Ursache, weil ehedem die Probstey zum heiligen Geiste mit derselben verbunden und der Pastor zu Bernhardin zugleich Probst zum heiligen Geiste war. Bey Anfange der Reformation verließ der damalige Probst, aus Besorgniß seine Probstey möchte mit den Kirchen zu Elisabeth und Magdalena gleiches Schicksal haben, dieselbe, und der Magistrat zog die dazu gehörigen Güter ein und ließ den Gottesdienst in der Probstey durch den Pastor zu Bernhardin verwalten. Sie war damals schon ziemlich baufällig und 1597

den

den 27ten Februar wurde sie durch den Einsturz des nahgelegnen Stadtwalles grösstentheils verschüttet. Man glaubte ihrer entbehren zu können und riß sie gänzlich ein, so daß nichts von ihr übrig blieb als der noch fortdauernde Titel des jedesmaligen Prediges zu Bernhardin. Den 28ten Junius 1628 wurde die Kirche zu Bernhardin nebst dem größten Theil der Neustadt durch eine Feuersbrunst, welche auf dem Neumarkt entstand, fast gänzlich verwüstet,. doch blieben die Mauren stehen, so daß schon den 24ten September desselben Jahres wieder Gottesdienst gehalten werden konnte.

1631. Mandat gegen die Protestanten.

Im Jahre 1629 brach zuerst das Religionsungewitter über die Protestanten aus, indem ihnen sämtliche Stadtkirchen in den unmittelbaren Fürstenthümern gewaltsamer Weise durch die Lichtensteinschen Dragoner entrissen wurden. Man schob die Schuld davon und wohl nicht ganz mit Unrecht auf den nunmehr erloschenen Orden der Jesuiten. Aber merkwürdig bleibt im Vaterlande die Erscheinung, daß ein Mitglied eben dieses Ordens, der Pater Nerlich zu Glogau, sich stark und laut gegen jene gewaltsame Bekehrungsmethode erklärte. Er stellte nehmlich aus: „ein ungefehrliches Gutachten, ob es rathsam sey, daß die hinterstelligen Compagnien der Lichtensteinschen Soldaten von Glogau abgeführt werden sollen?“ Man sieht daraus, daß auch schon damals nicht alle Katholicken so dachten, wie das

fol-

folgende Mandat besagt. Wie schön und wahr, aber freylich für die Intoleranz wie bitter! rechtfertigte Nerlich die Ehre der katholischen Religion, wenn er unter mehrern sagt: „man kann nicht läugnen, daß mit dem vergangnen harten und grausamen Procedere der Soldaten, so sie gegen viele arme Leute des Orts verübt, ein merklicher Exzeß begangen worden sey; so sich denn auf eine solche Manier in Religionssachen, im Fall es einigen Bestand haben sollte, gar nicht thun läßt, cum fides suadenda sit, non imperanda, ut magis tollatur vana opinio, quæ sensibus insidet, docendo, quam jubendo, monendo quam minando, wie an einem Orte gar schön der heil. Augustinus redet. Und es hat der Evenius selbst ausgewiesen, was man mit dem Soldatenzwang in Religionssachen Gutes ausgerichtet: Difficillimum enim est, ut bono peragatur exitu, quod malo inchoatum est principio, ut alicubi loquitur Leo Papa. Denn es sind entweder Hypocritæ, oder aber ventosi Catholici, arundini similes ex ista radice gewachsen und hervorgesproßen. So sind auch durch dermaßen procedere civium animi merklich exacerbirt, auch die heilige katholische Religion hierdurch selbst ziemlich verdächtig und verhaßt gemacht worden, als wenn dergleichen rapinæ, Gewaltthaten, Compilationes, Oppressiones pauperum, welche sonst peccata clamantia sind; item unnütze Verschwendungen der Gaben Gottes und andere theils wider die christliche Liebe vorgelaufene Exorbitantien, fructus catholicæ religionis wären, welche doch sonst viel von guten Werken haltet."

Leider predigte der fromme Jesuit, so wie einst der menschenfreundliche Dominikaner De las Casas in Peru, tauben Ohren. Die Dragonaden dauerten fort, und welche Folge war natürlicher, als daß die Protestanten ihnen möglichst auszuweichen suchten? Dies geschah besonders dadurch, daß sie die benachbarten Dorfkirchen, die bis 1653 noch ungesperrt blieben, besuchten. Diese Contrebande von Gottesdienst erzeugte von Seiten des Freiherrns von Bibran, Landshauptmanns der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer in Rücksicht der Bürger zu Striegau ein charackteristisches Mandat, was freilich eben so wenig im Geiste Pater Nerlichs, als im Geiste der katholischen Religion geschrieben ist. Ein Bruchstück daraus ist folgendes:

„Es ist mein ernstlicher Will und Amtsbefehl, daß der Königsrichter und der Rath der Stadt Striegau, niemanden den Brewurber weiter vergünstige, keinem auch ein Legatum folgen, oder zu einiger Erbschaft, sie falle gleich von Eltern auf die Kinder, oder von den Kindern auf die Eltern, oder von den Freunden auf Freunde, zukommen lasse; er habe sich denn zuvor, nit allein mit Worten, sondern auch öffentlich durch Empfahung der heiligen Sakramente erkläret, daß er bey der einmal angenommenen katholischen Warheit unwandelbar verbleiben, auch die Seinigen mit allem Fleiß dazu halten wolle.

Dafern nun jemand dessen ungeachtet in seiner Halsstarrigkeit verbleiben, die gewöhnlichen Predigten aus Trutz und Bosheit versäumen, seine

Kin-

Kinder der Schule entziehen, und also mit seinem bösen Exempel andern an Ihrer einmal gefaßten löblichen Resolution ärgerlich und verhinderlich seyn würde: diesem soll der Königsrichter und der Rath nicht allein den Brauurber, sondern auch alle Nahrung und Handthierung sperren, dieselbe ihm auch nicht wieder zulassen, er habe sich denn, wie obgemeldt, erklärt, bey der einmal angenommenen katholischen Religion zu verbleiben.

Weil auch vermuthlich, daß etliche halsstarrige Gemüther sich unter der Bürgerschaft und Gemeinde befinden, welche viel lieber das Beneficium emigrationis suchen, als bey der einmal gefaßten Resolution werden verbleiben wollen, als ist Mein Befehl, daß der Königsrichter und der Rath solch Beneficium Keinem vergünstige, er habe sich dann erkläret, daß er vor seinem Abzug Ihrer Königl. Majestät die gewöhnliche, und in allen Orten Rechts zugelaßne Abfahrt-Gelder, als nehmlich zehn pro Cento, von allen seinen Haab und Gütern, auch von denjenigen, die er allbereit anders wohin geflehet, entrichten; alle seine rechtmäßigen Schulden befriedigen, seine leibliche Kinder und Erben, so unter den Knäblein das 18te, unter den Mädchen das 11te Jahr nicht erreichet, alldar neben einem gewissen Antheil seines Gutes, welches ihnen de jure naturæ gebührte, verlassen; sich nicht weiter in den Fürstenthümern zu betreten, sondern solche gänzlich zu räumen, reversiren wolle. Sollte sichs aber begeben, daß jemand von seiner einmal gefaßten Resolution weichen, eine Unordnung in der Religion vornehmen, solche auch mit Empfahung fremder und unkatho-

lischer Communion an Tag geben würde; so ist an Konigsrichter und Rath Mein ernster Wille, solchem die Emigration mit izt gemeldeten Conditionen alsbald anzudeuten, und da nach Verlauf eines Monats die angedeutete Emigration nicht erfolgte, ihn in gefängliche Haft zu nehmen; ihn auch derselben nicht eher zu entlaßen, bis Ich hierin genugsam informiret worden."

Bis hieher der Freiherr von Bibran. Sapienti sat! Mit Wehmuth stößt die Geschichte auf solche Ruinen der Vorzeit, als auf klägliche Beweise von den traurigen Verirrungen des menschlichen Verstandes und Herzens. Gute Menschen von beiden Partheyen werden sich wohl über diesem Bruchstücke die Hände reichen und sich zurufen: wir wollen es mit dem Schleyer der Vergessenheit bedecken; Gott sey Dank! es liegt ja hinter uns.

Neunter März.

1337. König Johann Lüzelburg kömmt nach Breslau.

Mit dem böhmischen Könige Johann, der den Zunamen Lüzelburg führt, beginnt eine ganz neue und äußerst wichtige Hauptperiode in der Geschichte. Schlesien tritt aus aller Verbindung mit Pohlen, wird dem Königreiche Böhmen als ein Lehn einverleibt, die schlesischen Herzoge hö-

hören auf selbständige souveraine Regenten zu seyn und werden von nun an böhmische Vasallen. Das waren die traurigen Folgen der unseligen Fehden, welche die Herzoge unter einander führten. Besonders war Boleslav von Liegnitz, der seinen Bruder Heinrich den Sechsten, Herzog von Breslau, unaufhörlich beunruhigte, die nächste Veranlaßung dazu. Heinrich VI. hatte keine männliche Erben. Um Ruhe für seinen Bruder zu haben und einem drohenden Kriege mit Pohlen auszuweichen, ließ er sichs auf Anrathen seiner Vertrauten gefallen, sich in böhmischen Schutz zu begeben. Theils konnte er sich nicht empfindlicher an seinem unruhigen Bruder rächen; theils waren die Bedingungen, welche ihm König Johann von Böhmen machte, so beschaffen, daß er um desto bereitwilliger war, ihm das Herzogthum Breslau als ein Lehn aufzulassen. Der König gab ihm nämlich dafür die Grafschaft Glatz und wieß ihm außerdem noch jährlich tausend Mark Silbers aus der Königlichen Rentkasse an und so lange der Herzog lebte, sollte er als unumschränkter Herr seines Landes regieren. Dafür sollte nach Heinrichs Tode sein Herzogthum erb- und eigenthümlich an Böhmen fallen. So nahm nach 180 Jahren die Souverainität der schlesischen Herzoge ein Ende.

Heinrichs Bruder, Boleslav von Liegnitz, sprühte Funken und Flammen, als er diesen Vertrag seines Bruders mit dem Könige Johann von Böhmen, der sein Schwager war, vernahm. Um desto mehr, weil ihm König Johann bey dem heiligen Sacrament geschworen, daß er sein Erbfürstenthum und was sonst künftig an ihn fallen möch-

te,

te, nie annehmen, sondern ihm vielmehr gegen jedermann Hülfe leisten würde. Er machte darüber seinem Schwager die bittersten Vorwürfe, aber dieser antwortete ihm trocken weg: es ist wahr, ich habe versprochen, euch gegen einen jeden, nicht aber gegen mich selbst beyzustehen. Da nun der mächtige König Johann einmal festen Fuß in Schlesien hatte, so wuste er es theils durch List und Gewalt dahin zu bringen, daß sich die schlesischen Herzoge einer nach dem andern bequemen mußten, ihm wie Heinrich von Breslau ihre Länder als Lehn aufzulassen. Am nachdrücklichsten sträubte sich Primislav von Glogau, welcher die stolze Antwort gab, „ich will lieber betteln gehen, als meine Freiheit verkaufen.“ Unter seinen Nachfolgern erreichte aber Johann dennoch seinen Zweck.

Heinrich VI. starb den 24ten November 1335 und 1337 am Palmsonntage hielt König Johann seinen feierlichen Einzug in Breslau. Das Land huldigte nun zum erstenmal einem Könige. Fürsten und Stände zogen ihm mit 3000 Pferden entgegen und begleiteten ihn in die Stadt, die Bürgerschaft paradirte mit Spießen, Hellebarden und Armbrüsten. Vor dem Königlichen Quartier, der großen Wage gegen über, wurde eine Bühne errichtet, auf welcher der König in einem schwarz samtnem Kleide auf einem, mit schwarzem Samt beschlagnen Sessel unter einem Thronhimmel sitzend, die Huldigung empfieng. Die Bürgerschaft legte den Eid in schwarzen Kleidern und Mänteln ab, so daß man die Huldigungsfeyer für ein prächtiges Trauerfest hätte halten mögen.

1741.

Schadelonagel

Ich will lieber betteln gehn, als meine Frei-
heit verkaufen.

1741. Glogau erobert.

Die erste Festung, welche die preußischen Truppen in Schlesien eroberten, war Glogau. Sie wurde früh um 1 Uhr unter Anführung des Prinzen Leopold von Dessau mit Sturm eingenommen. da der Einmarsch des Königes in Schlesien so unvermuthet geschah, so befanden sich nur 855 Mann Kaiserliche Besatzung und 58 metallne Kanonen darinnen, welche sämtlich eine Beute des Siegers wurden. Schon das Jahr darauf 1742 wurden hier die hohen Landes Dicasteria, als die Kriegs- und Domainen-Kammer, die Oberamtsregierung und das Evangelische Ober-Consistorium errichtet, wodurch die Stadt merklich wieder in Aufnahme kam. In den fernern schlesischen Kriegen hat der Ort keinen Feind weiterhin mehr gesehen, so nah auch Oesterreicher und Rußen um denselben umher schwärmten.

Zehnter März.

1493. Aufstand zu Glogau.

Johann Albert, Herzog zu Glogau ward zum Könige von Pohlen erwählt und verordnete einen gewissen Polack zum Landeshauptmann, dem er in seiner Abwesenheit die Regierungsangelegenheiten des Fürstenthums übertrug. Er hätte kein abscheulichers Ungeheuer zu seinem Stellvertreter wählen können, als diesen Polack. Zuerst führte er eigenmächtig eine neue Biersteuer ein, welches sich

die

die Bürgerschaft gefallen ließ. Bald gieng er aber weiter und griff auf die empfindlichste Weise in die wohlhergebrachten Rechte der Bürger ein. Sie hatten nehmlich bisher das Recht behauptet, jährlich eine freye Rathswahl unter sich zu halten. Diesen Gebrauch warf Polack 1493 gänzlich um, stieß die ihm nicht gefälligen Rathmänner aus und ernannte dazu andre nach eignem Belieben. Er erwählete dazu besonders solche, von denen er keinen Widerspruch in sein tyrannisches Verfahren befürchtete. Den bisherigen Burgermeister, Martin Arnold, der mit patriotischem Eifer die Rechte der Stadt gegen die Eingriffe Polacks vertheidigt hatte, ließ er hinterlistig in der Vorstadt auffangen und warf ihn nebst einem gewissen Nickel Link gefänglich in den Schloßthurm.

Tags darauf, den 10ten März gerieth die ganze Gemeine darüber in Aufstand. Sie läutete die Sturmglocken und kam bewaffnet auf und vor das Rathhaus, um die gefangenen Patrioten zu befreyen. Die Rathmänner, sämtlich Kreaturen Polacks, wiesen sie aufs Schloß zu dem Hauptmann, der solche dort in Verwahrung behielte. Eine Deputation der Bürgerschaft begiebt sich dahin, um die Gefangenen los zu bitten. Polack antwortet: er habe sie auf Befehl des Königs eingezogen, dessen Bescheid sie erst abwarten und einholen möchten; doch versprach er sie nicht tödten zu lassen. Der Aufruhr des erbitterten Pöbels dauerte den ganzen Tag fort. Man mußte sich also an den König Albert von Pohlen selbst wenden, an welchen die Stadt in dieser Angelegenheit 16 Deputirte schickte. Sie fanden aber kein Gehör, weil Polack

ih-

ihnen schon vorgekommen war und die Verhafteten als gefährliche Aufrührer geschildert hatte. Der Rath, dem Polacks Wünsche und Winke Befehle waren, brachte die Bürger in ein noch größeres Gedränge, und übergab ihm am Himmelfahrtsfeste Zehn derselben, mit der Anzeige, daß sie die Rädelsführer des Auflaufs gewesen wären.

Es erschien darauf eine Königliche Commißion in Glogau. Der Ex-Burgermeister Arnold wurde vorgefordert. Von aller Welt verlassen, weil aus Furcht für den tyrannischen Polack niemand es wagte, sich seiner auzunehmen, vertheidigte er sich dennoch männlich. Er bewieß deutlich, daß er an dem Aufstande nicht den mindesten Antheil habe. Der Landeshauptmann habe ihn ohne Verhör und nähere Untersuchung blos deswegen verhaftet, weil er die Gerechtsame der Stadt nach Amt und Pflicht vertheidigt habe. Daß ihn die Bürgerschaft mit Gewalt habe befreyen wollen, billige er nicht; sey aber auch nicht seine Schuld. Zwar erlaube das Naturrecht Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, dem Hauptmann sey aber dabey doch kein Leid wiederfahren.

Hätte die Commißion entweder nicht hinlängliche Vollmacht, in der Sache zu entscheiden, oder wollte sie dem Günstlinge des Königs, Polack, nicht entgegen handeln, das steht dahin. Sie richtete weiter nichts, als daß sie einen der Zehn als Rädelsführer verhafteten, einen gewißen Melchior Dreyßigmark lossprach und ihm ein schriftliches Zeugniß seiner Unschuld gab. Arnold und die übrigen wurden ins Gefängniß zurückgeführt und

die

die Commißion verlies Glogau mit der Erklärung, daß sie es auf weiteres Erkenntniß des Königes in dieser Angelegenheit wolle ankommen lassen.

Nach Abreise derselben stellte aber Polack, zum Zeugniß, daß er Macht habe zu züchtigen und los zu lassen, wen er wolle, den Nickel Link und noch einen andern auf freyen Fuß. Alle übrigen harrten im Gefängniß ihrem weitern Schicksal entgegen. Die Gemeine lag indessen unaufhörlich den Rath an, sich der Gefangnen anzunehmen, und dieser fertigte eine abermalige Gesandschaft an König Albert nach Krakau ab. Sie hatte das Schicksal der erstern, denn Polack besaß das unbeschränkte Vertrauen seines Herrn, der höchst wahrscheinlich das Schicksal der Gefangenen lediglich seinem Gutdünken überlassen hatte. Dies erhellet aus einem Königlichen Befehl, welchen Polack dem Rath vorlegte, in welchem diesem befohlen wurde, dem Hauptmann ohne Widerrede zu gehorchen. Als erste Probe dieses Gehorsams befahl Polack dem Rath, auf den 9ten October den Nicolaus Agricola, welcher beschuldigt war, daß er zuerst die Sturmglocke geläutet und das Volk in Rüstung gebracht hätte, hinrichten zu lassen. Der Rath gehorchte und Agricola blutete.

Doch dies war nur ein kleines Vorspiel größeren Jammers. Am Tage St. Galli berief der Hauptmann früh Morgens den Rath zu sich und befahl ihm im Namen des Königs, noch diesen Tag die sämtlichen Gefangenen hinrichten zu lassen. Er setzte sich darauf auf den Wagen um nach Bolkwitz zu reisen, mit der Erinnerung, daß er darauf rechne, bey seiner Rückkunft gegen Abend die

er-

erlaßnen Befehle auf das genauste vollstreckt zu sehen. So verließ er den erstaunten Rath und die unglückliche Stadt.

Allgemeiner Jammer verbreitete sich. Der eingeschichterte Rath muste gehorchen, ließ die Gefangnen eiligst zum Tode bereiten, mit den Sakramenten versehen und alles zur Hinrichtung ins Werk setzen. Nur Ein Mann war in Glogaus Mauren, von dem man die Verzögerung eines solchen Mordspiels erwarten zu können glaubte. Es war Ernst von Tschammer, ehemaliger geheimer Rath des berüchtigten Herzogs Hans, der viel über den Hauptmann Polack vermochte. Bestürmt von dem Jammern und Flehen der Familien, die heut ihre Väter und Verwanden verlieren sollten, und die ihn um Gottes Willen baten, sich ihrer zu erbarmen, ließ er sich nach langem Weigern endlich bereitwillig finden, seine Vermittelung zu versuchen. Er begab sich aufs Rathhaus und ersuchte, die Hinrichtung diesen Tag noch aufzuschieben. Der Rath trug Bedenken und entschuldigte sich mit der großen Verantwortlichkeit, die ihm, bey Polacks bekannter grausamen Gemüthsart, daraus zuwachsen könnte. Gebt euch zufrieden, antwortete Tschammer, ich will den Hauptmann zufrieden stellen; ich nehme die Sache auf mich. Die Vollziehung der Sentenz war darauf für diesen Tag aufgeschoben.

Am

Am Abend kam Polack von Bolkwitz zurück. Seine erste Frage war: wie es mit der Execution der Verurtheilten abgelaufen sey? Als er vernahm, daß sie noch lebten, tobte und wüthete er und drohte, den ganzen Rath umbringen zu lassen. Unterdessen erschien Ernst von Tschammer und versuchte seine Ueberredungskünste. Sie gelangen ihm und er brachte es dahin, den Hauptmann zu besänftigen, so daß er die blutige Sentenz einstweilen zurück nahm. Tschammer ließ es nicht dabey bewenden, den Gefangenen das Leben errettet zu haben, er wollte ihnen auch die Freiheit verschaffen. Des andern Tages stellte er sich an die Spitze des Raths und gieng mit ihnen aufs Schloß, um die Loßlaßung der Gefangenen vom Hauptmann zu erbitten. Dieser ließ sich bewegen und versprach es, doch unter der Bedingung, daß ihm die ganze Stadt zu Fuße fallen und Abbitte thun sollte. Man mußte gehorchen und berief auf den Nachmittag die gesamte Bürgerschaft aufs Rathhaus, wo man ihr eröffnete, was für eine Genugthuung der Hauptmann verlange.

Alle waren bereitwillig dazu. Die Gefangenen wurden aufs Rathhaus geführt. Hier zogen sie die Schuhe aus, entblößten ihre Häupter und bekleideten sich auf das armseligste. Alle Bürger thaten dasselbe und so begann der Zug paarweise

aufs

aufs Schloß. Polack stand mit seinem Gefolge und Ernst von Tschammern auf der Schloßbrücke. Hier entblößten an der Spitze des Zuges auch die Rathsherrn ihre Häupter und Füße und thaten auf der Brücke einen Fußfall. Sechs Gefangene fielen mit ausgestreckten Armen zu den Füßen des Hauptmanns hin, welcher die Rathsherrn aufstehen hieß, weil sie nicht gesündigt hätten. Während die Bürgerschaft auf den Knien und die Gefangenen auf dem Bauche lagen, hielt Ernst von Tschammer eine scharfe Bußpredigt an das Volk und führte ihm zu Gemüthe: der König sey wegen des Ungehorsams gegen seinen Hauptmann äußerst auf die Stadt erzürnt und zwar mit Recht; doch solle des vorgefallnen Unfugs nicht mehr gedacht werden und alles vergessen seyn. Den Gefangenen würde hiermit das Leben geschenkt, aber sie möchten sich daran ein warnendes Beispiel nehmen und sich künftig als gehorsame Bürger beweisen.

Den Gefangenen wurde nunmehr aufzustehen erlaubt, bis auf einen, Peter von Glogau genannt, den Polack von neuem festsetzen ließ, weil er keine Verzeihung verdiene. Die übrigen durften nach Hause gehen. Die Bürger begleiteten sie bis zur Pfarrkirche und bis auf den Kirchhof zu St. Johannes, wo man Gott und dem heiligen Nicolaus für die bewiesene Hülfe öffentlich dankte. Nachdem

dem die Losgesprochnen auf dem Rathhause noch angelobt hatten, sich wieder zu stellen, so oft es der Rath begehrte, so führte man sie in ihre Behausungen.

Auch Peter, der Glogauer genant, erhielt nach einiger Zeit Verzeihung. Doch unbedingt und grosmüthig zu vergeben, war Polacks Sache nicht. Und welche sonderbare Buße legte er dem guten Peter auf! In Begleitung des Raths und der Bürgerschaft mußte er aus dem Gefängniß auf das Rathhaus und von hier auf das Schloß auf den Knien rütschen. Da dies den letzten October geschah, wo der Koth auf den Straßen am ärgsten zu seyn pflegt, wie es auch wirklich der Fall war, so kann man sich die erbauliche Fahrt des guten Peters, durch Dick und Dünne! gar lebhaft vorstellen. Vor Schmutz unkentlich langte er auf die Schloßbrücke an, muste sich hier vor dem Hauptmann entblößen und die Länge lang zur Erde niederfallen. Darauf schenkte ihm Polack das Leben.

Nun war noch der Ex-Burgermeister Arnold übrig, den Polack zuerst hatte verhaften lassen, und um dessentwillen der Auflauf entstanden war. Man hoffte, daß auch dieser endlich Gnade finden würde, aber ein Opfer schien der blutdürstige Polack haben zu müssen, und dazu war der Patriot Arnold ersehen. Und wie opferte er ihn auf! —

Wer bist du? was wilst du?

auf! — Der Unglückliche hatte bisher in einem unterirrdischen Gemach des Thurms geschmachtet und wurde den 7ten December in das oberste Gemach desselben versetzt und niemand zu ihm gelassen. Tags darauf wurden die Stadtthore nicht wie gewöhnlich geöffnet, ohne daß man wuste, warum? Der gute Arnold lag noch auf seinem Lager und schlief; da trat unvermuthet der Scharfrichter zu ihm ins Gefängniß und donnerte ihm zu: steh auf! „Wer bist du? was willst du?" rief ihm Arnold, aus dem Schlafe auffahrend, entgegen. Du wirst es bald sehen, antwortete jener, band ihm die Hände, führte ihn zur Hinterthür des Schlosses hinaus, und geboth ihm: knie nieder! Arnold von Todesangst ergriffen, stammelte nur: was willst du machen? das sollst du bald erfahren, erwiederte der Nachrichter und — zu seinen Füßen lag Arnolds Kopf. Nach etlichen Stunden erschienen die Stadtdiener, legten den Hingerichteten auf eine Baare und trugen ihn auf den Kirchhof vor der Stadt. Zugleich wurden die Thore geöffnet, die Glocken geläutet und das Volk zusammen berufen, um die gewöhnlichen Leichengesänge zu singen.

Man sieht hieraus, daß dieser Polack gewissermaaßen der schlesische Robespierre ist, nur freilich in etwas verjüngter Manier. Er war auch nicht weniger gefürchtet, als jenes Ungeheuer. „Es entsatz-

faßte sich, sagt Schickfuß, die Stadt so merklich hierüber, und ward männiglich so kleines Lauts, daß sichs ansehen ließ, als hette niemand an Polaci einige Beschwer. Und weil die Bürgerschaft zwieträchtig, partheysch und verbost, durft keiner dem andern trauen, ja es dorft auch niemand sicher seufzen noch klagen, über die Zerrüttung des gemeinen Standes und Untergang der Frommen." So war denn auch einst in Schlesien eine Zeit, wo Thränen und Wehklagen ein Verbrechen waren.

1555. Stockhauspredigten zu Breslau eingeführt.

Eine geschriebne Chronik sagt: „den 10ten März 1555 hat die Frau Kuhlmannin, eine reiche wohlhabende Frau ein löblich Gestift in den Stock gemacht, als nehmlich, sie hat darein geordnet und machen lassen einen steinernen Predigtstuhl und dazue verordnet, daß man einen Prediger besolden kann, der alle Dienstage und Freitage den armen Gefangenen deutsch und pohlnisch predigen soll. Mehr hat sie auch geordnet und gestiftet Mäntel und Hüte, wenn man einen armen Sünder peinlich zu strafen ausführen soll, umbzunehmen." Den 25ten Julius wurde zum erstenmal darinnen gepredigt.

Eilfter März.

1473 Congreß zu Neiße.

Oefters ist schon gelegentlich der traurigen Lage gedacht worden, in welcher sich Schlesien zur Zeit des Königs George Podiebrads befand. Mit Recht hoffte man, daß sein Tod einen allgemeinen Frieden und völlige Aussöhnung der Gemüther zurück führen und daß er alles Unheil mit ins Grab nehmen würde. Aber wie sehr wurde diese Hoffnung getäuscht! George starb. Schlesien hatte schon bey seinen Lebzeiten dem Könige Mathias von Ungarn in der gewissen Zuversicht gehuldigt, daß er Podiebrads Nachfolger in Böhmen seyn sollte und nun standen noch zwey andre Mitbewerber um die böhmische Krone auf. Der erste derselben, Herzog Albrecht von Sachsen, den einige Böhmen mit seiner Armee ins Land gerufen hatten, wurde zwar ohne sonderliche Schwierigkeiten abgewiesen; um desto mehr Gewicht hatte aber der andre Thronconditat, Wladislav, ältester Prinz des Königs Casimir von Pohlen. Auf dem Wahltage, welcher zu Kuttenberg in Böhmen gehalten wurde, meldeten sich die drey Bewerber, Mathias, Wladislav und Albrecht von Sachsen durch ihre Abgeordneten und die Mehrheit der Stimmen fiel auf Wladislav. Dadurch gerieth Schlesien, wie zwischen Thüre und Angel. Einer Seits hatte es schon vorhin dem Könige Mathias gehuldigt und anderseits war es ein zur Krone Böhmen gehöriges Land. Mathias wollte es nicht loß geben und Wla-

dislav bestand auf der Huldigung. Ersterer hatte Schlesien und Mähren, als zur Krone Böhmen gehörige Länder im Besitz und ließ sich, weil er ohnedem noch einigen Anhang in Böhmen hatte und mehrere Orte daselbst besaß, auch zum Könige von Böhmen ausrufen und ließ sich durch den Bischof von Ferrara, als päbstlichen Bevollmächtigten in dieser Würde zu Iglau bestätigen. Nun waren also zwey Könige von Böhmen da; der eine, Wladislav, rechtmäßig durch Stimmenmehrheit erwählt und der andere, Mathias, im Besitz von Schlesien und Mähren; wem sollte man nun gehorchen? — König Casimir von Pohlen drohte mit aller seiner Macht, wofern man seinen Sohn verschmähte und Mathias hatte sie einmal als Unterthanen in Eid und Pflicht genommen.

Niemand kam hierbey zunächst mehr ins Gedränge als der Bischof Rudolf von Breslau. Er war die Haupttriebfeder gewesen, daß Schlesien sich dem Könige Mathias von Ungarn in die Arme warf, und da dieser jetzt nicht die böhmische Krone erhielt, so zog sich der Bischof die bittersten Vorwürfe zu. Man klagte laut, er hätte sie mit dem Könige Mathias verführt; denn würde Wladislav gekrönt, so müste man sich ihm auch unterwerfen, weil das Land unter einem gekrönten Könige von Böhmen gehöre. Die Stände des Fürstenthums Schweidnitz schickten deswegen sogar dem Bischof Absagebriefe zu, fielen in seine Dörfer ein und plünderten sie, um sich, wie sie sagten, schadlos zu halten für die Unkosten, die ihnen der Bischof mit Mathias verursacht hätte.

Von

Von der andern Seite kam eine Gesandschaft aus Pohlen, von Wladislav, welche den Breslauern seine Wahl zum Könige feyerlich bekannt machte und sie zur Krönung nach Prag einlud. Aber weder die Stadt noch der Bischof wollten davon hören und mochten auch keine Antwort darauf ertheilen. Der Bischof wuste sich in diesem Gedränge keinen Rath und war Willens an den Pabst zu schreiben mit der Bitte, das Land von der dem Könige Mathias geleisteten Huldigung zu entbinden. Dagegen sträubte sich nun wieder der Rath zu Breslau und sagte: wir haben einen christlichen Herrn, dem wir auf des Pabstes Befehl gehuldigt, und wenn auch tausend Päbste uns was anders befehlen, welches wir ihnen aber nicht zutrauen, so wollen wir doch vom Könige Mathias ohne seinen Willen und Wissen nicht abtreten.

Die Sache wurde je länger je mehr verwickelt, während welcher Zeit manche Plackereyen von Seiten der Pohlen vorfielen, die den Breslauern besonders ihr Uebergewicht fühlen liessen. Endlich muste denn doch wieder der Pabst ins Mittel treten und versuchte, den Knoten aufzulösen. Er schickte den Cardinal St. Marci, Patriarch zu Aquileja von Rom nach Ofen zu Mathias und dann nach Crakau, zu Wladislav, um mit beiden Königen Rücksprache zu nehmen und einen blutigen Krieg zu verhindern. Darauf schrieb dieser Cardinal, als päbstlicher bevollmächtigter Vermittler einen Congreß nach Neiße aus, wo beyde Partheyen durch Abgeordnete erscheinen sollten, um diese Angelegenheit ins Reine zu bringen. Als er durch Breslau zog, nahm die Stadt den Friedensstifter wie einen Engel vom Himmel auf.

Zu Mitfasten trafen endlich die sämtlichen Partheyen in dem glänzendsten Gefolge zu Neiße ein. Von pohlnischer Seite erschienen der Erzbischof Johann von Gnesen, der Bischof Johann zu Krakau und Jacob Bischof zu Coya; imgleichen Stanislav Ostorog, Palatin zu Kalisch, Johann Dlugoß und Jacob von Schadeck, Domherrn zu Krakau mit einem Gefolge von 400 Pferden. Aus Ungarn kamen der Erzbischof Gabriel von Collatschin, der Bischof Gabriel von Siebenbürgen, der Bischof Albrecht von Vesprin; Graf Stephan von Bathory, königlicher Hofrichter mit vielen Rechtsgelehrten und Adlichen in einem Gefolge von tausend Pferden. Böhmischer Seits langten an Benisch Weitmöller, Burggraf auf Karlstein nebst einigen andern. Am Personale, das einer ehrwürdigen Kirchenversammlung ähnlich sah, lag es also nicht, daß der Streit über die Krone nicht völlig beygelegt wurde.

Die Hauptpunkte, welche hier in der großen Angelegenheit festgesetzt wurden, waren folgende: Auf Mariä Himmelfahrt soll ein zweiter Congreß in Troppau gehalten werden, welcher in einer Zeit von 40 Tagen die Sache beilegen soll. Woferne man sich binnen der anberaumten Zeit nicht vereinigen könnte, so sollten der Herzog Carl von Burgund und Churfürst Albrecht zu Brandenburg als Körrichter darüber entscheiden und dem Könige Mathias stände es frey, einen von beiden zu wählen. Auch wurde auf den 12ten May eine Versammlung zu Beneschau festgesetzt, auf welcher die Abgeordneten des Königs Mathias und Wladislavs erscheinen und den Frieden bis zur Entscheidung des Körrichters vermitteln sollten. Sobald Mathias den

Kör-

Körrichter erwählt haben würde, sollten alle Gefangne von beiden Theilen auf freyen Fuß gestellt werden. Welcher von beiden Thronbewerbern aus Gottes Schickung König in Böhmen bleiben wird, der soll bey seiner Treu und königl. Ehre pflichtig und verbunden seyn, die Irrenden in Böhmen und Mähren wieder zu der christlichen Eintracht mit der römischen Kirche zu bringen, und woferne sie sich nicht dazu bequemen wollten, sollte ihnen keine Hülfe, Gunst noch Förderung geschehen.

Damit gieng der Congreß aus einander. Mathias hielt alles und jedes, was in Neiße beschlossen worden war. Er wählte den Herzog von Burgund zum Körrichter und verschrieb sich in einem Briefe, daß, wenn ihm das Königreich Böhmen abgesprochen würde, so sollten alle Unterthanen, die ihm in Böhmen und den dazu gehörigen Landen gehuldigt hatten, ihres Eides entlassen seyn. Allein die Pohlen waren mit ihren von Neiße zurückgekommnen Gesandten äußerst unzufrieden, als hätten sie ihre Vollmachten überschritten. Die Versammlung in Beneschau kam zwar zu Stande, muste aber wegen eingebrochner Pest auseinander gehen, bevor sie über die zu verhandelnden Punkte einig werden konnte. Von dem endlichen Ausgange der Sache siehe September 20.

1787. Dismembration adlicher Güter.

Durch die merkwürdige königliche Declaration, wie es in Ansehung der Veräußerung adlicher Vorwerks, Gründe und

an-

anderer adlicher Guts-Pertinenzien an Bauern und gemeine Leute in Schlesien und der Grafschaft Glatz zu halten sey, haben viele Dorfschaften eine ganz andere Gestalt gewonnen. Die Regierung gestattete diese Zerstückelung aus folgenden Gründen.

Durch den Verkauf adlicher Vorwerker an Landleute, würden diejenigen Unterthanen, deren Ackerbau und Viehwirthschaft zu ihrem Unterhalt nicht hinreicht, sich mit dem fehlenden versehen und ihren Nahrungsstand verbessern können. Anziehende Ausländer könnten sich ansiedeln, wodurch die Zahl der Bauergüter vergrößert und die Bevölkerung des Landes vermehrt würde. Die adlichen Gutsbesitzer könnten durch theilweise oder gänzliche Zergliederung ihrer Vorwerksäcker die Frohn- und Robotdienste ihrer Unterthanen entbehren und sie von dieser drückenden Last entledigen, wodurch der ewige Zankapfel zwischen Herrschaft und Unterthanen aus dem Wege geräumt würde. Durch diese Erleichterung der Dienstpflichte würde der Bauer mehr Zeit und Kraft zur bessern Bestellung seiner Aecker gewinnen, so wie auch die vertheilten Vorwerksäcker selbst zur bessern Cultur gebracht werden dürften.

Es wurden darauf die Bedingungen festgesetzt, unter welchen eine solche Zertheilung, wenn beide Theile sich darüber vereinigt hätten, auf Nachsuchung derselben von den königlichen Kammern zugelassen werden sollte. Sollte sich bey näherer Untersuchung einer dazu ernannten königlichen Commission finden, daß bey einer solchen vorhabenden Zertheilung die bisherige Anzahl der Rusticalstellen ver-

min-

mindert, oder die königliche Steuer litte, oder das Rittergut in Ansehung der Einträglichkeit, des Werth und der Substanz vermindert würde, oder einer allgemeinnützigen Landesanstalt entgegen stände, oder die Ableistung der Frohndienste erschweret würde, so wurde die Erlaubniß dazu versagt. Währe das aber alles nicht der Fall, so sollte die Dismembration unter gewissen Modalitäten zugelassen werden.

Mehrere Herrschaften und Unterthanen in Schlesien versäumten nicht von dieser königlichen Declaration Gebrauch zu machen, so daß das Vaterland seit jener Zeit der freyen Dörfer mehrere zählt.

Zwölfter März.

1428. Hußiten rücken in Schlesien

Der Veranlassung des grausamen Hußitenkrieges ist unter dem 5ten März schon gedacht worden. Sechs Jahre hatten die Hußiten gezögert in Schlesien einzufallen, wie sie leicht hätten thun können, aber sie rechneten immer darauf, daß dies Land ihre Parthey nehmen würde. Um desto fürchterlicher rächten sie ihre getäuschte Hoffnung. So blutdürstig gegen den Wehrlosen, besonders gegen Kirchen und Klöster, ist schwerlich unter Christen je ein Krieg geführt worden. Schon 1426 hatten sie Einfälle in Schlesien gethan und unter mehrern, wovon gelegentlich geredet werden soll, auch die meisten Cisterzienser zu Grüßau ermordet. Wegen des heftigen Widerstandes der Stadt Landshut wur-

den

den sie zum Rückzuge genöthigt; erschienen aber 1427 schon wieder vor Bunzlau. Nachdem sie das Oberthor abgebrannt hatten, drangen sie in die Stadt, ermordeten die bewaffneten Bürger, enthaupteten den Burgermeister über einer Wagendeichsel, schlugen dem Pfarrer einen Nagel durch den Kopf, sperrten die Mönche und andre Geistliche in die Hedwigskirche, zündeten solche an und verbrannten sie, plünderten die Kirchen, das Rathhaus, die Bürgerhäuser, suchten die geflüchteten Einwohner auf und begehrten von ihnen 900 Schock Lösegelder, welche sie endlich bey der Unmöglichkeit, sie aufzubringen, auf 600 Schock in zwey Terminen zahlbar herunter setzten. Die Kinder und Weiber trieben sie auf den St. Niklaskirchhof und zündeten dennoch die Stadt an. Einen Theil der Bürger nahmen sie als Geißeln mit nach Jaromirs, die andern ließen sie zurück, um das Lösegeld aufzutreiben.

Nach einem solchen gräslichen Vorspiel denke man sich die Bestürzung des Landes, als diese Blutmenschen im Jahr 1428 den 12ten März über das glatzische Gebirge einbrachen und den grösten Theil Schlesiens überschwemmten. Städte, Schlösser, Dörfer und Klöster zerstörte ihr alles verheerender Fußtritt und Aschenhaufen bezeichneten den Weg, den sie gewandelt hatten. Falkenberg, Frankenstein, Reichenbach nebst umliegenden Dörfern wurden geplündert. Das Kloster zu Strehlen wurde zerstört; die Vorstädte von Neiße wurden weggebrannt, wobey auch das Stift der Ordensritter vom heiligen Grabe mit dem doppelten Kreuze im Rauche aufgieng. Sämmtliche Glieder dieses Or-

dens

dens wurden bis auf den Kreuzzigermeister ermordet. Neiße selbst konnten sie nicht erobern, denn hier wehrte man sich so verzweifelt, daß auch der Pfarr und der Schulmeister im Harnisch fochten. Dafür rächten sie sich um desto schrecklicher an den umliegenden Dörfern. Ziegenhals, Weidenau, Patschkau, Kamenz, Heinrichau, wurden theils geplündert; theils verbrannt. So gieng es durch den grösten Theil von Schlesien fort, so daß das Jahr 1428 recht eigentlich das unvergeßliche Mord- Brand- und Plünderungs-Jahr für Schlesien bleibt, an welches man ohne Schaudern nicht gedenken kann. — Vergleiche März 5. 21. 27. April 26. May 19.

1754. Aufhebung der Feyertage.

Wenn die Seltenheit einer Sache den Werth derselben erhöht, so muß die christliche Andacht durch Abstellung entbehrlicher Feyertage allerdings mehr gewonnen als verlohren haben. So wie übereiltes Entgegenkommen das Grab der Liebe, so pflegt auch Erleichterung des Gottesdienstes das Grab religiöser Gefühle zu seyn. Beide erfordern einen gewissen Widerstand und wollen nur nach angestrengten Kampf und überwundnen Hindernissen den Preiß des Siegs genießen, wo sich die Phantasie in ein süsses Schwärmen verliert.

Zwar sah die preußische Regierung sicher nicht aus diesem Gesichtspunkt den Gegenstand an, sondern hatte ihre politischen Gründe, besonders die Beförderung der Indüstrie, als sie 1754 alle christ-

lichen Festtage bis auf Weyhnachten, Ostern, Pfingsten, den vierteljährigen Bußtagen, grünen Donnerstag und Char-Freitag, Himmelfahrt Christi und Neujahrstag beschränkte, und den sämtlichen Apostelfesten Abschied gab.

Diese Verordnung betraf nicht nur Schlesien, sondern die gesammten preußischen Staaten; aber Schlesien schien sich doch am schwersten darein ergeben zu können, theils wegen dem ausgezeichneten Andachtseifer seiner protestantischen Bewohner, theils weil es großentheils von Katholicken bewohnt ist. Der damalige Consistorialrath Burg zu Breslau glaubte deswegen einen Beruf zu haben, dem Könige darüber Gegenvorstellungen thun zu müssen. Man ersieht solche aus der Widerlegung des Königs, die unverkennbar den Stempel seines bekannten französch deutschen Styls trägt. Und da es allerdings merkwürdig ist, wie ein philosophischer König einen Docktor der Theologie in Kirchensachen belehrt und zurecht weist, so will ich davon das wesentlichste hier niederlegen:

„Ich bin völlig persuadirt, daß einige gute und wohlgesittete Gemüther unter meinen evangelischen Unterthanen in Schlesien, alle dergleichen vorhin celebrirte und nunmehr abrogirte Festtage, wohl angewendet haben, um den Gottesdienst an solchen würklich zu celebriren, Ihr werdet aber auch selbst conveniren, daß der gröste Theil der übrigen sich der vorigen übergroßen Menge solcher Feyertage nur allein als einer Gelegenheit bedienet habe, ihrem natürlichen Müßiggange zu folgen, ihr Hauswesen und die nöthige Arbeit zu Unterhaltung der ihrigen

zu

zu negligiren, überdieß aber, durch allerhand Uep-pigkeiten und Laster, einen ganz widrigen Gebrauch von der ehemaligen Stiftung dergleichen Feyertage zu machen. Bekanntermaßen werden alle Gesetze in Absicht auf den grösten Theil gegeben, um denen dadurch bey der Menge eingerißnen und weiter einreißenden Mißbräuchen vorzubeugen. Die Besorgniß eines Scandale, so durch die Evangelischen denen von der Römisch Katholischen Religion gegeben werden würde, wann erstere nicht die denen letztern übrig gelaßne Apostel- und andre Festtage zugleich mit celebrirten, sondern vielmehr ihrer fleißigen Arbeit nachgiengen, wird eben nicht viel relevíren, nachdem eines Theils denen der Römisch Katholischen Religion durch das, obgleich nicht ohne Mühe zuwege gebrachte Päbstliche Breve die Augen über den Schaden der zu vielen kleinen Fest- und Feyertage geöffnet worden seynd; andern Theils aber auch, daß solches wider Verhoffen denen von letzterer Religion einiges Scandale geben möchte; so würde solches sodann nicht anders als ein selbst genommenes Scandale anzusehen seyn, dergleichen in keinen Gelegenheiten gänzlich zu evitiren steht. Anlangend einen Theil derjenigen Feyertage, so Ihr in Eurem Schreiben benennet, und deren Beybehaltung Ihr von einigen Nutzen zu seyn vermeinet; da dienet Euch zur Antwort, wie solche theils schon auf die nächstfolgenden Sonntage verleget worden, die übrigen aber gar leicht auf gleiche Art noch mit celebriret werden können. Die Mildthätigkeit guter Herzen gegen die Armen, wird durch Minderung der Feyertage gar nicht gehindert werden. Sachen, die täglich oder öfters geschehen, werden bald zur Last oder wenigstens indifferent, und we-

niger Gelegenheit zu milden Ausgaben, animiren vielmehr den andächtigen und freywilligen Geber zu einem so milden Beytrag; Ueberdem wird es denen Evangel. Kirchen auch Bethäusern in Schlesien allemal frey bleiben, auch bey denen gewöhnlichen Wochenpredigten vor die Armen und vor die Unterhaltung der Bethäuser öffentlich zu sammeln, so daß beyde letzternante durch die gemachte Verfassung wegen der Feyer- und Apostletage, nichts verliehren können noch werden. Andre noch mehrere Umstände von dem wahren Nutzen der letzhin gemachten Verordnung zu geschweigen, welche der Raum allhier anzuführen nicht zuläßt; Ich bin daher an Eurer Mir sehr wohl bekannten guten und soliden Denkungsart versichert, daß Ihr den wahren Nutzen und meine reine und gnädigst gemeinte Landesväterliche Intention bey mehr gedachter Verordnung, nicht nur selbst einsehen, sondern auch diejenigen schwachen Gemüther Meiner Evangel. Unterthanen in Schlesien, bey welchen sich etwann noch einiger Anstoß über solche Verordnung finden dürfte, aufzurichten und zu rectificiren, Euch bestens bemühen werdet."

Es blieb also nicht nur bey der gemachten Verordnung der Aufhebung der Feyertage, sondern sie wurde auch im Jahr 1773 den 28ten Januar dahin erweitert und befohlen: 1.) daß der dritte Feyertag an den sogenannten hohen Festen, Weyhnachten, Ostern und Pfingsten gänzlich abgeschafft und als ein Arbeitstag betrachtet werden sollte. 2.) daß die Feyer des grünen Donnerstags gänzlich wegfalle und 3.) das Fest der Himmelfahrt Christi auf den nächstfolgenden

Sonn-

Sonntag Exaudi verlegt und mitgefeyert werden sollte. (Siehe März 6.) 4.) daß in derjenigen Woche, in welcher Weyhnachten, Ostern, und Pfingsten einfällt, keine Wochenpredigt gehalten werde. 5.) daß die zeitherigen viertel-jährigen Bußtage gänzlich wegfallen und nur den Mittwoch nach Jubilate ein Tag der allgemeinen Demüthigung vor Gott gefeyert und an dem nächsten nach Michaelis folgenden Sonntag allemal ein Dankfest für glücklich vollbrachte Erndte gehalten werden sollte.

Ein politischer Rechenmeister hat die Aufhebung der gedachten Feyertage aus folgendem Finanzgesichtspunkt betrachtet. Er sagt: man sah in Schlesien große Haufen der Einwohner zu ausländischen Kapellen und wunderthätigen Gnadenbildern wallfahrten. Es ist wenig, wenn man rechnet, daß auf diesen Hin- und Her-Wanderungen von 50,000 Menschen jeder nur zwey Tage jährlich von seiner gewöhnlichen Arbeit versäumt hat. Noch beträchtlicher war der Verlust von Zeit und Fleiß in der Menge der Heiligenfeste. Zehn dergleichen Feyertage im Jahre banden in Schlesien wenigstens 500,000 Menschen an diesen Tagen die Hände. Das Land verlor also in zwey Wallfahrten und zehn Feyertagen 5,100,000 Tagarbeiten. Schäzt man den Nutzen oder Werth eines Tagewerks auch nur auf zwey Groschen, so beträgt der Vortheil, den die Regierung durch das Verboth der Wallfahrten und überflüßigen Feyertage dem Lande verschafft hat, jährlich 637,500 Gulden. Auch ist jene Summe nicht unbeträchtlich, welche durch die fremde Wallfahrten aus dem Lande getragen wurde und nun darinn bleibt.

Drey-

Dreyzehnter März.

1516. König Wladislav stirbt.

Schon unterm 11ten März sind der Streitigkeiten des Königs Mathias und Wladislavs wegen der böhmischen Krone gedacht worden. Letzterer behauptete den Platz und da nach Mathias Tode, welcher Schlesien behielt, Wladislav auch in Ungarn sein Nachfolger wurde, fiel auch Schlesien an ihn, und es blieb unentschieden, ob es ihm als Könige von Böhmen oder als Könige von Ungarn gehörte. Er starb endlich 1516 und nahm ein sehr erbauliches Ende, wie er dann auch immer sehr fromm gewesen war. Podagra und ein dazu gestoßnes Fieber brachten ihn ins Grab. Beides ertrug er mit himmlischer Geduld, betete unabläßig und lies sich, da er nicht mehr reden konnte, vorbeichten. Beim Anheben der Meße saß er auf einem Stuhl, sagte daß Confiteor, wurde darüber sprachlos, ins Bette getragen und verschied.

Im Leben war er äußerst zurückhaltend und beantwortete die meisten Anfragen mit bene oder dobre, weswegen ihn die Ungarn das stumme Bild, und andre den König Bene und den König Dobre nannten. Dabey befand sich niemand besser, als die, welche um ihn waren. Sie thaten, was sie wollten, weil der König zu allem bene oder dobre sprach. Der Mißbrauch, den seine Hofbeamten mit dieser königlichen Gutmüthigkeit trieben, war so arg, daß sie reich wurden, und er arm; ja, daß er oft

nicht

nicht einmal zu essen und zu trinken hatte. Der Bischof Dubrav sah einst die königlichen Bedienten mit einigen leeren Flaschen zu dem Bischof George von Fünfkirchen laufen, um zur königlichen Tafel Wein zu holen. Der Bischof fragte sie: ob sie denn keinen Wein aufm Schloß hätten? worauf sie antworteten: nein! auch nichts zu essen. Unwillig über diese Wirthschaft eilte der Bischof zum Könige, ließ den Schatzmeister rufen und gab ihm in Gegenwart des Königs heftige Verweise, daß er sein Amt so schlecht verwalte und dem Reiche solche Schande zuzöge, als wenn es nicht so viel hätte, daß es dem Könige hinlänglichen Unterhalt geben könnte, da doch des Schatzmeisters Speisekammern und Keller vollgefüllt wären. Der Bischof ließ sogleich mehrere Weinflaschen von seinem Vorrathe holen, um die königliche Tafel hinlänglich damit zu besetzen. So trieb man es mit dem guten Könige in Ungarn und in Böhmen nicht besser. Hier bereicherten sich seine Hofbedienten von den reichen Silberbergwerken zu Kuttenberg und ließen sich obendrein noch Zinsen auf die Klöster anweisen. Ehrenämter und Bedienungen theilten sie ohne Vorwissen ihres Herrn nach Belieben aus, weil sie im Voraus seines Bene oder Dobre versichert waren. Im spätern Alter machten ihn Podagra und Schwachheit zur Regierung noch unfähiger und wer nur unverschämt in ihn zu dringen Herz genug hatte, erhielt was er wollte. Er sah die dadurch begangnen Ungerechtigkeiten am Ende seines Lebens zwar selbst ein und widerrief mündlich und schriftlich die unbedachtsamen großen Schenkungen der Städte, Schlösser und Zinsen von den Klöstern, aber man kehrte sich nicht daran.

So

So nachgiebig gegen Fremde und Diener, wie hätte ers nicht gegen die seyn sollen, die ihm näher verwandt waren! Er war der älteste Sohn Königs Casimir von Pohlen, mithin hatte er die nächsten Ansprüche auch auf diese Krone, und als König von Ungarn, Böhmen und den dazu gehörigen Landen, Macht genug in Händen diese Ansprüche geltend zu machen. Aber nein! er machte seinen jüngern Brüdern die väterliche Erbschaft nicht nur nicht streitig, sondern übertrug ihnen willig und gern sein Recht. Bey der Krönung seines erst dreyjährigen einzigen Sohnes Ludwig zum Könige von Böhmen, brach seine fünfjährige Prinzeßin Tochter Anna in bittre Thränen aus, weil man ihr nicht auch die Krone aufsetzte, indem sie ja doch auch sein Kind wäre. Wladislav lies sich nach geendigter Feyerlichkeit die Krone bringen und setzte sie, als man zur Tafel gehen wollte, der kleinen Betrübten auf, um ihre Thränen zu stillen. So sanft und weichherzig war er gegen alle und jede, weil er keine Thränen sehn und keine Klagen hören konnte. Dabey führte er ein sehr heiliges Leben und war beständig mit Beten beschäftigt. Er verrichtete das mit einer solchen Andacht, daß es einigen, wenn er betend auf der Erde lag, vorkam, als wenn er von der Erde gezückt in der Höhe schwebte. Sogar des Nachts gieng er in die St. Veits Kirche beten. Man sieht aus diesem allem, daß Wladislav nicht für den Thron, sondern für die Zelle gebohren oder wenigstens erzogen war. Als Nebenzeitvertreib pflegte er manchmal zu Kuttenberg mit eignen Händen Geld zu münzen, welches sich die Böhmen begierig einwechselten, um Geld zu haben, welches ihr König eingenhändig

ge-

geprägt hatte. Er hat über Böhmen 45 und über Ungarn 25 Jahr regiert. Siehe Januar 25. März 11. September 20.

1718. Brand zu Striegau.

Früh um 5 Uhr brach im Malzhause Feuer aus und legte 64 bürgerliche Häuser und 2 Brauhäuser in die Asche. Die katholische Pfarrkirche, in welcher sich 28 Altäre und zwey Orgeln befanden, wovon die größte Orgel zinnerne mannsdicke Pfeiffen gehabt haben soll, brannte rein aus. Das Jahr darauf den 30ten July brannte das Benedictiner Jungfern-Kloster nebst Kirche, 6 Häuser und das Burglehn ab.

Vierzehnter März.

1420. Breslau erhält große Privilegien.

Wenn Eltern sich in der Hitze manchmal übereilen und im Zorn ein Kind härter züchtigen, als es verdiente, so wissen sie bey rückkehrender Besinnung und abgekühltem Blute gewöhnlich nicht, wie sie das wieder gut machen sollen. Den Fehler eingestehen, sich unrecht geben, und abbitten, können und wollen sie nicht, und doch brennt ihnen das Gefühl der Uebereilung und des angethanen Unrechts, wie eine glühende Kohle, im Herzen. Sie überschütten also auf frischer That, bevor noch die

Striemen des Kindes geheilt sind, dasselbe mit unbedachtsamen Liebkosungen und legen solche als Pflaster auf die Wunden. So ist der Mensch auf dem Thron wie in der Hütte.

So war auch König Sigmund. Nachdem er (März 6) so ein großes Mordspiel unter den Bürgern zu Breslau gegeben und der Hinrichtung derselben aus dem Fenster fühllos zugesehen hatte, ergriff ihn die bitterste Reue. Wahrscheinlich hätte er gern die Todten wieder aufgeweckt; da er aber dies nicht konnte, so suchte er ihre Schatten durch Milde gegen die Lebenden zu versöhnen. Nun war die Stadt wieder sein liebes Breslau und er nannte sie in einer Urkunde, in welcher er sie mit vielen Privilegien begnadigte: „die zweyte Hauptstadt des Reichs Böhmen, die unversiegbare Quelle der Legalität, die überfließend sich über andre ergießt, ohne welche die übrigen Städte gleichsam ohne Haupt seyn, deren Bürger zur Regel der Sitten und zum Muster und Spiegel des menschlichen Wandels dienen und die vor allen andern Städten glänzend hervorleuchtet; auf deren Wohlstand und glückliches Aufnehmen er, als auf einen Garten in seinen Augen, stolz sey; die er, nachdem sie durch die Wut einiger Einwohner gegen verschiedene Preconsuln in unerträglichen Schaden und Schulden gerathen, zu reformiren, wieder herzustellen und zu verbessern von Herzen begierig sey, damit sie unter seiner glücklichen Regierung wieder blühe und zu höherm Wohlstande gelange.

Nach einer so blutigen Züchtigung klingt diese Lobrede allerdings sonderbar und wer hört darin nicht den Vater, der sein Unrecht gegen ein gepeitschtes Kind wieder gut machen will? Um das

recht

rech offenbar zu thun, bestätigte er alle Rechte, Privilegien, Gnaden, Freiheiten, Schenkungen und Nutzungen, welche der Rath und die Bürger von den Königen in Böhmen und Herzogen in Schlesien, seinen Vorfahren erhalten hatte. Besonders die Briefe des Königs Johann und der Herzoge Heinrich, der großen Wohlthäter Breslaus, deren Siegel im Aufruhr theils abgerissen, theils zerbrochen worden waren und rückte solche von Wort zu Wort in die Urkunde ein. Es sollte nehmlich kein Kram, Becker, Fleischer, Kretscham, keine Brodt- noch Schubänke, kein Handwerksmann innerhalb der Meile um die Stadt seyn, den Kretscham auf den Elbing allein ausgenommen. Die Rathmanne möchten in und außer der Stadt, im Zwinger, am Graben, auf den Viehweiden bauen. Fremde sich wohnhaft niederlassende Bürger sollten das erste Jahr frey von allen Abgaben seyn. Auch sollte der Hauptmann den Bürgern kein Geld von Verreichung der Güter abfordern.

So suchte Sigmund den furchtbar-zürnenden Richter über den liebkosenden Vater vergessen zu machen. In wiefern ihm das mehr oder weniger gelungen sey, davon könnten nur die Todten reden.

Funfzehnter März.

1420. Krasa verurtheilt.

Was König Sigmund mit der einen Hand gut machte, verdarb er mit der andern. Den Tag vorher hatte er Breslau mit hohen Privilegien be-

gnadigt und heut erlebten sie schon wieder einen Beweis seines blutdürstigen Gemüths. Zu eben der Zeit, als er in Breslau war, hielt sich auch daselbst ein Prager Rathsherr, Namens Krasa, seiner Geschäfte wegen auf. Der Mann war den hußitischen Lehrmeinungen zugethan, und hatte seine Ueberzeugungen laut und frey geäußert. Deshalb wurde er vor das geistliche Gericht gezogen und gerieth in Untersuchung. Es wurden ihm folgende Artickel vorgelegt, durch deren Zugeständniß er sich hätte retten können. Nehmlich: das Concilium zu Kostnitz, welches Hußen zum Feuertode verdammte, ist rechtmäßig im heiligen Geist versammlet gewesen. Alles, was dieses Concilium festgesetzt, beschlossen und entschieden hat, sey gerecht, heilig und von allen Christgläubigen unter der Strafe der Todsünde zu beobachten; und alles, was es verdammt hat, sey gerecht, heilig und wohlgethan gewesen. Eben dieses Concilium habe den Johann Huß und Hyeronimus von Prag mit Recht zum Tode verurtheilt. Es sey katholisch und heilig gehandelt, daß es die Communion der Laien unter beyder Gestalt verdamme.

Krasa wollte diese vorgelegten Glaubenspunkte schlechterdings nicht bejahen, lies sich auch durch keine Vorstellungen und Ermahnungen seiner geistlichen Richter dazu bewegen; sondern behauptete standhaft, diese Artickel wären irrig, Gott entehrend und schriftwidrig. Er wurde darauf von dem päbstlichen Legaten Ferdinand, den übrigen Bischöfen und Prälaten zum Tode verurtheilt. Siegmund bestätigte das Urtheil und ließ ihn den 15ten März mit Pferden über den Markt durch die Stadt schleifen und dem Scheiterhaufen zuführen. Auch hier

ver-

versuchte man noch ihn durch eifriges Zureden zu bessern Gesinnungen zu bringen; allein er blieb fest auf seiner Meinung bestehen, erduldete willig und gelassen alle Schmach und Verfolgung und starb freudig unter inbrünstigem Gebet für seine Feinde.

Siegmund wähnte, durch dies Strafexempel die Hußiten in Böhmen einzuschüchtern, aber er betrog sich durchaus in seiner Meinung, weil Krasas Hinrichtung die Losung des fürchterlichen Hußitenkrieges wurde.

1791. Einweihung der jüdischen Willhelmsschule zu Breslau.

Dem Menschenfreund muß es erfreulich seyn zu sehen, daß es auch unter den Juden zu tagen beginnt. König Friedrich Willhelm II. schuf sich das große Verdienst, seine schlesischen Juden zu beßren und vernünftigen Menschen zu machen. Ausgeschlossen von christlichen Schulen wilderte der größte Theil, sich selbst überlassen, auf. Einzelne begüterte jüdische Familien gaben durch Privatstunden ihren Kindern zwar eine beßre Erziehung, aber die Gesammtheit der Jugend hatte doch keinen Theil daran. Es wurde daher eine besondere Schulanstalt für dieselbe beschlossen, welche zu Ehre des Monarchen mit Recht seinen Namen führt. Der Fond dazu wurde dadurch aufgebracht, daß die Breslauer Schutzjuden die ihnen bewilligten Rechte gegen ein gewisses zu erlegendes Quantum erblich erhielten, welches nach Abzug der Kanzleygebühren für die Einrichtung der Schule bestimmt wurde. Darauf ward ein besonderes Schul-Collegium, theils

aus

aus christlichen, theils aus jüdischen Mitgliedern niedergesetzt, welches sich über einen Unterrichtsplan vereinigte. Da man mit Recht nicht sowohl auf eine Gelehrten- sondern Bürgerschule sah, so sollte sich der Unterricht vorzüglich beschäftigen mit der väterlichen Religion, deutschen, pohlnischen und französischen Sprache, Schreiben, Rechnen, Geographie, Naturwissenschaft und mit den Kenntnissen, die dem handeltreibenden Juden am nöthigsten wären.

Die Einweihung geschah den 15ten März 1791. Namittags um 3 Uhr versammelten sich die Mitglieder des Schulcollegiums, die Repräsentanten und Vorsteher der Judengemeine, die Lehrer des Instituts und eine ansehnliche Menge von Personen aus den gebildetern Classen des Publicums, unter welchen sich auch Geistliche von allen drey christlichen Confeßionen zu Breslau befanden. Der Kammersecretair Bürde hatte eine Cantate zu dieser Feyerlichkeit verfertigt, welche der Kapellmeister Hiller zu Leipzig in Musik gesetzt hatte. Sowohl von den christlichen Mitgliedern des jüdischen Schulcollegiums, dem Kammer- Kalculator Zimmermann und dem Professor Gedicke zu Elisabeth, als auch von den jüdischen Lehrern wurden dabey zweckmäßige Reden gehalten und 125 Judenknaben feyerlich geführt, unter welche zum Andenken kleine auf diese Begebenheit geprägte silberne Denkmünzen ausgetheilt wurden. Für die schlesischen Juden begann also mit diesem Tage eine neue Epoche.

Sechs-

Sechszehnter März.

1527. Schließglocke eingeführt.

Eine geschriebne Chronik giebt zwar das Jahr 1537 als dasjenige an, wo zum erstenmal die Schließglocke in Breslau geläutet worden sey, stimmt aber darin mit Gomolken überein, daß es den 16ten März am Palmsontage gewesen sey.

Diese Einrichtung scheint damals nicht sowohl eine Finanzoperation, als vielmehr eine Sicherstellung für die Türken gewesen zu seyn, welche in Ungarn hauseten und den Kaiser hart bedrängten. „Denn, fährt die Chronik fort, es wurden in Breslau in beiden Pfarrkirchen Briefe angeschlagen, welche von Ihr Kaiserl. Majestät von Prage waren einem Erbaren Rath zugeschickt worden, daß man sollte fleißig beten, Buße thun, Gott bitten um einen zeitlichen Friede, fromm werden, Kreuze tragen, Stationes halten, Messe lesen und zu Mittage eine Glocken lauten, auch alles Volk soll auf die Knie fallen, wenn man dieselbe läuten würde und den lieben Gott um einen Frieden bitten. Man hielts also; am Sonntage und an der Mittwoche nach der Frühpredigt hat man die deutsche Litaney gesungen und alle Tage zu St. Elisabeth und St. Maria Magdalena um den Mittag angehaben die große Glocke zu läuten und jedermann gebetet.“

1547 und 1564 den 26ten Julius brannte Polkwitz ganz und 1572 den 7ten April am Ostermontage bis auf eine Gaße ab.

Sieb-

Siebzehnter März.

1603. Kirchencommißion zu Glogau.

Die gewaltsame Bemächtigung der Kirche zu Glogau ist unterm 18ten Januar erzählet worden. Darauf erschien den 17ten März 1603 eine kaiserliche Commißion, an deren Spitze der Bischof und Herr Popel von Lobkowitz stand. Ersterer brachte hundert Mann auf vorkommende besorgliche Fälle mit. Die lutherische Gemeine erschien den 19ten vorm Schloß und erbot sich zum Gehorsam in allen Stücken, die nicht wider Gottes Ehre und das Gewissen wären. Mit diesem bedingten Gehorsam war aber die Commißion von Rechts wegen nicht zufrieden, sondern verlangte eine unbedingte Unterwerfung. Darauf übergab die Gemeine eine Supplik und erklärte noch einmal: „sie gelobe Ihrer Majestät zu gehorsamen mit Leib, Ehr und Gut, was aber Gottes Wort, Kirche und Schulen betreffe, in denselben Gehorsam könne sie nicht willigen, es gienge ihnen dabey, wie Gott wolle, und sollten sie darüber leiden und sterben, so wollten sie es erdulden."

Des Bischofs Kanzler, Doktor Kramer, gab ihnen zu verstehen, daß unter den ganzen Gehorsam, welchen man verlangte, verstanden würde, daß sie Kirche und Schulen den Katholischen wieder einräumen, und daß sie ihr Anliegen schriftlich übergeben sollten. Dazu wollten sich die Evangelischen nicht verstehen, erschienen den 21ten März früh um 7 Uhr in zahlreicher Versammlung wieder vor dem

Schloß-

Schlosse und baten um mündliches Gehör. Darauf wurden Teppichte auf die Schloßbühne ausgebreitet, und nun kamen der Bischof und andre Kaiserliche Commißarien nebst dem bischöflichen Kanzler, vor welchen die ganze Gemeine einen Fußfall that. „Stehts auf! thut Gott die Ehre und Ihro Kaiserl. Majestät! stehts auf! stehts auf!“ schrie ein Commißar. Die Gemeinde stand auf und ein gewisser Hans Franke führte in ihrem Namen das Wort und bat: „Ihro Bischöfl. Gnaden und die andern Herrn Commißarien wollten die armen Glogauer bey Kaiserl. Majestät vertreten, und die Evangelischen bey Kirche und Schule erhalten; sie wollten Ihro Kaiserl. Majestät mit Leib, Ehr, Gut und Blut gehorsamen, sich auch wider den Erbfeind, so es die Noth erfordere, gebrauchen lassen.“ Darauf fiel die ganze Gemeine zum zweitenmal nieder, und weinte überlaut. Dem Bischof traten die Thränen in die Augen und Popel Lobkowitz rief: stehts auf! stehts auf! Aber Franke bat noch immer kniend: „die Herrn Commißarien wollen uns bey Kirchen und Schulen erhalten, um des jüngsten Gerichts und um der heiligen Dreyfaltigkeit willen.“ Der Bischof bestand wiederholt darauf, daß die Gemeine aufstehen sollte, welches sie endlich auch that. Die Commißion bestand fernerhin auf Gehorsam und Unterwerfung und die Gemeine wiederholte eben so oft das alte Lied: in allem, nur Kirche und Schulen nicht abtreten. Etliche hundert Frauen und Mädchen kamen obenein noch in Prozeßion aufs Schloß und schloßen sich an die hartnäckige Gemeine an. Der Commißion blieb unter so bewandten Umständen nichts übrig, als der Bescheid: die erbahre Gemeine solle stille nach Hause gehen und friedlich leben.

ben. Die Weiber erhuben zwar ein erbärmliches Heulen und Wehklagen, jedoch zogen sie in der Ordnung, wie sie gekommen waren, wieder ab, und warteten draußen vor dem Schloßhofe, bis der Bischof von dort abfuhr. Als er bey ihnen vorüber kam, fielen sie sämmtlich wieder auf die Knie und wiederholten ihre Bitte. „Stehts auf, rief er wieder, es wird alles gut werden." Sie kehrten sich aber nicht daran, blieben liegen und bestanden auf ihr Gesuch. „Liebe Weiber, sagte er noch einmal, stehts auf, es wird alles gut werden; gebt euch zufrieden;" und so verließ er sie. Die Commißion entfernte sich den 23ten März von Glogau ohne den Streit entschieden zu haben, und die Evangelischen blieben unter fortwährendem Widerspruch bis 1628 im Besitz der Nicolai Kirche.

Achtzehnter März.

1554. Wartenberg brennt ab.

Die ganze Stadt gieng in Rauch auf und blieben nur Kirche, Schule, Rathhaus und 4 Bürgerhäuser stehen. Hundert Jahre vorher 1444 den 6ten Januar traf sie fast dasselbe Schicksal, indem in wenig Stunden 580 Häuser in die Asche gelegt und die Kirche sehr beschädigt wurde. Und wenig über hundert Jahr hernach 1616 den 19ten April brannte die Stadt zum drittenmal nebst dem alten und neuen Schloße nieder und nur die Pfarrkirche blieb unversehrt. Kaum hatte man nach diesem Brande den Bau der Häuser vollendet, so traf 1634

den

den 14ten Junius das Unglück den Ort zum vierteunmale, indem in der Nacht abermals die ganze Stadt, ausgenommen die Pfarrkirche und Pfarrwohnung, ein Raub der Flamme wurde. Ein seltnes Beyspiel von vier Totalbränden in wenig Jahrhunderten! dazu kamen binnen dieser Zeit noch die Gräuel der Pest und des dreyßigjährigen Krieges, so daß es unmöglich war, daß die Einwohner zu Kräften kommen konnten. Auch das 18te Jahrhundert gieng nicht ohne zu sengen vorüber. Nach einigen unbeträchtlichen Bränden legte das Feuer 1742 den 4ten November früh zwischen 3 bis 4 Uhr wiederum 83 Wohngebäude in die Asche. Kaum hat daher irgend ein Ort in Schlesien in einer so kurzen Zeit so viel vom Feuer gelitten, als Wartenberg.

Neunzehnter März.

1238. Heinrich I. stirbt.

Er war einer der glänzendsten Regenten Schlesiens und gehört unter die unvergeßlichen Wohlthäter des katholischen Klerus, welcher sein Andenken im Grabe zu segnen noch heut gerechte Ursache hat. Sein Vater Boleslav war ihm darin mit preißwürdigem Beyspiel vorgegangen und hatte es ihm auf die Seele gebunden, ihm nachzufolgen. Nach dem letzten Willen desselben schenkte er bald nach seiner Regierung dem Kloster Leubus das Dorf Schönfeld und umgieng in eigner Person die Gränzen, welche er dazu bestimmte. Bald darauf wies er

eben

eben diesem Kloster wieder 500 Hufen Landes an. Sein Werk ist auch das Kloster zu Trebnitz, welches er nicht nur erbaute, sondern auch reichlich dotirte. Ein feyerliches Schauspiel war es, als der Breslausche Bischof Cyprian die brennenden Wachslichter auslöschte, sie auf die Erde warf und unter Androhung eines fürchterlichen Bannes dadurch alle vom Herzoge gemachte Schenkungen und Einrichtungen bestätigte.

Fast verfloß kein Jahr seiner Regierung, welches er nicht durch milde Stiftungen ausgezeichnet hätte. Dem Kloster St. Vincenz schenkte er im Jahr 1204 das Dorf Odern und gab ihm von mehrern Gütern, die es bereits besaß, die fürstliche Pension, oder wie man es damals nannte, die Podwerowe, um von dem Gelde Schuhe für die Geistlichen zu schaffen; ferner 8 Ochsen, welche beständig auf fürstliche Unkosten vollzählig erhalten werden mußten, und mehrere dergleichen Einkünfte. Die Güter des Klosters Trebnitz vermehrte er 1206 mit den Dörfern Probsthayn, Harprechtsdorf und Budkow. Damit die geistlichen Jungfrauen in keiner Hinsicht Mangel litten, so fügte er in den folgenden Jahren noch die Dörfer Cothowitz, Tuzmannsdorf, Hartlibsdorf, Lanke, Lazi, Dobra, Growonow, Schadewinkel, Romschaw und Breitenow bey. Das prächtige Cistercienser-Kloster Heinrichau, welches zunächst sein Kanzler Heinrich gegründet hatte, baute er nach dessen Tode vollends aus und fundirte es reichlich.

Wenn man besonders den Cistercienser-Klöstern die Gerechtigkeit wiederfahren lassen muß, daß sie zu jener Zeit den hauptsächlichsten Antheil an der Cultur des Landes hatten, so muß man auch zuge-

ste-

stehen, daß Heinrich durch sie sehr viel gutes stiftete. Doch wirkte er nicht nur im Stillen auf vorgedachte friedliche Weise, sondern wußte sich mit dem Schwerdte in der Hand auch seinen Nachbaren furchtbar zu machen und erschien wiederholt auf dem Schauplatz des Krieges. Alleinherrscher von Schlesien regierte er auch über Grospohlen, Krakau und Sendomir unumschränkt, und die schlesische Herzogswürde hat nie herrlicher geleuchtet, als in ihm. Mit dieser Macht paarte sich in ihm ein durchdringender Verstand und ein wohlhabendes Herz, wodurch er unter den Regenten seiner Zeit doppelt ehrwürdig wurde. Seine Unterthanen ehrten ihn nicht nur, als ihren Herrn, sondern liebten ihn auch als zärtlichen Vater. Einen rührenden Beweiß davon erhielt er im Jahre 1227 wo er zu Gansawa von dem pommerschen Herzoge Swantopolk tückischer Weise im Bade überfallen wurde, und unter den Streichen der Pommern seinen Geist würde aufgegeben haben, wenn sich nicht Peregrin von Wisenberg über ihn geworfen und die Wunden aufgefangen hätte, die seinem Herrn galten. So rettete der edle Diener mit eigner Aufopferung des Lebens seinen Herrn, welcher aber dennoch schwer verwundet und in einer Sänfte nach Breslau getragen wurde.

Die besten Menschen haben selten das beste Schicksal. Auch Heinrich I. nicht. Als Gemahl der frommen, heiligen Hedwig, mit der er in Ausübung aller christlichen Tugenden wetteiferte, vermuthet man in ihm mit Recht ein feinfühlendes Vaterherz. Und welche Kränkung für dies Vaterherz, noch bey Lebzeiten seine Söhne, Heinrich und Conrad in einem Bruderkriege verwickelt zu

se-

sehen! Er hatte den ältern, Heinrich, zu seinem Nachfolger bestimmt, und dem jüngern, Conrad bey dessen Vermählung mit einer sächsischen Prinzeßin, schon bey Lebzeiten den Lebusischen Districkt und einen Theil der Lausitz abgetreten. Conrad, mit dieser Theilung unzufrieden, fiel seinem Bruder, den der Vater zum Mitregenten angenommen hatte, mit bewaffneter Macht an und es kam zwischen beyden Brüdern bey Liegnitz, zwischen Steudnig und Rothkirch zum Treffen. Conrad wurde geschlagen und flüchtete sich zu seinem Vater, der sich eben in Glogau befand. Der zärtliche Vater, war gut oder schwach genug, ihn dennoch aufzunehmen, ohnerachtet der widerspenstige Sohn im Grunde gegen ihn selbst gekämpft hatte. Doch schien der gerechte Zorn des Himmels den Ungehorsamen zu verfolgen, indem er auf der Jagd bey Tarnau stürzte und den Hals brach. Seine Leiche wurde nach Trebnitz geführt und daselbst beygesetzt.

Sonst ist Heinrich I. auch unter dem Beynamen des Bärtigen bekannt. Diese Benennung erhielt er deswegen, weil ihm seine Gemahlin, die heilige Hedwig, nachdem sie ihm sechs Kinder, 3 Prinzen und 3 Prinzeßinnen gebohren hatte, dahin bewog, daß er unter bischöflicher Einsegnung eine lebenslange eheliche Enthaltsamkeit gelobte und sich von dieser Zeit an den Bart wachsen ließ. Beyde Eheleute, ob sie übrigens zwar die zärtlichsten Herzensfreunde blieben, führten von nun an einen unehlichen Ehstand und sahen und sprachen sich nie einander als im Beysein mehrerer Zeugen. Selbst in seinen Krankheiten besuchte ihn seine Gemahlin nie allein. Er starb auf einer Reise nach der Lausitz in Kroßen den 19ten März 1238 und wurde

in

in dem von ihm erbauten und gestifteten Kloster Trebnitz vor dem hohen Altar begraben, wo man noch heut die Grabschrift liest:

Dux Henricus, honor Slesie, quem plangere conor
Hic jacet, hunc fundans fundum, virtute abundans,
Tutor egenorum, schola morum, virga reorum,
Cui sit absque mora locus in requie bonus ora.

Zwanzigster März.

1339. Bischof Ranker thut König Johann in den Bann.

Nach dem Tode Heinrichs VI. des letzten Herzogs von Breslau, fiel dies Land an den König Johann von Böhmen. Der König hätte mit einem so beträchtlichen Zuwachs wohl zufrieden seyn können, aber nein! er begehrte auch noch von dem damaligen Bischof Ranker, daß er ihm das Schloß Militsch an der pohlnischen Gränze gegen eine gewisse Schadloshaltung einräumen sollte, um sich desselben im Nothfalle bedienen zu können. Der Bischof mochte seine guten Ursachen haben, warum er sich dazu nicht verstehen wollte; er schlug also diese Zumuthung des Königs geradezu ab. Nun suchte der König mit Gewalt zu nehmen, was er durch Güte nicht erhalten konnte. Als der Uebermächtige zog er mit einem Heer vor Militsch und belagerte das Schloß. Der Bischof hatte die Vertheidigung desselben einem gewissen Heinrich von Wirben, Archidiacon und Domherrn zu Breslau,

an-

anvertraut. Von diesem wuste man, daß er gern ein gutes Gläschen trank und der König benutzte diese schwache Seite des geistlichen Commendanten, um zu seinem Zweck zu gelangen. Mit einem guten Flaschenvorrath versehen schickte der König einige Abgeordnete in das Schloß, welche mit dem Commendanten unterhandeln und ihn durch Zureden, Zutrinken und Drohungen dahin brachten, daß er das Schloß dem Könige übergab. Der Bischof wurde über die Nachricht davon äußerst erbittert. Er forderte es als abgeschlichen und abgedrungen zurück und unterhandelte darüber wiederholt mit dem Könige. Dieser war aber nicht zu bewegen. Nachdem der Bischof den Weg der Güte umsonst versucht hatte, so glaubte auch er nun die geistlichen Waffen gebrauchen zu dürfen, die in seiner Macht waren; denn jeder wehrt sich so gut er kann. Das that auch Ranker. Er berief seine Domherrn und verlangte von ihnen, daß sie ihn, nach dem Beyspiel seines Vorfahren Thomas (Januar 6.) zum Könige begleiten sollten, um ihn persönlich zur Wiedergabe des Schloßes zu bewegen. Aber die Domherrn hatten aus Furcht vor dem Könige nicht den Muth, diesen Schritt zu thun. Die meisten traten ab und nur wenige verstanden sich dazu. In Begleitung dieser wenigen begab sich der Bischof vom Dom zu Breslau in das Kloster zu St. Jacob, wo damals der König in einem kleinen Gemach neben dem Speisesal mit seinen Räthen und Hofleuten sich befand. Er klopfte selbst an, und da man ihm nicht gleich die Thür öffnete, pochte er so ungestüm an, daß die Wache fragte, welcher Verwegne untersteht sich, so heftig anzudonnern? Die Antwort war: der Bischof, welcher den Kö-

nig

nig sprechen wolle. Johann ließ ihm sagen: er möchte sich nur eine Stunde gedulden; er hätte jetzt wichtige Geschäfte vor, welche nicht erlaubten, ihn sogleich vorzulassen. Der Bischof aber war in einer Gemüthsstimmung, welche mit der Geduld sich nicht füglich vereinigen ließ. Er pochte fort, so daß die Räthe des Königs der Meinung waren, man müsse den Bischof vorlassen. Im bischöflichen Ornat mit einem hölzernen Kreuz um den Hals und einem Zedel in der Hand, trat er vor dem Könige hin und las von dem Zedel die Worte ab: „Gnädigster König, ich vermahne Deine Majestät zum ersten, zweiten und drittenmal das Schloß Militsch der Kirche zurückzugeben." „Das wird nicht geschehen," antwortete der König. „So thue ich Dich, fuhr der Bischof fort, hiemit in den Bann im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

Der König unterbrach das Stillschweigen, worinn alle vor Erstaunen gerathen waren, durch den Ausruf; „Bey meiner Seele, was das vor ein Pop ist! Er ringt nach dem Tode. Ich werde mich aber hüten, ihm die Märtyrer-Ehre zu verschaffen. „Die anwesenden breslauschen Rathsherrn suchten hierauf den Bischof zu besänftigen und sagten ihm: Herr Bischof, sie hätten wohl unsern Herrn, den König, nicht so ins Gesicht bannen, sondern ihn auf eine sanfte Art anreden sollen. Nun so bewegt ihn doch, antwortete Ranker, daß er der Kirche das Schloß wieder einräume; denn ihr seid ja ebenfalls mit dabey gewesen, da die Kirche einen solchen Verlust erlitten hat. Die Rathsherrn erwiederten: Herr Bischof, dazu haben wir nicht Macht. Wohl denn, fuhr der Bischof

sie hitzig an: so thue ich auch euch, wie euren König in den Bann im Namen des Vaters, des Sohns und des heiligen Geistes.

Das erste Wort war nunmehr gesprochen und der Bischof gieng mit der Aeußerung davon: euer Herr ist ja so nur ein Zaunkönig. Der letzte Ausdruck war allen besonders aufgefallen und als man sich hernach bey dem Bischof erkundigte, warum er denn den König Johann einen Zaunkönig genannt hätte, gab er zur Antwort: ich habe die Wahrheit geredet. Andere Könige haben ihre Erzbischöfe, welche sie salben und krönen, aber der König in Böhmen hat keinen, und wenn er sich wollte krönen lassen, so müßte er erst durch Bitten und Geschenke einen fremden dazu vermögen. Dies soll die Veranlassung gewesen seyn, daß König Carl, Johannes Sohn, hernach für einen Erzbischof in seinem Reiche sorgte.

Der Bischof lies hierauf die Kirchen auf dem Dom und in der Stadt schließen und begab sich mit seinen Geistlichen nach Neiße, ohne sich bewegen zu lassen, den ausgesprochnen Bann aufzuheben. Indessen fanden sich doch einige Geistliche, welche des Interdicts ohnerachtet in den Pfarrkirchen zu Elisabeth, Maria Magdalena und zum heil. Geist die Amtsverrichtungen verwalteten, wohin man auch die Bürger in die Messe zu gehen nöthigte. Denjenigen, welche die Kirchen besuchten, in welchen das Interdict beobachtet wurde, riß man die Kleider vom Halse.

Der König rächte sich dadurch, daß er die Einkünfte des Bißthums und des Domcapitels einzog und den schlesischen Fürsten frey stellte, seinem Beyspiele zu folgen. Niemanden war das willkomner,

als dem damaligen Herzoge Boleslav von Brieg, der aus Verschwendungssucht in immerwährender Geldnoth steckte. Hastig fuhr er zu und sagte: da durch den Bann die Kirchen verschlossen sind, so brauchen wir keine Priester, und damit eignete er sich den Nießbrauch ihrer Pfründen zu. Durch den angemaaßten Decem und den Ertrag ihrer Wiedmuthen stellte er seine zerrütteten Finanzen auf eine Zeitlang wieder her. Auch der Rath zu Breslau zog nach dem Beyspiele des Königs die Einkünfte der Stifter und Pfarrtheyen ein, deren Inhaber sich weigerten, die Kirchen zu öffnen und Gottesdienst zu halten. Es war mithin ein trauriger Zustand im Lande. Der Bischof wandte sich mit seinen Klagen an den Pabst, welcher ihm treulich Beystand und den ausgesprochnen Bann bestätigte. Wollte man auch sagen, daß sich der Bischof damit etwas übereilt hätte, so muß man doch auch gestehen, daß es ihm von Seiten des Königs äußerst nah gelegt worden war, der ihn nöthigte, Militsch vor einen bestimmten Geldpreiß entweder abzutreten oder es durch Gewalt zu verlieren. Vom Ausgange dieses Zwists siehe May 6.

1743. Commerzcollegium errichtet.

Sobald König Friedrich II. im entschiedenen Besitz des Landes war, richtete er sein Hauptaugenmerk auf das Emporblühen desselben. Zur Beförderung des Handels wurde in Breslau ein Commerzcollegium errichtet und einige der ansehnlichsten Kaufleute wurden zu Commerzien-Räthen bey demselben ernannt. Außerdem wurden noch zum

Besten der Breslauer Messe ein Ober- und Untermerkantilgericht daselbst festgesetzt, welche alle während der Messe vorfallende Streitigkeiten schleunigst abzuthun angewiesen waren und deswegen alle Tage, so lange die Messe dauert, auf dasigem Rathhause, Vormittags von 10-12 Uhr und Nachmittags von 3- Uhr ihre Sitzung halten müssen.

1791. Tauenzin stirbt.

Durch eine geraume Zeit von Jahren war für seine noch lebenden Zeitgenossen Friedrich Bogislav von Tauenzin ein in Schlesien äußerst bedeutender Mann. Er wurde den 18ten April 1710 zu Tauenzin, seinem Stammhause in der Herrschaft Lauenburg gebohren und widmete sich frühzeitig den königlichen Kriegsdiensten. Mit 15 Jahren kam er 1725 zum Cadettencorps und 1728 zur ersten Garde, bey welcher er 1740 als Lieutenant und Adjudant den ersten Feldzügen Friedrichs beywohnte. Zum Beweise seiner besondern Zufriedenheit beehrte ihn der König noch in eben diesem Jahre mit dem Orden des Verdienstes. Als Major von der Garde commandirte er 1744 ein Grenadierbataillon und wohnte der Belagerung von Prag und der Schlacht zu Striegau bey. Im glänzenden Licht zeigte er sich als Obrister und Commandeur der ersten Garde 1757 in der Schlacht bey Kollin. Lange Zeit widerstand er mit unbeschreiblicher Tapferkeit den hartnäckigsten Angriffen von vier feindlichen Bataillons und zwey Cavallerieregimentern, bis endlich von der tausend Mann starken Garde nur noch 250 übrig waren und die übrigen mit ihren Leichen das

Schlacht-

Publ. 2.

Schin Schneg.

Ich bin nicht schwanger und meine Soldaten auch nicht.

Schlachtfeld bedeckten. Tauenzin selbst erhielt hier eine Kugel in den Leib, welche er auch mit ins Grab genommen hat. Nach seiner Wiederherstellung diente er 1758 gegen die Franzosen und vertrieb sie mit großem Verlust aus Hornburg und andern festen Posten im Hildesheimschen. In demselben Jahre machte ihn der König zum Commendanten von Breslau und hier war es, wo er seinem militairischen Ruhm die Krone auffetzte.

Schlesien schien damals für den König verlohren zu seyn. Laudon stand mit 50,000 Oesterreichern vor der Hauptstadt und innerhalb derselben waren 9000 österreichische Kriegsgefangne im Begriff zu revoltiren. Allen diesen Feinden von innen und von außen hatte Tauenzien nur drey tausend Mann entgegen zu stellen, die obenein zum Theil Ueberläufer, gezwungne Soldaten oder Invaliden waren. Nur auf die tausend Mann Garde, welche er bey sich hatte, konnte er sich mit einigem Zutrauen verlassen. Laudon forderte unter diesen Umständen den General Tauenzien zur Uebergabe auf und stellte ihm vor: Breslau sey eine Handelsstadt und keine Festung; es wäre daher gegen Kriegsgebrauch selbige gegen eine große Uebermacht zu vertheidigen; der König sey jenseits der Elbe und Prinz Heinrich ohnweit der Warthe; die Rußen würden in zwey Tagen mit 75,000 Mann erscheinen; er glaube, daß die Stadt lieber Oesterreicher als Rußen einnehmen würde; er wolle der Besatzung die Bedingungen der Capitulation überlassen; würde aber die Uebergabe verweigert, so solle die Stadt aus 45 Mörsern in Brand gesteckt werden. Tauenzien antwortete darauf kurz: Breslau sey eine Festung und er würde den Feind auf

den

den Wällen erwarten, wenn auch die Häuser in Asche verwandelt werden sollten.

Der österreichische Feldherr richtete seine Ueberredungskünste nun von einer andern Seite und versuchte die Bürgerschaft gegen den Commendanten aufzubringen. Er ließ an den Präsidenten des Stadt-Magistrats, Conradi, einen beweglichen Brief schreiben, welcher Mitleid gegen die unglücklichen Bewohner athmete, die durch 45 zum Brande fertig stehenden Feuermörser und die im Anzuge begriffnen 75,000 Rußen ihrem unvermeidlichen Untergange entgegen sähen. Doch auch dieser Brief verfehlte seine Wirkung und blieb unbeantwortet. Von neuem stürmte Laudon mit Drohungen auf Tauenzien ein und ließ ihm sagen: daß auch das Kind in Mutterleibe nicht verschont bleiben sollte. Lächelnd antwortete dieser: „ich bin nicht schwanger und meine Soldaten auch nicht.“ Darauf begann das Bombardement und Tauenzien nahm seine Maaßregeln so weislich und nachdrücklich gegen den innern und äußern Feind, daß er sich unerschütterlich behauptete.

In der Ungewißheit des erwarteten Entsatzes versammelte er die Offiziers der königlichen Garde um sich her, stellte ihnen seinen Zustand und die mögliche Eroberung der Stadt vor und that dann den heldenmüthigen Vorschlag: er wolle mit der Garde einen Abschnitt auf den Wällen machen und sich sodann bis auf den letzten Blutstropfen wehren, damit, sagte er, die Welt nicht das sonderbare Schauspiel erlebe die gesamte Leibwache Friedrichs kriegsgefangen zu sehn. Von hoher Vaterlandsliebe und kriegerischem Muthe ergriffen, stimmten die Offiziers diesem Vorsatz bey und erklärten fechtend sterben zu wollen.

Noch einmal versuchte Laudon durch gütliche Vorstellungen den Commendanten zur Uebergabe zu bewegen. Der Kaiserliche Obrist Rouvroi erschien vor Tauenzien, schilderte ihm die Entfernung des Königs, die Nähe der Russen, die Vortheile eines freyen Abzugs mit ehrenvollen Bedingungen, welches alles die Ehre des Commendanten in den Augen des Königs und der Welt rechtfertigen würde und müste. Mit edlem Stolz erwiederte Tauenzien: „ich habe keinen Begriff von der Ehre eines Commendanten, der eine Festung übergiebt, ehe Bresche geschossen ist. Unerlaubt ists, die Belagerung einer Stadt mit dem Ruin ihrer Einwohner anzufangen. Der Brand hat meine Gesinnungen nicht geändert, vielmehr befestigt." Darauf sagte Rouvroi: wenn das ist, so werden wir gleich förmlich die Laufgräben eröffnen. „Das habe ich schon längst erwartet," antwortete Tauenzien und so schieden sie von einander.

Das Glück krönte indessen den bewiesenen Heldenmuth Tauenziens. Prinz Heinrich nahte mit seiner Armee in starken Märschen herbey, wodurch Laudon genöthigt wurde, die Belagerung eiligst aufzuheben. Tauenzien hatte durch diese männliche Gegenwehr das große Verdienst, die Hauptstadt, als das Herz von Schlesien, für einer Abzapfung von feindlichen Händen bewahrt zu haben.

Der König ließ den Helden nicht unbelohnt; ernannte ihn 1761 zum Generallieutenant und ertheilte ihm den schwarzen Adlerorden. Den grösten Beweiß seines Zutrauens gab er ihm dadurch, daß er ihm 1762 die Belagerung der Festung Schweidnitz übertrug, welche der Held nach unsäglichen Schwierigkeiten auch glücklich eroberte und darin

über

über 9000 Gefangene machte. Er ward darauf nach hergestelltem Frieden Inhaber eines Regiments, Gouverneur von Breslau und General-Inspecteur der ganzen schlesischen Infanterie und starb nach 66jährigen Dienstjahren unter 3 preußischen Königen den 20ten März 1791 zu Breslau, wo er den 24ten auf dem Glacis vor dem Schweidnitzer Thore feyerlich beygesetzt wurde. Er hatte sich diesen Ort schon längst zur Grabstäte erwählt, weil er ihm bey der erwähnten Vertheidigung Breslaus so merkwürdig geworden war. Seine Ruhstäte ziert ein ausgezeichnetes Denkmal, wovon man eine Abbildung im Breslauschen Erzähler findet.

Ein und zwanzigster März.

1428. Brieg von den Hußiten eingeäschert.

Schon 1427 kamen die Hußiten zum erstenmal vor Brieg, drangen in die Stadt, plünderten die Häuser, mishandelten die Geistlichen, brachten viele Menschen um, und gebrauchten die Hedwigskirche zum Pferdestall. Im Jahre 1428 erschienen sie wieder, zündeten die Stadt und das Schloß an, bey welcher Gelegenheit auch die Pfarrkirche ein Raub der Flamme wurde. Die Bürger retteten sich mit ihren besten Habseligkeiten über die Oder und warfen die Brücke hinter sich ab. Ein Zeitgenosse, Windeck, bemerkt davon folgenden sonderbaren Umstand: „Als man zalte nach Gotis Geburt 1428, da zogen die Hußen und beheimschen

Kez-

Kezzer in die Slesie für ein Stat, heißt Priege, und Herzog Ludwig ihr rechter Herre was dorinne und der zoge bey der Nacht aus der Stat. Und also gewunnen die Hußen die Stat und erschlugen dorinne vil frummer Christen, und mochten doch die Stat nicht behalten, als man sprach und was auch gar wohl glaublich, daß es Herzog Ludwig hette mit den Hußen angeleit, um das die Stat Im vielleicht zu mechtig wurde. Wenne die Purger dem Herzoge nicht alewege geben wolte, was der Herzog wollte; wenn der Herzog doch hette vil Landes erfarn und erritten, und darum was er vil schuldig. So hatte er ein Frauen, die was des Marggrafen Tochter von Brandenburg, der do Burggraf zu Nurmberg was, und die spilte gar fere; so was er gar zerhaftig, und sie hetten der Rente nicht dorzu. So wollten Im seine Leute nicht me geben, denn ihre rechte Rente, also sie das angefriget waren von Herzoge Ludwige seinen Eltern. Do meint man, daß dem Herzoge liber were, daß sie mit Ime verdurben, daß Im darnach fast lait was."

Außerdem hat Brieg noch späterhin merkwürdige Brände erfahren. Den 6ten September 1569 giengen 78 Bürgerhäuser, nebst einigen öffentlichen Gebäuden in Rauch auf. An eben dem Tage 1619 brannten dreihundert Häuser, und 1776 in der Nacht 54 Vorder- und 12 Hinterhäuser nebst dem Kapuciner-Kloster ab. Außer der gewöhnlichen Beyhülfe aus der Feuersocietäts-Casse schenkte König Friedrich zum Wiederaufbau der Stadt noch 90,000 Rthl.

1564. Gymnasium zu Brieg gegründet.

Dies ehrenvolle Denkmal Herzogs Georgs II. von Brieg steht noch heute als ein Beweis seiner Liebe für die Wissenschaften. Er legte am gedachten Tage in eigner Person den Grund dazu. Drey Stockwerke hoch, 19 Fenster in der Vorderseite und mit zwey Portalen versehen, gleicht es mehr einem fürstlichen Pallast als einer Schule. Die 9 Giebel des Gebäudes sollten eine bildliche Beziehung auf die eben so große Anzahl der Musen haben, deren Bildnisse auch in einer Hölung besagter Giebel gemahlet wurden. Das Gymnasium wurde den 10ten August 1569 eingeweyht und nach dem Muster des Elisabethanischen zu Breslau eingerichtet. Mehr noch als durch seine äußere Ansicht zeichnete sich dies Gymnasium durch die fürstliche Ausstattung aus, womit es sein Stifter grosmüthigst versah. Man macht heut zu Tage einen großen Lärm, wenn einmal ein Regent zehn- bis dreyßigtausend Thaler auf eine ähnliche Anstalt verwendet. Andere Zeiten, andere Sitten! Dafür baute es Herzog George sicher nicht, und doch schenkte er ihm noch die Dörfer Conradswaldau, Laugwitz, Pampitz, Jägerndorf und Schönau im Briegschen; und Gros- Peiskerau, Frauenhayn und einen Theil von Ottig im Ohlauschen. Das that ein Herzog von Brieg! Beym Absterben des letzten Piasten machte sich Kaiser Leopold, Gott verzeyh es ihm! ein Gewissen daraus, eine so reiche Stiftung in protestantische Hände zu lassen und — zog sie ein. Die Lehrer wurden dafür mit ihren Salarien auf die Stadt-Kämmerey angewiesen, wobey sie höchst wahrscheinlich wohl nicht gewonnen ha-

haben. Unter dem berühmten Jacob von Schickfuß, der seines Namens Gedächtniß durch die „neu vermehrte schlesische Chronik und Landesbeschreibung" stiftete und nach Niederlegung seines Rectorats herzoglicher und kaiserlicher Rath und zuletzt gar geadelt wurde, blühte dies Gymnasium im herrlichsten Flor. Es zählte im Jahre 1607 nicht weniger als fünf hundert und drey Studirende und konnte also mit mancher heutigen Universität in Ansehung der Frequenz wetteifern. Unter diesen waren sehr viele Adliche, die grösstentheils ihr Andenken durch das Ausmahlen ihrer Wapen an der Wand der zweiten Gallerie aufzubewahren suchten. Zum Behuf einer Bequemen Wohnung für die adliche Jugend waren im obern Stock eine Menge Zimmer angebracht, welche aber schon 1668 eingerissen und zu Schüttböden umgeschaffen wurden. Die ehemaligen Rectoren dieses Gymnasiums liefern einen Beweis, daß es nicht immer ihr Looß war, im Schulstaube zu schmachten. Denn auch das jetzt noch blühende Geschlecht derer von Thielau entspringt von einem derselben, den Kaiser Joseph für die großen Dienste, die er ihm bey der Alt-Ranstädtschen Convention leistete, in den Adelstand erhob.

1756. Impost des Ungarweins.

Schlesien machte ehedem einen beträchtlichen Absatz von Raschen und wollnen Waaren in die österreichischen Staaten und besonders nach Ungarn, wodurch eine Menge Kremnitzer Ducaten ins Land kamen. Maria Theresia fand für gut diesem Gold-

aus-

ausfluß einen Riegel vorzuschieben, verbot die Einfuhr der schlesischen Rasche in der gegründeten Ueberzeugung, daß diese Waaren eben so gut in ihren Staaten fabricirt werden könnten, weil es an Schafen und Menschen dort so wenig fehlte, als anders wo. Das war ein äußerst empfindlicher Schlag für den Schlesischen Handel, denn die Raitzen blieben mit ihren goldgefüllten Katzen von nun an aus und was etwann als Contrebande heimlich hinüber geschwärzt wurde, war nicht von Bedeutung und mit vieler Gefahr verbunden.

Daraus entstand nunmehr preußischer Seits ein großes Defizit in der Handlungsbilanz mit Oesterreich. König Friedrich glaubte das nicht besser decken zu können, als daß er mit einem Federstrich unter obigem Dato die Einfuhr des ungarschen Weins so hoch, den Eimer mit zehn Rthl. impostirte, daß er so gut als verbothen anzusehen war. Freilich waltete hlebey der große Unterschied zum Vortheil Oesterreichs ob, daß man zwar in allen Landen, wo es Menschen, Schafe und Webestühle giebt, Rasche fabriciren, aber keinen ungarschen Wein keltern kann. Oesterreich ließ sich deswegen auch das preußische Weinverbot nicht irren in dem festen Glauben, daß die verwöhnten schlesischen Gaumen sicherlich nach den Weintöpfen Ungarlandes gelüsten würden, worin es auch sich nicht betrog. Der hohe Impost wurde bezahlt, und wer ihn nicht bezahlen konnte oder wollte, sah, wo er blieb.

Der Tag hatte große und wichtige Folgen. Frohlockend zog am hellen lichten Tage der Stettinsche Handlungsdiener durch Schlesien, suchte dem Geldstrom die Richtung der Oder zu geben und den

Schle-

Schlesier zum sauren Gebräu des Franzweins zu bekehren. Mit einem Gesicht, als ob er Holzäpfel ässe, bequemte er sich dazu, schickte seine Gelder nach Pommern und Frankreich und seufzte in seinem Herzen nach dem König aller Weine, den Ungar. Doch hatte er dabey auf der andern Seite den Vortheil, daß er an Nüchternheit und gesunden Beinen gewann, denn der Franz lud weniger zum Rausche ein und erregte kein so häufiges Podagra. Stettin selbst blühte mächtig empor.

Bey Nacht und Nebel schlich andern Theils der österreichische Grenzbewohner auf verbothnen Schleifwegen ins Land und suchte mit Gefahr seiner Waare und seiner Freiheit das königliche Verbot, so gut er konnte, zu umgehen. Die Zeitungsbeylagen wimmelten von Anzeigen aufgefangner Pferde und Wagen, Fässern und Eimern, von Aufforderungen an die entsprungnen Eigenthümer und Licitationstermine der eingeschwärzten Weine, so wie die Gefängnisse von Contrebandiers. Manches leckere Maul muste auch seinen verbotnen Gelüst mit schwerem Gelde büssen.

Dem Könige Friedrich Willhelm, der so gern allen Menschen geholfen wissen wollte, gieng dieser Zustand zu Herzen, und da er ihm ohne merkliche Schwächung seiner Finanzen nicht ganz abhelfen konnte, so suchte er ihn wenigstens zu mildern. Er führte die Depots von ungarschem Wein in Schlesien ein und setzte das Impost besonders für die Landesbewohner merklich herab, damit sie weniger Reitz zum Einschwärzen und mindern Gewinn dabey hätten. Aber die Regierung erreichte bey dieser Vergünstigung ihre väterliche Absicht nicht und die Depots bestehen zwar noch, aber mit erhöhterem Im-

post.

post. Ein Corps von Grenzjägern zieht einen Schlagbaum nunmehr um das Land, besetzt des Nachts alle Päße und Eingänge des Gebirgs, verscheucht die Contrebandiers und läßt dem Schlesier keine andre Wahl, als dem Ungar gänzlich zu entsagen oder ihn Ordnungsmäßig zu trinken.

Zwey und zwanzigster März.

1458. Bund schlesischer Herzoge gegen George Podiebrad.

Mit diesem merkwürdigen Tage fiengen sich die schlesischen Unruhen wegen George Podiebrad an und nahmen auch 13 Jahre hernach, durch dessen an diesem Tage 1471 erfolgten Tode ein Ende. Bey Königs Ladislavs, der ohne Erben starb, frühem Tode war George Statthalter von Böhmen und wurde durch die Mehrheit der Stände zum Könige erwählt. Sowohl der neuerwählte König als auch die böhmischen Stände schickten alsbald Abgesandte nach Schlesien mit dem Gesuch, der Wahl beyzutreten. Die schlesischen Fürsten und Stände hielten sich aber beleidigt, daß man sie nicht mit zur Wahl gezogen und ohne ihr Vorwissen einen König von Böhmen erwählt hätte. Um sich in dieser kritischen Lage zu berathschlagen, kamen der Bischof und die schlesischen Fürsten den 22ten März 1458 in Liegnitz zusammen und beschlossen einmüthig, daß sie in die Wahl Georgs nicht willigen und ihn auch nicht für ihren König anerkennen woll-

wollten. Auf einem bald darauf folgenden Fürstentage, der den 19ten April zu Breslau gehalten wurde und auf welchem Georgs Gesandten mit hundert Pferden erschienen, wurde der Antrag der Böhmen und des Königs noch einmal in nähere Untersuchung gezogen und beschlossen, daß die schlesischen Fürsten und Stände alle für einen Mann stehen wollten gegen alle und jede, die ihnen irgend einen König wider ihren Willen aufdringen wollten, „bis so lange is erkant werde an gebürlichen steten, wen sie billichen mit Got, Eren, Glych und Recht als einen christlichen Herrn und König uffnehmen sullen.“

Nun gieng die unselige Fehde Schlesiens mit George Podiebrad an, so daß es sich noch bey seinen Lebzeiten dem Könige Mathias von Ungarn in die Arme warf. Beyde Herrn stritten über das Land als einen Zankapfel. Endlich wuste es Georgs weise Politik dahin zu bringen, daß Pabst Paul II. geneigt wurde, den von seinen Vorfahren über ihn ausgesprochnen Bann aufzuheben und ihn wieder für einen König von Böhmen zu erkennen, wodurch Mathias in die Nothwendigkeit gerieth, Schlesien als rechtmäßig zu Böhmen gehörig, zurückzugeben. Ueberdies hatte Georg in die Wahl des Prinzen Wladislavs, Casimirs Königs von Pohlen ältestem Sohne, zu seinem Nachfolger eingewilligt. Mathias war in Schlesien ohne dem verhaßt und nun hätte er die pohlnische und Böhmische Macht noch auf den Hals bekommen. Diese bedenklichen Aussichten lenkten auch ihn zum Frieden und er erklärte sich bereitwillig, Georgen Schlesien und Mähren abzutreten, in der Hofnung, daß er dann durch Georgs Vermittelung zu seinem Nachfolger in Böhmen gewählt werden würde. So erlebte der

gro-

große Mann noch am Abend seines Lebens die große Genugthuung, seinen Werth anerkannt und seine Feinde besiegt zu sehen. Unter diesen heitern Aussichten, wo sich die Sonne seines Lebens so schimmernd zum Untergange neigte, unterbrach der Tod die Vollendung seines Triumphs, indem er an eben dem Tage, wo Schlesien sich zum erstenmal gegen ihn erklärte, 1471 seine unruhige Laufbahn in einem Alter von 50 Jahren an der Wassersucht beschloß. — März 25.

Drey und zwanzigster März.

1585. Bischof Gerstmann stirbt.

Im sechszehnten Jahrhunderte haben wenige Länder so stark von der unseligen Religionsfehde und dem Partheyenhaß gelitten, als Schlesien. Eines Theils rührte das daher, weil in wenigen Ländern eine solche Mixtur von Protestanten und Katholicken anzutreffen war und beide Theile ansehnliche Oberhäupter an der Spitze hatten; die Katholicken den Bischof und die Protestanten ihre Herzoge. So hielten sie sich ziemlich das Gleichgewicht. Mitunter lebten die Bischöfe und die Herzoge von Brieg und Liegnitz auf einen sehr vertrauten und freundschaftlichen Fuß und um diese Freundschaft nicht zu stöhren, waren die Bischöfe oft weit nachgiebiger gegen die Ausbreitung des Protestantismus, als es sonst wohl nie geschehen seyn würde. Man gewöhnte sich nach und nach die Vergünstigungen der Bischöfe als ein Recht anzusehen und bestand pro-

testantischer Seits darauf, als auch die Herzoge schon ausgestorben waren und kein solches Verhältniß der partheilichen Oberhäupter mehr statt fand. Daraus giengen späterhin von selbst gewaltige Mißverständnisse und ein verrückter Gesichtspunkt der Ansicht des wahren Verhältnisses hervor.

Auch Bischof Gerstmann gehört unter diejenigen, welche sich durch eine besondere Nachsicht gegen die Protestanten auszeichneten und ihnen zum Theil mehr gestand, als er als katholischer Bischof gegen seine Parthey verantworten konnte. Eine öffentliche Person muß nicht nach ihren Privatmeinungen, sondern nach ihrem tragenden Amte beurtheilt werden. Sie kann oft in Fälle gerathen, wo sie als ein von allen Verhältnissen entbundener Privatmann dem innern Rufe nach ganz anders handeln würde, als er, den Pflichten seines Amtes nach, nicht handeln kann noch darf. Kein Sterblicher mag öfter in diese Lage gerathen seyn, als die schlesischen Bischöfe. Daher ist auch das Urtheil über sie so sehr verschieden, je nachdem die Partheyen dabey gewannen oder verlohren.

Dies war auch der Fall mit Bischof Martin Gerstmann. Er lebte in der innigsten Herzensfreundschaft mit dem eifrig lutherischen Herzoge von Brieg, George II. welchen er oft unvermuthet besuchte und sich Tage lang bey ihm aufhielt. Bey einer solchen Einigkeit der beiden religiösen Oberhäupter des Landes konnte die Zwietracht unmöglich zu Kräften kommen. Sie hatte auch für die Protestanten die gedeyhlichsten Folgen, um so mehr, da der Bischof zugleich Oberhauptmann von Schlesien war und also die weltliche und geistliche Macht in seinen Händen hatte. Ihm allein hatten es die Glogauer zu

verdanken, daß sie (März 17) ihre Kirche behielten. Er gieng in seiner Vorliebe gegen die Protestanten noch weiter und bestrafte sogar einige katholische Geistliche mit Gefängniß, weil sie in seinem eigenen Fürstenthume Neiße den lutherischen Gottesdienst hatten hindern wollen. Daß er dadurch bey seiner eignen Parthey verdächtig wurde, konnte nicht fehlen. Indessen hatte er die Macht in Händen und genoß der Kaiserlichen Gnade auf eine ausgezeichnete Weise, weswegen seine Gegner schweigen mußten. Die Protestanten sahen ihn den 23ten März 1585 eben so ungerne sterben, als sich die Katholicken über sein Ableben gern beruhigten. In seinem Testamente bezeugte er noch die herzlichste Liebe und Freundschaft gegen Herzog George von Brieg und vermachte ihm zum Andenken seinen kostbarsten Ring und einen rothsamtnen Zobelpelz. Auch wurde sein Bildniß im Schlafgemach des Herzogs aufgestellt und wie ein Heiligthum verehrt.

1688. Brand zu Liebenthal.

Durch ein im Kloster entstandenes Feuer brannten alle Häuser innerhalb der Ringmauern ab. Im Jahr 1563 hatte die Stadt dasselbe Schicksal und verlor durch einen dritten Brand 1723 den 13ten May Kloster und Kirche nebst zehn Bürgerhäusern. Das letzte Feuer war durch Verwahrlosung der Garnison beym Pulverthurm ausgekommen und die Glut verbreitete sich so schnell, daß sich die Nonnen durch die Klosterfenster retten musten.

Vier und zwanzigster März.

1779. Fundation des Armenhauses zu Kreuzburg.

Nach gerade scheint sich der Unfug des öffentlichen Straßenbettelns in Schlesien zu verlieren, und zum Vorwurf für die Polizey eines und des andern Orts wird man nur noch hin und wieder von gehezten und privilegirten Müßiggängern angefallen. Die meisten Städte sind dieser Plage los und wo es nicht ist, da hat es die Stadtobrigkeit zu verantworten.

Diese Wohlthat, ruhig die Straßen zu durchwandeln, ohne von Gassenjungen und einer ganzen Litaney allerley Preßhafter verfolgt zu werden, datirt sich besonders seit der Errichtung des Armenhauses zu Kreuzburg. Nicht als ob gedachtes Armenhaus selbst alle Bettler aufgenommen hätte, sondern weil bey dieser Gelegenheit zugleich die ernstlichsten Vorkehrungen gegen den Auswurf der Menschheit getroffen wurden.

Auch Friedrich hatte den gewaltigen Unfug des Bettelns in Schlesien bemerkt und beschloß, ihm mit Nachdruck abzuhelfen. Es blos zu verbieten, schien ihm nicht genug zu seyn, sondern er nahm noch 42,000 Rthl. in die Hand und ließ dafür ein Armenhaus zu Kreuzburg bauen. Er wählte darum diesen Ort dazu, „weil es daselbst wohlfeil sey und es in der Gegend viel Arme gebe.“ Das ansehnliche Gebäude wurde seiner Bestimmung gemäß aufgeführt und trägt die schöne Aufschrift: Miseris meliora Fridericus M. 1778. (Ein günsti-

geres Loos für Arme von Friedrich dem Großen.)

Durch einen besondern Fundationsbrief vom 24ten März 1779 schenkte er dies auf seine alleinigen Kosten erbaute Armenhaus dem Herzogthum Schlesien. Außer einem ansehnlichen Kapital gestattete er noch die Accisefreiheit für die Bewohner desselben, jährlich 4 Haus- und Kirchen-Collecten nebst der Erlaubniß Landgüter und anderes Eigenthum für dasselbe anzukaufen. Die ökonomische Einrichtung ist folgende:

Der Verwaltung ist ein Director, ein Inspector, welcher Rendant der Kasse ist, und ein Controlleur vorgesetzt. Letztere wohnen im Armenhause und der Controlleur, dem noch ein Werkmeister untergeordnet ist, führt die Aufsicht über die im Hause errichteten Manufacturen. Es werden darinnen Friese, Friesdecken und allerhand Strohhauben verfertiget. Ein Speisevater und eine Speisemutter besorgen die Beköstigung und die innere Reinlichkeit des Hauses. Der Aufseher, Krankenwärter und die Nachtwächter haben ihre angewiesene Arbeit. Ein Schulmeister betet Morgens und Abends mit den Armen und unterweiset die Kinder täglich 4 Stunden im Christenthum, Lesen, Schreiben und Rechnen. Alle Sonntage ist in der im Armenhause wohl angelegten Kirche evangelischer Gottesdienst, der von den Stadtgeistlichen für eine Belohnung aus der Armenhauscasse verrichtet wird. Für die katholischen Armen ist auf eine ähnliche Weise gesorgt. In den Wochentagen wird gearbeitet, Wolle gesponnen, Fries gewürkt, genähet und dergleichen, je nachdem es die Kenntnisse und Kräfte der Armen erlauben.

So

So wie die Armen selbst sehr verschieden sind, so ist es auch ihre Beköstigung und Verpflegung. Personen von gutem Herkommen, die sich ins Haus einkaufen, erhalten nach Beschaffenheit ihres Kostgeldes das Essen. Personen von ebenfalls guter Herkunft, die aber aus Armuth im Hause sind, wohnen theils in kleinen Zimmern einzeln, theils in größern und bekommen wöchentlich dreimal Fleisch, die andern Tage aber Zugemüse, jedoch täglich Bier und jeder 2 Pfund Brodt; auf Kleidung erhalten sie jährlich etwas an Gelde, tragen sich, wie sie wollen, und arbeiten für sich. Von den Armen niedern Standes, die sich freiwillig ins Haus eingefunden, schlafen die Männer und Weiber jedes Geschlecht besonders, in zwey geräumigen und im Winter geheizten Sälen, erhalten die den honetten Armen zugestandne Kost, und wenn sie bey ihrer angewiesenen Arbeit fleißig sind und mehr verdienen, als ihre Kost beträgt, wird ihnen der Ueberschuß jeden Sonnabend zu ihren kleinen Bedürfnissen baar bezahlet. Sie tragen Armenhauskleidung, die ihnen jährlich gegeben und unterhalten wird. Bey den Männern besteht solche aus 2 Hemden, Rock, Weste, Hosen, Schuh, Strümpfen, runden Hut und Mütze; bey den Weibern aus 2 Hemden, Rock, Leibel, Jacke, 2 Schürzen, Tücheln, kattunen Kopfzeugen, Schuh und Strümpfen.

Diejenigen Armen, welche als Bettler oder Vagabonden aufgegriffen werden und zur Besserung im Hause sind, schlafen in 2 andern Sälen, essen besonders, erhalten auch nur des Sonntags Fleisch, auch weniger Bier, jedoch so viel Brodt und Bekleidung, wie die erstern. Nur für ihre Arbeit wird

ih-

ihnen nichts bezahlet; wenn sie sich aber gut aufführen, werden sie in die beßre Klasse versetzt.

Die Kranken werden ohne Unterschied der Klaßen, nach Ausbruch der Krankheit in besondere Stuben gebracht, mit Medicin und leichter, aber nahrhafter Speise nach Anordnung des Arztes versehen.

Im Jahre 1783 befanden sich 238 Arme in dieser Anstalt, worunter 32 von gutem Herkommen und 42 Kinder waren.

Fünf und zwanzigster März.

1458. Podiebrads Gesandten in Breslau.

Kaum war Podiebrad zum Könige von Böhmen erwählt, so eilte er, den Widerspruch Schlesiens ahndend seine Gesandten nach Breslau zu schicken, um allen Unannehmlichkeiten vorzubeugen. Sie legten den Breslauern besonders folgende Punkte vor: Podiebrad verspräche ihr gnädiger Herr zu seyn. Er wolle jedermann bey seinen Stand und Würden, wie auch bey seinem Glauben lassen. Er wolle jedem seine Privilegien, Rechte, Gnaden und Gewohnheiten bestätigen und vermehren. Der Rath zu Breslau möchte ferner nicht gestatten, daß das Volk ihren Herrn lästre und schelte. Weil der König der Stadt besonders gewogen wäre, so hoffe er auch, daß die Breslaur ihn ebenfalls lieben und ihn als ihren Herrn und König vor Augen haben würden. Endlich baten sie den Rath der bevorstehenden Krönung auf St. Georgentag beyzuwohnen.

Es gieng aber dem Könige, wie einem unglücklich Liebenden. Je mehr er der Stadt entgegen kam, und sich um sie bewarb, um desto spröder wich sie ihm aus. Die Gesandten erhielten weder befriedigende Antwort, noch die sonst gewöhnlichen Geschenke und musten verhöhnt und verspottet vom Volke von dannen ziehn. — März 22.

Sechs und zwanzigster März.

1190. Orden des heiligen Grabes zu Jerusalem mit dem zweyfach rothen Kreuze.

Die Constantins-Ritter und die vom heiligen Grabe zu Jerusalem streiten mit einander um die Ehre, welcher von beiden Orden der älteste in der christlichen Kirche sey. Beider Ursprung verliert sich so tief in die frühere christliche Urwelt, daß es unmöglich fällt, ihn mit Bestimmtheit anzugeben. Von den Rittern des heiligen Grabes zu Jerusalem grünt, als eine Merkwürdigkeit Schlesiens, noch ein Zweig zu Reiße, und da der fromme Katholick in diesen Tagen seine Andacht bey dem heiligen Grabe zu feyern pflegt, so glaube ich das Andenken dieses ehrwürdigen Ordens auf keinen schicklichern Tag verlegen zu können.

Der Zweck dieses Ordens geht schon aus seiner Benennung und aus seinem Gelübde hervor. Die Mitglieder sollten Wächter und Beschirmer des heiligen Grabes zu Jerusalem seyn. Dies zeigt un-

unbezweifelt an, daß bey seiner Entstehung das Grab Christi in christlichen Händen seyn muste. Aber wann ward er gestiftet? Hier wird es dunkel und der Orden selbst kennt seinen Ursprung nur aus einer in ihm fortgepflanzten Tradition, und diese besagt folgendes.

Der Apostel Jacob der Jüngere war 63 Jahre nach dem Tode des Erlösers Bischof zu Jerusalem. Von frommer Sehnsucht nach dem Herrn ergriffen, that er an einem Ostertage das Gelübde, er wolle eher nicht essen, als bis er den Auferstandnen mit eignen Augen gesehen hätte. Und noch an eben diesem Tage ward seine Sehnsucht gestillt. Christus erschien ihm und mehrern um ihn versammelten Freunden. Er gebot den Tisch zu decken, segnete das Brod nach seiner bekannten Weise und rief dann dem Apostel zu: steh auf, lieber Bruder Jacob! und iß, weil des Menschen Sohn von den Todten auferstanden ist. Zu gleicher Zeit bezeichnete er das weiße Kleid, welches Bischof Jacob trug, mit einem doppelten blutfarbnem Kreuze aus seiner Seitenwunde, zur Bedeutung, daß Jacob und seine Nachfolger, die Wächter des heiligen Grabes mit diesem Zeichen vor Könige und Fürsten treten und den Ruhm des Gekreuzigten verkündigen sollten. Deswegen trugen auch nach Jacobs erfolgtem Ableben, die von ihm dazu ernannten und bestellten Grabwächter oder Grabesritter ein weißes Kleid, als Sinnbild der Unschuld Christi und zur Andeutung seines Todes einen rothen Mantel mit einem vergoldeten Kreuze.

Beym Mangel der Urkunden lassen wir, wie jede andere, diese Tradition vom Umsprunge der Grabesritter auf sich selbst beruhen. Nach anderer

Mei-

Meinung soll die Stiftung dieses Ordens in das Jahr 1099 zu setzen seyn. Wenigstens muß er um die Zeit der Kreuzzüge und unter der Regierung Gottfrieds von Bouillon, Königs zu Jerusalem, daselbst sicherlich schon existirt haben, wie es der Name und der Zweck desselben deutlich zu erkennen giebt. Auch leidet es eben so wenig Zweifel, daß der Orden in Jerusalem selbst entstanden sey, welches aus dem Fortgange seiner Schicksale erhellt. Als Saladin im Jahr 1187 diesen Ort mit stürmender Hand eroberte, kamen fast alle Ritter des heiligen Grabes dabey ums Leben. Nur ihrer drey retteten sich dadurch, daß sie ein Fahrzeug fanden, auf welches sie sich flüchteten. Ohne Steuermann noch Ruderknecht zu haben, wagten sie sich damit auf gut Glück, in die weite See, und ein günstiger Wind führte sie nach Italien, wo sie in Perugia landeten und diesen Ort zum Hauptsitz ihres Ordens machten. So wie damals die ganze Christenheit von Jammern über die Gräuel der Saracenen im gelobten Lande widerhallte, so wandten sich auch die drey Grabesritter mit ihren Klagen an den römischen Stuhl. Sie machten dem Pabste eine so lebendige Schilderung von dem kläglichen Untergange ihrer Ordensbrüder, welche in Beschützung des heil. Grabes gefallen waren, daß er davon auf das innigste gerührt wurde und verordnete: sie sollten von nun an das weiße Kleid ablegen und zum Zeichen einer immerwährenden Trauer über das verlorne Grab des Erlösers und ihrer dabey gebliebnen Ordensbrüder ein schwarzes, und statt des goldnen Kreuzes ein doppelt roth seidnes tragen, welches sie auch noch bis heute beybehalten haben.

Von

Von nun an beginnt in der Geschichte dieses Ordens ein helleres historisches Licht zu tagen. Ein pohlnischer Ritter Jaxa war auch der Kreuzfahne nach Palästina gefolgt. Bey seiner Rückkehr brachte er den ersten Grabesritter, einen gebohrnen Franzosen, Namens Martin, mit sich nach Miechow in Pohlen und schenkte ihm zu seinem und seiner ihm nachbeorderten Ordensbrüder Unterhalt daselbst drey Dörfer von seiner Herrschaft. So faßte dieser Orden zuerst zu Miechow festen Fuß. Boleslav der Lange, Herzog von Pohlen und Schlesien bestätigte nicht nur diese Schenkung, sondern gründete auch im Jahre 1190 das noch blühende Stift dieses Ordens zu Neiße. Das traurige Schicksal dieser Ritter und das Andenken ihrer männlichen Vertheidigung des heiligen Grabes glaubten fromme Schlesier vergüten und sie mit ihren erlittenen Unfällen aussöhnen zu müssen. Es fanden sich bald mehrere Wohlthäter, unter welchen sich einige schlesische Bischöfe besonders auszeichneten, weswegen es noch die heutigen Ordensglieder laut bekennen, daß sie ihre Existenz und Beförderung in Schlesien besonders den Bischöfen von Breslau zu danken haben. Dieser Pflicht der Dankbarkeit entledigte sich noch neuerdings Herr Anton Klose im Namen seiner Ordensbrüder beym Regierungs-Antritt des gegenwärtigen Fürstbischofs von Hohenlohe in einer vortreflichen lateinischen Ode, und empfahl dabey seinen Orden auch für die Zukunft in diese bischöfliche Huld. Ich habe sowohl von dieser mir gütigst auf Verlangen mitgetheilten Ode, worin die Hauptschicksale des Ordens in gedrungner Kürze angedeutet sind, als auch von den übrigen Stiftsnachrichten dankbaren Gebrauch gemacht und füge daraus noch folgendes bey.

Auf

Auf der Kirchenversammlung zu Basel errang sich das bisher noch immer von Miechow abhangende Neißerstift die Unabhängigkeit und 1366 erhielt es Herzogsrecht.

Unter seine vorzüglichen Wohlthäter zählt es, außer seinem vorhingedachten Stifter, noch den Bischof Thomas I. welcher 1238 ihm die Stiftswohnung und die Kirche Maria in Rosis baute. Das Marienbild, welches die Stiftsherrn in dieser ihnen angewiesenen Kirche vorfanden, wird heute noch als eine ehrwürdige Antike in der Hauskapelle des Stifts aus Dankbarkeit aufbewahrt. Herzog Primislav zu Ratibor stiftete 1295 zur Verehrung des heiligen Grabes die Probstey und das Hospital daselbst, und Bischof Johann III. die Probstey zu Reichenbach 1296, von welcher gegenwärtig Herr Probst Krichler, ein seltner Menschenfreund, toleranter, allgemein beliebter Mann, Inhaber ist. Zwey andere Probsteyen, welche das Stift, eine zu Glogau, die andere zu Frankenstein hatte, sind theils durch die Hußiten, theils durch die Reformation eingegangen. Walter Scultetus, verewigte als Mitglied des Ordens sein Andenken durch Schenkung des Gutes Neuland und der Johannes Mühle 1226, welchem Beyspiel auch ein Ordensmitglied Herr von Kunitz folgte, der bey seinem Eintritt das Gut Bittendorf seinen Brüdern erb- und eigenthümlich übergab. Friedrich von Kyslink verehrte 1296 das Gut Lentsch und Bischof Heinrich 1306 den Warthenwald. Bey der guten Oeconomie, welche die Prälaten führten, waren sie im Stande, den Glanz des Ordens durch Ankauf der Güter Hannsdorf, Rieglitz und Beigwitz zu vermehren.

Ein

Ein seltnes Beyspiel in der vaterländischen Geschichte, wo man sonst mehr von verkauften als angekauften Stiftsgütern findet. Für die ansehnlichen Zinsen, welche Bischof Thomas von Hansdorf und Beigwitz zog und solche dem Orden schenkte, übernahm dieser die Verbindlichkeit, das noch bestehende Kreuzhospital in Neiße zu bauen, in welchem 12 alte dürftige Frauen verpflegt und unterhalten werden. Paul von Hentschel gab 1437 dem Orden das Gut Raasdorf und die Ordensmeister giengen so gut mit den Einkünften ihrer nunmehrigen Besitzungen um, daß Johannes Unglaube 1500 die Scholtisey Tschauswitz und Andreas Thiele 1519 den Busch Kattenberg käuflich an sich brachten, welches ein sehr vortheilhaftes Licht auf die Oeconomie dieser Männer wirft, die überhaupt im Orden einheimisch zu seyn scheint, denn er gehört unter die wenigen, welche sich rühmen können, nichts von dem verlohren zu haben, was ihre Väter besaßen. Das Beste sollte indessen noch nachkommen. Zu einer Zeit, wo Mildthätigkeit gegen den Clerus schon eine ziemlich eingewinterte und abgestorbne Pflanze frommer Herzen war, blühte sie für das Stift zu Neiße noch einmal auf das herrlichste auf, indem die Wittwe Polexina von Smeskal, gebohrne von Petz 1670 den 3ten December den Orden zum Erben der ansehnlichen Herrschaft Kunzendorf bey Neustadt einsetzte, wofür er gewisse Fundational-Verbindlichkeiten übernahm. In ihre Fußstapfen trat Frau Theresia von Donig, welche 1742 dem Stifte das Gut Kaindorf verehrte, wozu noch in eben dem Jahre das schon oben gedachte Bittendorf des Ordensbruders von Kunitz kam.

Auch

Auch dieser Orden litt besonders von der Wuth der Hußiten. Sie verbrannten die erste Wohnung desselben, welche außerhalb der Stadt auf den Feldern des noch zum Stift gehörigen Dorfes Neuland lag und ermordeten alle Mitglieder bis auf den einzigen Kreuzermeister, wie man sonst den Vorsteher zu nennen pflegte, einen sehr edlen Priester, den selbst die Feinde wegen seiner erhabnen Nächstenliebe und Tugend aus Hochachtung schonten. Bischof Conrad nahm den Orden dann in die Stadt auf und wies ihm seine Wohnung auf dem Salzringe an. Als aber Bischof Carl, Erzherzog von Oesterreich, 1622 die ersten Jesuiten mit sich nach Schlesien brachte, wurde der Orden genöthigt, den Vätern der Gesellschaft Jesu, den Lieblingen Carls, diesen Wohnsitz zu überlassen und erhielt den gegenwärtigen Platz zu seinem Sitz. Carl gab ihm für diese Abtretung große Versprechungen, die er wohl auch erfüllt haben würde, wenn sein früher Tod nicht dazwischen getreten wäre.

Unter der zahlreichen Reihe seiner Vorsteher und Prälaten verehrt der Orden mit ausgezeichneter Hochachtung das Andenken Rentwigs, seines ersten infulirten Prälatens und Ordensgenerals, dem er auch grösstentheils die reiche Smeskalsche Stiftung zu verdanken hatte. Mit nicht minderer Rührung denkt er an Stenzels Vatersorge und an die biedere Redlichkeit des Grafen von Neuhaus, in deren ehrwürdige Fußstapfen der noch lebende Prälat Herr Johannes Nepomuck Czucher mit rühmlichem Wetteifer tritt.

Sieben und zwanzigster März.

1428. Hußiten in Neumark.

Sie überfielen die Stadt, plünderten, zündeten sie an, so daß die Häuser, Kirchen und Klöster abbrannten. Noch an eben diesem Tage verwüsteten sie Kanth und kamen bis in die Nickelsvorstadt von Breslau, wo sie die Kirche und den Pfarrhof abbrannten. Den ausgehaunen Heiligenbildern an der am Wege stehenden Kapelle schlugen sie die Köpfe ab und respectirten nur das Crucifix, wie heutiges Tages noch zu sehen ist.

Acht und zwanzigster März.

1469. Nicolaus Zedlicz, Pfarrer zu St. Elisabeth.

Es ist schon gelegentlich gedacht worden, daß vorzüglich die Geistlichkeit die unselige Fehde zwischen George Podiebrad und der Stadt Breslau unterhielt. Unter diesen zeichnete sich der damalige Pfarrer zu Elisabeth, Nicolaus Zedlicz, besonders aus. Ein Zeitgenosse, Eschenloer, entwirft von ihm bey seinem Ableben folgendes Bild:

„Er verhieng seit dem Tode des Königs Ladislav viel Thorheit in seinem Pfarrhofe. Viel Afterräthe und Nachräthe wider den Rath wurden darin gehalten, oft grausame Versammlungen im Harnisch

zu

zu Auflaufen. Was im Rath behandelt oder beschlossen war, behagte es diesem Rath im Pfarrhofe nicht, so hatte es keinen Vorgang. Aus diesem Pfarrhofe kam alles Regiment auf den Predigtstuhl daselbst, und was da gebilligt und gerathen ward, das muste Fortgang haben, da oft großer Mord und Fährlichkeit vor Augen stand. Allein die große wunderbare Güte Gottes wandte es allezeit ab. Etliche aus dem Rath kamen in diesen Pfarrhof, sagten alle Räthe wider ihre gethane Eide. Ob sie gleich auf dem Rathhause den weisen Leuten nach Vernunft folgen musten, so liefen sie doch in diesen Pfarrhof. Er versicherte die Breslauer, als König George seine Regierung angetreten, er würde kein Jahr leben und doch mußte er ihm vorangehen. Wie der Pfarrer Sitten hatte, so waren alle seine Räthe. Er war ein jung frisch Mann, eigenwillig. Gott sey ihm gnädig! Ohne Zweifel hat ihn der gütige Gott um des christlichen Standes dieser Stadt willen nicht länger wollen leben lassen; sondern von hinnen genommen in den allerbesten."

Diesen Geist der Widerspenstigkeit hatte Zedlicz allen seinen Caplänen mitgetheilt, welche ohne Bedenken Aufruhr und Empörung predigten. Einst kam einer derselben auf die Kanzel und sagte zum Volk: „Endet, was ihr vorhabt! straft die Verräther." Ein anderer kam zu einem Schumacher Eltesten und fragte: „wenn werdet ihr den Verräthern die Köpfe abschlagen? Wie lange verzieht ihr? Sie werden euch noch die Stadt verrathen." Der gute Meister wies ihn aber auf eine beschämende Weise ab und führte ihm zu Gemüth, daß solche Reden einem Priester nicht geziemten.

Die

Die breslausche Priesterschaft bildete damals einen heillosen statum in statu, so daß weder Bischof Jodocus noch der Rath irgend etwas durchzusetzen vermochten, indem jene unabläßig die heilsamsten Rathschläge und Pläne vereitelten. Theils hatten sie einige Rathsglieder auf ihrer Seite, theils hezten sie von den Kanzeln das Volk dermaßen gegen die Obrigkeit auf, daß diese oft thun muste, was der Pöbel gebot. Sie wusten es so weit zu bringen, daß die ihnen nicht gefälligen Rathsglieder ausgestoßen und diejenigen erwählt werden mußten, welche sie durch den Pöbel dazu vorschlagen ließen. Durch diesen Hinterhalt war auch der Pöbel so unbändig geworden, daß sich jedermann vor ihm fürchtete. Die Stände mochten deswegen zuletzt nicht mehr ihre Versammlungen in Breslau halten und schlugen Brieg dazu vor, weil, wie sie sich ausdrückten, mit dem unvernünftigen, ungehorsamen und unsinnigen Volk zu Breslau, das jeden Fremden durch anzügliche Reden und wildes Betragen beschwerlich wäre, nichts anzufangen wäre.

Neun und zwanzigster März.

1562. Brand zu Reichenbach. (Aus einer handschriftlichen Chronik.)

Den 29ten März an dem lieben heiligen Ostertage ist zu Reichenbach in eines Bürgers Mälzhause Feuer auskommen und seind ausgebrannt 108 Häuser. Dieser geitzige Bürger hatte lassen an dem heiligen Ostertage Malz dorren, darüber hat sie Gott

sichtiglichen gestraft und ihnen den Freudentag zu einem Trauertag gemacht, daß sieseiner Auferstehung nicht dankbar gewesen und seind viel arme Leute worden."

Mit der leidigen Auslegung über die Strafen Gottes, welche mitunter bey ähnlichen Fällen wohl auch heute noch geprediget wird! Was konnten denn die 107 andere dafür, welche nicht Malz dörrten und vielleicht sehr andächtig in der Kirche das Fest der Auferstehung feyerten?

Dreyßigster März.

1349. Kreuzbrüder und Flagellanten.

Schon im Jahr 1261 erschienen die ersten Kreuz- und Geißelbrüder aus Italien in Schlesien. Diese Erscheinung war eine religiöse Epidemie, die sich allgemein verbreitete. Ohne Unterschied des Standes und des Alters zogen diese Büssenden bey Nacht prozeßionsweise bis auf die Hüften entblößt durch die Straßen und geißelten sich mit ledernen Riemen bis aufs Blut. Voran giengen Priester mit Kreuzen und Fahnen und der sich geißelnde Zug folgte, warf sich auch vor die Altäre nieder und peitschte sich. Das Schauspiel gefiel und fand großen Zulauf. Hut und Kleider hiengen hinten und vorn voll Kreuzen und am Rock die Geißel, welche Knoten und vier eiserne Stacheln hatte. Unter Anführung eines Oberhaupts zogen sie paarweise durchs Land und verweilten aller Orten nur einen

Tag. Diese Bußübungen öffneten sich mit Schließung eines Kreises und Ablegung ihrer Kleider. Dann warf sich einer nach dem andern in Form eines Kreuzes hin, stand wieder auf und nun begann unter Gesang die Geißelung nach der Reihe.

Drey Vorsänger und Vorgeisler standen mitten im Kreise, nach deren Vorspiel sich die andern richteten. Hatte dies lange genug gedauert, so fielen alle auf die Knie, dann aufs Gesicht in Gestalt eines Kreuzes, beteten schluchzend, giengen hierauf an dem Kreise hin, wo sie ihr Anführer ermahnte: daß sie zu Gott für das Volk, für ihre Wohlthäter, für ihre Feinde und für alle Sünder im Fegfeuer beten sollten. Sie bretteten hierauf ihre Hände gen Himmel, sangen kniend, standen auf, geißelten sich im Gehen, wie zuerst, und kleideten sich endlich wieder an. Nun kamen diejenigen an die Reyhe, welche unterdessen die Kleider und Sachen der andern bewacht hatten. Das Trauerspiel beschloß mit der Vorlesung eines Briefes, welchen ein Engel geschrieben und in der St. Peterskirche zu Jerusalem abgegeben haben sollte. Der Inhalt desselben besagte, daß Christus, erzürnt über die Laster der Menschen als Entheiligung des Sonntags, Unterlassung des Fastens am Freitage, Gotteslästerung, Wucher und Ehebruch, seiner Mutter und den Engeln, welche ihn um Erbarmung anflehten, zur Antwort ertheilt hätte: ein jeder, der außer seinem Vaterlande wandern und sich 34 Tage lang geißeln würde, sollte die göttliche Erbarmung erlangen. Keiner zweifelte an die Aechtheit der himmlischen Urkunde und so eilten Menschen aus allen Ständen der Forderung derselben Genüge zu thun.

Um

Um hiebey auch nicht den Schein einer frommen Betteley zu haben, so nahm keiner von ihnen Allmosen für seine Person, sondern was ihnen freiwillig angeboten wurde, ward auf Lichter und Fahnen verwendet. Keiner konnte in diese Gesellschaft der Büssenden aufgenommen werden, der nicht so viel nachweisen konnte, als er zum täglichen Unterhalt brauchte, wenigstens 9 Pfennige. Auch muste er die Erlaubniß seiner Ehegattin und das Zeugniß, daß er ein reuiger Sünder sey, beybringen und sich verpflichten, dem Anführer während der bestimmten Bußzeit pünktliche Folge zu leisten.

Nachdem diese Schwärmerey ziemlich in Vergessenheit gerathen war, so kam sie 1349 wieder zum Vorschein. Ein großer Schwarm solcher Geißler kam unter der Anführung eines Diaconus, der aus Breslau gebürtig war, aus Ungarn nach Schlesien. Bischof Preczlav duldete sie anfangs und gab ihnen die Erlaubniß umher zu ziehen. Er fand aber bald, daß sie solches mißbrauchten und über die Schnur hieben, weil manche Frauenzimmer gesegneten Leibes von diesen Bußübungen zurückkehrten. Der Bischof fand also sehr vernünftig für gut, scharfe Maaßregeln zu ergreifen und ließ sogar den Anführer dem weltlichen Arm überliefern, der ihn zum Scheiterhaufen verdammte.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Register
über den Ieen Band.

A.

	Seite.		Seite.
Ablaß vor Schützenbr.	165	Cistercienser	87 134
Accord sächsischer	220	Clarenkloster	237
Adelheit	232	Collegiatcapitel	13
Albrecht, Herzog	337	Collovratscher Vertrag	190
Anton, Schäferknecht	174	Commerzcollegium	371
Armenversorgung	111	Congreß zu Neiße	337
Armenhaus zu Kreuzburg	387	Consistoria errichtet	178
Arnold, Burgermeister	328	D.	
Arnsdorf	213	Dambrowka Prinzeßin	314
Auras brennt ab	177	Deveroux	262
B.		Dismembration	341
Bach, Professor	17	Dobies	232
Baurenprediger	174	Dobre König	350
Bendschin	168	Domkirche gebaut	133
Bene König	350	E.	
Bernhardin Kirche	319	Elisabethbibliothek	22
Bibran, von	322	— Gymnasium	139
Bolko	141	— thurmspitze	252
Breslau, Privilegien	353	Enthauptung	309
— Lob	354	Erdbeben	267
Brieg brennt ab	376	F.	
— Gymnasium	378	Fastenpredigten	292
Burg, Consist. R.	346	Feiertage aufgehoben	345
Bund gegen Podiebrad	382	Feuer-Societät	223
C.		Franke	361
Carl VI. wallfahrtet	49	Frankenstein, Hinrichtung	72
Capistran	198 201	Fräuleinstift	95
Christenthum eingeführt	312	Freimaurer-Schule	132
Charlottenbrunn	190	Friedrich II. König	126

Register.

S.

Friedrich V. König 221 285
Friedrich III. Herzog 114
Flagellanten 401

G.

Georg II. 82
Gerstmann Bisch. 100 384
Gespenster 168
Girsig s. Podiebrad
Glogau 97 327 360
Götz 152
Goldberg 137
Grünberg 270
Guhrau 53
Gymnasium, Brieg 378

H.

Heidenreich, Rector 82
Heinrich I. 363
Heinrich IV. 14 29 93 179 219
Heinrich V. 237
Heinrich VI. 141
Heinrich XI. 113 236 239
Himmelfahrt 311
Hübner, Todtengräber 73
Hubertsburg, Friede 209
Hußiten 343 376 398

J.

Jacob, Apostel 392
Jaroslav, Bischof 124
Jaxa 394
Impost 379
Illau, General 152
Jodocus, Bischof 156
Johann, König 324 367
Juden verbannt 147

K.

Kalender eingeführt 7
Kamenz 86
Karl 285
Karthäuser 81
Kitlitz 246
Kraja 355
Kretschmer 195
Kreuzpredigt 293
Kreuzburg 255 387
Kreuzherrn 253
Kreuzhospital 396
Kreuzbrüder 401
Kirchencommißion 360
Kospoth 288
Kunstadt s. Podiebrad
Kunze spukt 169

L.

Ladislav 147
Laudon 373
Liebenthal 386
Ludwig, Abt 86
Luxus 148

M.

Mandat, hartes 320
Majestätsbrief 294
Mar. Magd. Gymnasium 194
Mathias, König 337
Mathias, Kloster 253
Milde, Todtengräber 76
Mieszko 314
Militsch 367

N.

Nanker, Bischof 367
Neiß 124 337
Nerlich, Jesuit 320
Neumann, Caspar 135
Neujahrsumgang 5
Neustadt, Treffen 271
Neutralitätsacte 9
Nicolai Kirche 99

Register.

S.

O.

Orden der Kreuzherrn 253
— des heil. Grabes 391
— Cistercienser 86

P.

Päzold, Rathmann 112
Peter der Däne 226
Peter von Glogau 333
Peterspfennig 253
Piast 264
Podiebrad 61 101 382 390
Polack, Hauptmann 327
Pohlen getheilt 216
Polkwitz brennt ab 359
Prämonstratenser 121
Primislav 326
Privationsbulle 101
Probus, Heinrich 16
Promnitz, Bischof 110
Provinzialblatt 144
Provinzial-Kunstschule 17

R.

Rath, schweidnitzer 33
Rhediger. von 21 296
Reichenbach 151 374
Rosenberg s. Jodocus.
Rudolf Bischof 40 105 161

S.

Sanction, pragmat. 49
Schafgotsch, Bischof 54
Seherr-Thoß 181
Sigismund, König 25
Sinzendorf, Bischof 54
Schmiedeberg 214
Smeskal 396
Schmettau, Fräuleinstift 95
Schmolke, Benj. 106
Schließglocke 359
Sternberg 254
Stockhauspredigt 336
Strack, Rittmeister 153
Strehlen 82
Striegau 353
Schweidnitz 192 275
Schwiebus 45

T.

Tauenzien 372
Tabacksfabrike 8
Theilung Pohlens 216
— Brieg und Liegnitz 250
Tharoult 167
Thomas, Bischof 14 29
Todtengräber 73
Tschammer 331
Turze, Bischof 190

U.

Ungarwein, Impost 379

W.

Walter, Bischof 133
Warnsdorf 218
Wartenberg 362
Wallenstein 258
Wirben, Heinrich 367
Willhelmsschule 357
Wisenburg 278
Wolfsjagd 139
Wladislav, König 350

Z.

Zedlitz, Pfarr 398

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die denkwürdigsten Jahrstage Schlesiens

Bd.: 1. Mit 6 Kupfern. - 1802. - 404 S.

Glatz 1802
Germ.sp. 660 c-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10022704-6